

CHRONIK '97

**AKADEMIE DER DIÖZESE
ROTTENBURG-STUTTGART**

Inhalt

Vorwort	3	Kinderspiel – Pflegeversicherung im Heim – Offene Altenarbeit im Umbruch – Wege von Frauen in Prozessen der Schulentwicklung – Nachhaltige Entwicklung in der Region Bodensee–Oberschwaben – Ravensburger Waaghausgespräche – Akademietagung der pastoralen Dienste – 3. Herbstakademie Wirtschafts- und Unternehmensethik – Qualitätsmanagement in der psychologischen Beratung – Lateinamerika: Die ungerechte Gesellschaft – Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht	
Überblick		Festliche Anlässe	
– Offene Tagungen	4	– Sommerfest Hohenheim/ Akademiefest Weingarten	192
– Fachtagungen	8	– Ein besonderes Fest für Zunge und Gaumen im Tagungshaus Weingarten	196
– Abendveranstaltungen	23	– 90. Geburtstag Prälat Hanssler	197
– Feste	26	– Drey-Symposium	202
– Ausstellungen	26	– 50 Jahre Predigtzeitschrift „Dienst am Wort“	204
– Gastveranstaltungen	28	– Aleksandr-Men-Preis 1997	208
– Zahlen zur Chronik '97	30	Zum Tod des Aleksandr-Men-Preisträgers 1996, Lew Kopelew	219
– Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter	32	Bericht zu den Hohenheimer Osteuropawochen	220
Ausgewählte Arbeitsschwerpunkte und thematische Reihen		Zum Tod von Pinchas Lapide	224
– Wissenschaftliche Forschungsarbeit im Referat Geschichte	34	Dr. Irmgard Fromm gestorben	225
– Seminarprogramm Journalismus	38	Gründung des Gesprächskreises „Zeitgenössische Kirchenmusik“	226
– Tagungen zu Themen der Fastnacht 1988-1996	42	Erwin Grünwald neuer Geschäftsführer	226
Berichte von Tagungen nach Themenbereichen	48	Martinusmedaille für Paul Dingwerth	227
Weltethos – Religion ohne Gott – Gott ohne Religion? – Technische Kreaturen auf der Überholspur der Evolution – Mit Würfel und Mausclick in die virtuelle Umwelt – Neue Medien als religionspädagogische Herausforderung – Der Religionsunterricht der Zukunft in Baden-Württemberg – Diakonatskongreß – Rechtfertigung – Ökum. Frauenkongreß – „Rein und makellos sei das Weib“ – Das Trauma der Shoa im jüdischen Bewußtsein heute – Lesung aus Victor Klemperers Tagebüchern – Der Genozid in der modernen Geschichte – Die Alamannen und das Christentum – Martin von Tours – Hagiographie im Kontext – Oberschwaben und Spanien an der Schwelle zur Neuzeit – Aschermittwoch der Künstler – Vernissagen – 4. Weingartener Akademie Bildhauer-Symposium – Kulturelles (Über-)Leben in der Region Oberschwaben–Bodensee – „Was macht ein Kunstwerk ...“ – Literaturgespräche: Borchert-Böll – Integrale Kunstbetrachtung mit neuen Medien – Hohenheimer Mediengespräch – Weingartener Journalistentag – Stuttgarter Tage der Medienpädagogik – Partizipation junger Menschen – Kindsein ist kein		Publikationen aus dem Jahr 1997	228
		Kuratorium – Liste der Kuratoriumsmitglieder	230
		Zum 70. Geburtstag von Prof. Otto Herbert Hajek	232
		Akademieverein	234
		Spenderinnen und Spender	239
		Kooperationspartner 1997	240
		Mitgliedschaften der Akademie	241
		Katholische Akademien in Deutschland	243
		Impressum	248

Die Akademie – Kulturstation für Kirche und Gesellschaft

In einer Zeit sich dramatisch verknappender finanzieller Ressourcen sieht sich die Arbeit der kirchlichen Akademien mehr und mehr unter Legitimationsdruck gesetzt. Sie muß sich die Frage gefallen lassen, welchen Nutzen sie denn der Kirche und der Gesellschaft bringe. Auf ihren unmittelbar meßbaren ‚Nutzwert‘ festgelegt, gerät die dialogische Kulturarbeit der Akademien gegenüber anderen kirchlichen Aktivitäten wie der Pastoral und der Glaubensunterweisung, insbesondere aber gegenüber dem in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit hoch angesehenen sozialen Engagement der Kirche auf den ersten Blick scheinbar ins Hintertreffen.

Verstehen wir unter ‚Kultur‘ nicht nur im engeren Sinn die klassischen Felder der Hervorbringungen der schöpferischen Kräfte des Menschen – wie zum Beispiel Literatur, bildende Künste, Theater, Film, Musik –, sondern meinen wir mit ‚Kultur‘ vielmehr den Gesamtkomplex der den Menschen in seiner Personalität, in seinem Zusammenleben und in seinem sozialen Sein prägenden, spirituellen, geistigen und zivilisatorischen Dimensionen, Wertesysteme und leitenden Ideen, so wird deutlich, daß der Kirche auf diesem Feld eine Gestaltungs(mit)verantwortung zukommt. Wenn dazu kommt, daß ‚Kultur‘ das ist, „wodurch der Mensch als solcher mehr Mensch wird, mehr Mensch ist, besser zum ‚Sein‘ gelangt“, und die Kultur „immer in wesentlicher und notwendiger Beziehung zu dem steht, was der Mensch ist ...“ (Johannes Paul II., 1982, Rede vor der UNESCO), wächst die Dringlichkeit von kirchlicher, zeitgenössischer Kulturarbeit, die heute allerdings nur dialogisch geschehen kann.

Die Präambel der Satzung des Akademievereins definiert in diesem Kontext die dialogische Kulturarbeit der Akademie folgendermaßen: „Als Einrichtung der katholischen Kirche und in ökumenischer Offenheit fördert sie in den inhaltlichen Schwerpunkten ihrer Fachreferate in wissenschaftlich verantworteter Weise die intellektuelle, ethische, soziale, religiöse und ästhetische Kultur von Kirche und Gesellschaft.“ Der ‚Nutzen‘ einer solch dialogischen Kulturarbeit kommt der Gesellschaft ebenso zu wie der Kirche, denn „eine kulturlose und kulturfremde Kirche würde sich auf die Dauer selbst zerstören.“ (Bischof Lehmann, 1996)

Wer uns als Akademie also nach unserem ‚Nutzen‘ fragt, dem sagen wir: Wir brauchen nicht nur Sozialstationen, wir brauchen auch Kulturstationen. Kurzfristig hilft das soziale Engagement – die Sozialarbeit – sichtbarer und spürbarer, mittel- und langfristig wirkt sich das kulturelle Engagement – die Kulturarbeit – nachhaltiger aus. Die Kulturarbeit der Akademie trägt und fördert eine aus christlicher Tradition mit hervorgegangene Kultur, in der auch und besonders soziale Werte ihre bleibende Geltung haben. Wer langfristig die soziale Dimension unserer Gesellschaft, die Verwirklichung von Gerechtigkeit und Würde des Menschen erhalten und fortentwickeln will, der muß eine entsprechende Kulturarbeit und Bildungsarbeit leisten!

Inwiefern die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart diesem selbstgesetzten Maßstab entsprochen hat, möge der Leser der vorgelegten Jahreschronik 1997 selbst beurteilen.

Dr. Gebhard Fürst,
Akademiedirektor

28 Offene Tagungen mit 2008 Teilnehmerinnen und Teilnehmern

Weingarten, 4.–5. Januar

91 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

EI – Jahwe – Abba

Gottesvorstellungen vor dem Hintergrund
menschlichen Leidens

Tagungsleitung:

Dr. Heinz-Hermann Peitz

Referenten:

Prof. Dr. Georg Baudler, Aachen

Prof. Dr. Bernhard Grom SJ, München

Weingarten, 10.–12. Januar

87 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Lateinamerika: Die ungerechte Gesellschaft

Zur Frage von Distributionsverzerrungen und
ihren Korrekturmöglichkeiten

Weingartener Lateinamerikagespräche

Tagungsleitung:

Dr. Rainer Öhlschläger

Prof. Dr. Manfred Mols, Mainz

siehe Seite 184

Weingarten, 17.–18. Januar

124 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Nachhaltige Entwicklung in der Region Bodensee – Oberschwaben

In Zusammenarbeit mit dem BUND Ravensburg
und dem Bildungswerk Ravensburg der Konrad-
Adenauer-Stiftung

Tagungsleitung:

Alexander Götz, Ravensburg

Dr. Heinz-Hermann Peitz

Manfred Walser, St. Gallen (CH)

siehe Seite 166

Weingarten, 27. Januar

72 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Zum „Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus“

Das Trauma der Shoa im jüdischen Bewußtsein
heute

Leitung:

Dr. Abraham Peter Kustermann

Dagmar Mensink

siehe Seite 92

Stuttgart-Hohenheim, 31. Januar–2. Februar

190 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Rechtsschutz in Ausländer- und Asylrecht

Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht

Tagung in Zusammenarbeit mit:

Caritasverband für die Diözese

Rottenburg-Stuttgart

Diakonisches Werk Württemberg

Deutscher Gewerkschaftsbund, Landesbezirk

Baden-Württemberg

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Klaus Lörcher, Mannheim

Dr. Christoph Schuhmacher, Bonn

siehe Seite 188

Stuttgart-Hohenheim, 7.–9. März

75 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Rechtfertigung“: Ökumenische Einigung in Sichtweite!

Ein (doppeltes) Lehrstück im

lutherisch-katholischen Dialog

In Zusammenarbeit mit der Evangelischen

Akademie Bad Boll

Tagungsleitung:

Albrecht Esche M.A., Bad Boll

Dr. Abraham Peter Kustermann

siehe Seite 82

Stuttgart-Hohenheim, 14.–15. März

108 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Stetes Bemühen – war's das?

Medienpädagogik: Eine Bilanz

20. Stuttgarter Tage der Medienpädagogik

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Heidi Büchler-Krienke, Stuttgart

Martin Dellit, Stuttgart

Hanns-Georg Helwerth, Stuttgart

Frank Hintrager, Stuttgart

siehe Seite 144

Weingarten, 14.–16. März

95 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Dich preisen wir“ – „Tebe blagoslovim“

Arbeitstagung für Sängerinnen und Sänger mit dem Verein für Ostkirchliche Musik (VOM) und dem Sergius-Chor Weingarten

Tagungsleitung:

Dr. Abraham Peter Kustermann

Referenten und Chorleitung:

Heromonach Kosma Büchl, Konstanz/

Baden-Baden

Prof. Dr. Heribert Tilmann, Weingarten

Peter Vitovec, Hemmental

Stuttgart-Hohenheim, 22.–23. März

53 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Palmbuschen – Ostereier – Speisenweihe ...

Christliche Fasten- und Osterbräuche: Bedeutung und Hintergrund

Tagungsleitung:

Dr. Verena Wodtke-Werner

Referentin/Referenten:

Pater Peter Greif SJ, Basel

Prof. Dr. Werner Mezger, Freiburg i. Br.

Prof. Dr. Dietz-Rüdiger Moser, München

Dr. Karin Göbel-Schauerte, Berlin

Weingarten, 9. April

14 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Wiedergelesen

Thornton Wilder: „Die Brücke von San Luis Rey“

Tagungsleitung und Referentin:

Elisabet Plünnecke

Stuttgart-Hohenheim, 16. April

45 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Wiedergelesen

Thornton Wilder: „Die Brücke von San Luis Rey“

Tagungsleitung und Referentin:

Elisabet Plünnecke

Ravensburg, Schwörssaal, 24.–27. April

1820 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Auf der Suche nach der gewonnenen Zeit

Ravensburger Waaghausgespräche 1997

Tagungsleitung:

Dr. Jürgen Blattner, Ravensburg

Dr. Thomas Knubben, Ravensburg

Dr. Rainer Öhlschläger, Weingarten

Prof. Dr. Edgar Thaidigsmann, Weingarten

siehe Seite 170

Stuttgart-Hohenheim, 8.–9. Mai

76 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Die Himmelfahrt der Vollendeten:

Elija – Jesus – Muhammad

Tagungsleitung:

Dr. Abraham Peter Kustermann

Referenten:

Bekir Alboga M.A., Mannheim

Gerold Necker M.A., Berlin

Prof. Dr. Johannes M. Nützel OCarm, Münster

Weingarten, 9.–11. Mai

78 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Oberschwaben und Spanien an der Schwelle zur Neuzeit

Einflüsse – Wirkungen – Beziehungen

Studientagung im Rahmen des

Bodensee-Festivals

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

PD Dr. Klaus Herbers, Tübingen

Elmar L. Kuhn, Markdorf

siehe Seite 105

Weingarten, 7.–8. Juni

67 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Religion ohne Gott – Gott ohne Religion?

Glaube und Religion in postmoderner Welt

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 54

Weingarten, 21.–25. Juli

64 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Kunst und Kultur im Bodenseeraum

Von A(bschrot) bis Z(ieppelin):

Technik und Mechanik

Sommerakademie

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Dr. Abraham Peter Kustermann

Referenten:

Heinrich Hamm, Weingarten

Dr. Lutz Dietrich Herbst, Ummendorf

Reinhard Kloser, Hard

Raimund Kolb, Weingarten

Elmar L. Kuhn, Markdorf

Dr. Wolfgang Meighörner, Friedrichshafen

Dr. Hans Peter Münzenmayer, Stuttgart

Prof. Dr. Franz Quarthal, Stuttgart

Gebhard Weber, Amtzell

Dr. Gert Zang, Reichenau

Schwäbisch Gmünd, 25. Juli

10 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Detlef Dörner: „... speravit anima mea“

Musikforum im Rahmen der EUROPÄISCHEN
KIRCHENMUSIK SCHWÄBISCH GMÜND 1997

Leitung:

Klaus Weber, Ludwigsburg

Referenten:

Michael Alber, Waiblingen

Dr. Ewald Liska, Esslingen

Stuttgart-Hohenheim, 27. Juli

96 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„So sind unsere Herzen bedrückt und alle Tage ein bißchen mehr“

Lesung aus Victor Klemperers Tagebüchern mit zeitgenössischen Dokumenten 1933–1945

in Zusammenarbeit mit der Israelitischen
Religionsgemeinschaft in Württemberg

Tagungsleitung:

Dagmar Mensink

Roman Mandelbaum, Stuttgart

siehe Seite 94

Schwäbisch Gmünd, 6. September

6 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Klaus Huber: „... ñudo que aïnsi juntáis“

Musikforum im Rahmen der EUROPÄISCHEN
KIRCHENMUSIK SCHWÄBISCH GMÜND 1997

Leitung:

Klaus Weber, Ludwigsburg

Referenten:

Prof. Klaus Huber, Bremen

Dr. Ewald Liska, Esslingen

Prof. Manfred Schreier, Stuttgart

Schwäbisch Gmünd, 14. September

5 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Ulrich Wolf: „Das ist mein Gebot:

Liebt einander, so wie ich euch geliebt habe“

Musikforum im Rahmen der EUROPÄISCHEN
KIRCHENMUSIK SCHWÄBISCH GMÜND 1997

Leitung:

Klaus Weber, Ludwigsburg

Referenten:

Dr. Eberhard Amon, Tübingen

Ulrich Wolf, Tübingen

Stuttgart-Hohenheim, 27.–28. September

47 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Die vierte Kränkung der Menschheit

Technische Kreaturen auf der Überholspur
der Evolution

Tagungsleitung:

Dr. Heinz-Hermann Peitz

siehe Seite 56

Weingarten, 1. Oktober

7 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Wiedergelesen

Alfred Döblin: „Die drei Sprünge des Wang-lun“

Tagungsleitung und Referentin:

Elisabet Plünnecke

Stuttgart-Hohenheim, 8. Oktober

30 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Wiedergelesen

Alfred Döblin: „Die drei Sprünge des Wang-lun“

Tagungsleitung und Referentin:

Elisabet Plünnecke

Ludwigsburg, 17.–19. Oktober

1400 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Frauen gestalten Kirche: Solidarität ist unsere Zukunft

Ökumenischer Frauenkongreß, veranstaltet von 13 Kirchen in Württemberg

Beteiligte von seiten der Akademie:

(Bereich Öffentlichkeitsarbeit)

Dagmar Mensink

siehe Seite 86

Bad Boll, 14.–16. November

29 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Rein und makellos sei das Weib“

Über die bleibende Wirkung eines alten Bildes

Tagung für Frauen in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Akademie Bad Boll

Tagungsleitung:

Dagmar Mensink

Ruth Habermann, Bad Boll

siehe Seite 89

Weingarten, 18.–19. November

64 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Mit Würfel und Mausclick in die virtuelle Umwelt

Ökologische, ethische, psychologische und pädagogische Fragen an Computersimulationen und Brettspiele

Studientagung für LehrerInnen und MultiplikatorInnen in Zusammenarbeit mit dem Bischöflichen Schulamt und dem Umweltbeauftragten der Diözese

Tagungsleitung:

Dr. Heinz-Hermann Peitz

siehe Seite 62

Stuttgart-Hohenheim, 21.–22. November

62 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Segen aus dem Netz?

Neue Medien als religionspädagogische Herausforderung

Tagung für ReligionslehrerInnen in Zusammenarbeit mit dem RPI e.V., Stuttgart

Tagungsleitung:

Peter Binder, Stuttgart

Dieter Fuchs, Stuttgart

Dr. Heinz-Hermann Peitz

Dr. Hermann-Josef Schmitz

siehe Seite 65

Stuttgart-Hohenheim, 27.–28. Dezember

163 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Der Geliebte ist mein, und ich bin sein“ (Hid 2,16)

Liebe und Sexualität in Bibel und jüdisch-christlichen Traditionen

In Zusammenarbeit mit der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Stuttgart und dem Katholischen Bibelwerk Stuttgart

Tagungsleitung:

Dr. Abraham Peter Kustermann, Stuttgart

DDr. Juan Peter Miranda, Stuttgart

Ingrid Weiß, Weil i. S.

Referentinnen/Referenten:

Prof. Dr. Rolf Baumann, Reutlingen

Katharina Ellinger, Tübingen

Ulrike Goetz, Stuttgart

Rudolf Guckelsberger, Stuttgart

Prof. Dr. Herbert Haag, Luzern

Halina und Johannes Jakobowski, Stuttgart

Dr. Meinrad Limbeck, Tübingen

Sara-Ruth Schumann, Oldenburg

107 Fachtagungen mit 4381 Teilnehmerinnen und Teilnehmern

Stuttgart-Hohenheim, 30.–31. Januar

27 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Aktuelle ausländerrechtliche Entwicklungen in Deutschland und den Nachbarstaaten

Gesprächskreis Ausländer- und Asylrecht

Gesprächsleitung:

Klaus Barwig

Weingarten, 31. Januar

7 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Oberschwaben 1848/49

Arbeitsgespräch über oberschwäbische Aktivitäten zum Thema „150 Jahre Revolution 1848/49“ in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur

Gesprächsleitung:

Dieter R. Bauer

Dr. Peter Eitel, Ravensburg

Stuttgart-Hohenheim, 3. Februar

42 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Ethik und Europapolitik

am Beispiel von Biomedizin und Biotechnik

Gesprächsleitung:

Dr. Heinz-Hermann Peitz

Referent:

Prof. Dr. Dietmar Mieth, Tübingen

Stuttgart-Hohenheim, 12. Februar

275 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Aschermittwoch der Künstlerinnen und Künstler

Leitung:

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 107

Weingarten, 18.–19. Februar

42 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Qualitätsmanagement in der psychologischen Beratung

Fachtagung in Zusammenarbeit mit der Fachstelle für Psychologische Beratung in Ehe-, Familien- und Lebensfragen der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Tagungsleitung:

Dr. Alfons Maurer, Stuttgart

Dr. Rainer Öhlschläger

siehe Seite 179

Stuttgart-Hohenheim, 19. Februar

7 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Sozialberichterstattung

Gespräch mit SozialamtsleiterInnen und SozialwissenschaftlerInnen

Gesprächsleitung:

Dr. Manfred W. Lallinger

Weingarten, 21. Februar

6 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Oberschwaben 1848/49

Arbeitsgespräch über oberschwäbische Aktivitäten zum Thema „150 Jahre Revolution 1848/49“ in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur

Gesprächsleitung:

Dieter R. Bauer

Dr. Peter Eitel, Ravensburg

Stuttgart-Hohenheim, 27. Februar–1. März

59 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Interdisziplinäre Ansätze in der Hexenforschung

Fachtagung mit dem Arbeitskreis Interdisziplinäre Hexenforschung (AKIH)

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Prof. DDr. Günter Jerouschek, Halle

Prof. Dr. Sönke Lorenz, Tübingen

Dr. Hedwig Röckelein, Hamburg

Referentinnen/Referenten:

Dr. Casimir Bumiller, Bollschweil

Dr. Rainer Decker, Paderborn

Prof. Dr. Heide Dienst, Wien

Dr. Alf Gerlach, Saarbrücken

Roswitha Hillebrand, Paderborn

Dr. Hans Lobner, Wien

Dr. David Lederer, Maynooth

Prof. Dr. H. C. Erik Midelfort, Charlottesville

Stuttgart-Hohenheim, 1. März

19 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Frühjahrsitzung des Kuratoriums

Tagungsleitung:

Prof. Dr. Günther Bien, Neuhausen

Stuttgart-Hohenheim, 4. März

37 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

1. Mitgliederversammlung des Akademievereins

Leitung:

Prof. Dr. Günther Bien, Neuhausen

Weingarten, 26. März

14 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Oberschwaben 1848/49

Arbeitsgespräch über oberschwäbische Aktivitäten zum Thema „150 Jahre Revolution 1848/49“ in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur

Gesprächsleitung:

Dieter R. Bauer

Dr. Peter Eitel, Ravensburg

Stuttgart-Hohenheim, 1.–4. April

298 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

DIAKONAT

Ein Amt für Frauen in der Kirche – ein frauengerechtes Amt?

Internationaler theologischer Fachkongreß

In Zusammenarbeit mit der Katholisch-Theologischen Fakultät Tübingen, dem Katholischen Deutschen Frauenbund (KDFB), der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd) und der Frauenkommission der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Tagungsleitung:

Anne Henze, Tübingen

Dr. Verena Wodtke-Werner

siehe Seite 72

Stuttgart-Hohenheim, 4.–5. April

32 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Netzwerktreffen Diakoniat der Frau

Tagungsleitung:

Dr. Verena Wodtke-Werner

Stuttgart-Hohenheim, 9. April

104 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Pflegeversicherung im Heim

Fachtagung

Tagungsleitung:

Dr. Manfred Lallinger

Dr. Rolf Siedler, Aalen

siehe Seite 160

Weingarten, 10.–13. April

44 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Hagiographie im Kontext

Wissenschaftliche Studientagung

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

PD Dr. Klaus Herbers, Tübingen

siehe Seite 102

Weingarten, 17.–18. April

115 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Partizipation junger Menschen

Fachtagung in Zusammenarbeit mit der Akademie der Jugendarbeit, dem Kreisjugendring Ravensburg und der Jugendstiftung Baden-Württemberg

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz
Dr. Constance Engelfried, Stuttgart
Dr. Michael Hermann, Weingarten
Joachim Sautter, Ravensburg
siehe Seite 148

Stuttgart-Hohenheim, 18.–19. April

14 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Zuwanderungskonzepte

Gesprächskreis Ausländer- und Asylrecht

Leitung:

Klaus Barwig

Stuttgart-Hohenheim, 24.–26. April

46 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Konfliktregelung und Konfliktverschärfung

Historische Kriminalitätsforschung in der Vormoderne (7)

Fachtagung

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer
Dr. Andreas Blauert, Jena
Dr. Gerd Schwerhoff, Bielefeld
Referentinnen/Referenten:
Dr. Rolf-Peter Fuchs, München
Dr. Gudrun Gersmann, München
Peter Arnold Heuser, Bonn
Dr. Frank Konersmann, Bielefeld
Dr. Christoph Motsch, Berlin
Christine Schedensack, Münster
Dr. Gabriela Signori, Bielefeld

Bad Boll, 24.–26. April

327 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Der Religionsunterricht der Zukunft in Baden-Württemberg

Fachtagung der vier kirchlichen Akademien in Baden-Württemberg

Tagungsleitung:

Reinhard Ehmann, Bad Herrenalb
Dr. Thilo Fitzner, Bad Boll
Dr. Gebhard Fürst, Stuttgart
Dr. Rainer Isak, Freiburg i. Br.
Werner Stark, Bad Boll
siehe Seite 68

Stuttgart-Hohenheim, 29.–30. April

51 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Offene Altenarbeit im Umbruch

Innovative Ansätze und Modelle zur Förderung des Ehrenamtes und des sozialen Engagements

Tagungsleitung:

Dr. Manfred Lallinger
siehe Seite 163

Weingarten, 13.–16. Mai

16 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Der Herrenberger Altar – Integrale Kunstbetrachtung mit neuen Medien

Expertengespräch

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz
Dr. Heinz Hermann Peitz
siehe Seite 135

Stuttgart-Hohenheim, 23.–25. Mai

43 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

3. Hohenheimer Theologinnentreffen Sakramente im Leben von Frauen

Lebensgeschichten – Feiern des Glaubens – liturgisches Handeln

Fachtagung für katholische Theologinnen in Wissenschaft oder leitender kirchlicher Stellung
In Zusammenarbeit mit dem Bundesverband des Katholischen Deutschen Frauenbundes (KDFB)

Tagungsleitung:

Dagmar Mensink
Dr. Stefanie Spendel, Bonn

Referentinnen:

Dr. Regina Ammicht-Quinn, Frankfurt a. M.
Sigi Dresen, Hamburg
Prof. Dr. Marianne Heimbach-Steins, Bamberg
Sr. Dr. Benedikta Hintersberger OP, Augsburg
Monika Kaudewitz, Donauwörth
Dr. Annegret Langenhorst, Baidnt
Irene Leicht, Karlsruhe
Irene Löffler, Friedberg
Dr. Gabriele Miller, Rottenburg
Dr. Regina Radlbeck-Ossmann, Schwandorf
Gina Rau, Hamburg
PD Dr. Dorothea Sattler, Mainz
Dr. Monika Scheidler, Tübingen
Dr. Lucia Scherberg, Münster
Dr. Andrea Tafferner, Bad Iburg
Dr. Marion Wagner, Trier

Stuttgart-Hohenheim, 31. Mai–1. Juni

51 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Elternfachtagung „Wohnen“

Fachtagung in Zusammenarbeit mit dem Landesverband für Körper- und Mehrfachbehinderte in Baden-Württemberg e.V.

Tagungsleitung:

Dr. Manfred Lallinger
Werner Bitz, Bietigheim-Bissingen
Jutta Pagel, Stuttgart

Referentinnen/Referent:

Ilona Hoher-Brendel, Stuttgart
Michael Brenner, Markgröningen
Marianne Moser, Eisenach
Jutta Pagel, Stuttgart

Weingarten, 2. Juni

14 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Oberschwaben 1848/49

Arbeitsgespräch über oberschwäbische Aktivitäten zum Thema „150 Jahre Revolution 1848/49“ in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur

Gesprächsleitung:

Dieter R. Bauer
Dr. Peter Eitel, Ravensburg

Stuttgart-Hohenheim, 2.–4. Juni

43 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Weltethos konkret“

Zum Miteinander von Juden, Christen und Muslimen in Deutschland

Konsultationstagung in Zusammenarbeit mit der „Stiftung Weltethos“

Tagungsleitung/Moderation:

Prof. DDr. Karl-Josef Kuschel, Vizepräsident
„Stiftung Weltethos“, Tübingen
Dr. Abraham Peter Kustermann

Dagmar Mensink

Tagungsassistent:

Britta Frede, Tübingen
siehe Seite 48

Stuttgart-Hohenheim, 5. Juni

6 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Gerontologie in der Altenpflegeausbildung

Leitung:

Dr. Manfred Lallinger

Stuttgart-Hohenheim, 5. Juni

19 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Nachhaltiges Indien

Tagungsleitung:

Dr. Heinz-Hermann Peitz
Rosemarie Zaiser

Referent:

Prof. Dr. George Peter Pittappillil, Cochin/Indien

Weingarten, 12.–15. Juni

34 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Gemeindebeschreibungen und Ortschroniken in ihrer Bedeutung für die Landeskunde

Fachtagung mit dem Arbeitskreis landeskundlicher Institute und Forschungsstellen in der Deutschen Akademie für Landeskunde

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Prof. Dr. Alois Mayr, Leipzig

Prof. Dr. Eugen Reinhard, Stuttgart/Karlsruhe

Referentin/Referenten:

Dr. Kurt Andermann, Karlsruhe

Prof. Dr. Hans-Martin Cloß, Stuttgart

Dr. Luise Grundmann, Leipzig

Dr. Hartmut Klüver, Tübingen

Dr. Andreas Schmauder, Tübingen

Dr. Fred L. Sepaintner, Freiburg i. Br.

Dr. Wolfgang Zimmermann, Stuttgart

Weingarten, 20.–21. Juni

71 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Public Relations und Journalismus „Ein unmoralisches Angebot“?

5. Weingartener Bodensee-Journalistentag

Tagungsleitung:

Dr. Michael C. Hermann, Ravensburg

Dr. Hermann-Josef Schmitz

siehe Seite 142

Weingarten, 4.–5. Juli

36 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Gesprächskreis zur Landesgeschichte

Fachtagung mit dem Institut für Geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften der Universität Tübingen

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Prof. Dr. Sönke Lorenz, Tübingen

Stuttgart-Hohenheim, 17.–20. Juli

116 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Die Alamannen und das Christentum

Wissenschaftliche Studientagung in Zusammenarbeit mit dem Schwäbischen Heimatbund und der Universität Tübingen

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Prof. Dr. Sönke Lorenz, Tübingen

Prof. Dr. Barbara Scholkmann, Tübingen

siehe Seite 97

Bad Boll, 18.–20. Juli

58 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Ethik in heilenden Berufen

In Zusammenarbeit mit der Evangelischen Akademie Bad Boll und der Landesärztekammer Baden-Württemberg

Tagungsleitung:

Joachim Beck, Bad Boll

Dr. Heinz-Hermann Peitz

Tagungsmitarbeit:

Prof. Dr. Helmut Baitsch, Ulm

Monika Bobbert, Tübingen

Julia Dietrich, Tübingen

Eckhard Herych M.A., Freiburg i. Br.

Dr. Jasmin Kümmerle, Tübingen

Mark Reuter, Tübingen

Dr. Gerlinde Sponholz, Ulm

Monika Stuhlinger, Tübingen

Stuttgart-Hohenheim, 22. Juli

9 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Pressekonferenz zur Aleksandr-Men-Preisverleihung

Gesprächsleitung:

Klaus Barwig

Stuttgart-Hohenheim, 22.–23. Juli

15 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Energie und Ethik

Tagungsleitung:

Dr. Heinz-Hermann Peitz

Referenten:

Steffen Lörcher, Stuttgart

Prof. Dr. Ortwin Renn, Stuttgart

Weingarten, 24. Juli

7 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Pressekonferenz zum Halbjahresprogramm 1/1998

Gesprächsleitung:

Dr. Rainer Öhlschläger

Weingarten, 10.–14. September

93 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Martin von Tours († 397)

Zum 1600-Jahr-Gedenken des Diözesanpatrons
Studientagung in Zusammenarbeit mit dem Ge-
schichtsverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Prof. Dr. Hubert Wolf, Frankfurt a. M.

siehe Seite 99

Stuttgart-Hohenheim, 15.–19. September

38 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Flüchtlinge und Asylsuchende in Deutschland

Einführungstagung für Mitarbeiterinnen und Mit-
arbeiter der Caritas-Sozialdienste

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Josef Follmann, Freiburg i. Br.

Joachim Mergen, Speyer

Referentinnen/Referenten:

Prof. em. Ekkehard Börsch, Neustadt

Ralph Göbel-Zimmermann, Aarbergen

Michael Huber, Stuttgart

Werner Klose, Leverkusen

Prof. Dr. Rainer Krockauer, Aachen

Karl Neuburger, Ravensburg

Marianne Rapp, Schemmerhofen

Sibylle Röseler, Berlin

Uwe Schwenk, Heilbronn

Manfred Weidmann, Tübingen

Stuttgart-Hohenheim, 17. September

6 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Ethik in heilenden Berufen

Vorbereitungstreffen

In Zusammenarbeit mit der Evangelischen Akade-
mie Bad Boll

Tagungsleitung:

Dr. Heinz-Hermann Peitz

Stuttgart-Hohenheim, 19. September

40 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Arbeitslosigkeit, Überschuldung und Sozialabbau

Welche Rolle spielt das Geld?

Tagungsleitung:

Dr. Manfred Lallinger

Referenten:

Helmut Creutz, Aachen

Klaus Popp, Düsseldorf

Stuttgart-Hohenheim, 19. September

65 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Buchpräsentation: „Diakonat – Ein Amt für Frauen in der Kirche, ein frauengerechtes Amt?!“

In Zusammenarbeit mit dem Schwabenverlag
Ostfildern

Leitung:

Dr. Verena Wodtke-Werner

Referentinnen/Referent:

Waltraud Boelte, Stuttgart

Prof. Dr. Peter Hünermann,

Rottenburg-Oberndorf

Dr. Gabriele Miller, Rottenburg

Dr. Stefanie Spendel, Aachen

Gertrud Widmann, Ostfildern

Musik:

Elke Faasen

Britta Kersten

Silke Walz

Weingarten, 19.–20. September

32 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Herbstsitzung des Kuratoriums der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Tagungsleitung:

Prof. Dr. Günther Bien, Neuhausen

Stuttgart-Hohenheim, 25.–27. September

34 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Völkerrechtliche und nationale Abschiebungshindernisse Theorie und Rechtspraxis

5. Fortbildungstagung für Verwaltungsrichter-
Innen in Zusammenarbeit mit UNHCR

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Walter Brill, Bonn

Referentin/Referenten:

Martin Fischer, Zagreb

Ilse Freiwirth, Strasbourg

Prof. Dr. Kay Hailbronner, Konstanz

Dr. Jochen Hayungs, Bonn

Klaus-Jürgen Stumpe, Mannheim

Walter Suntinger, Wien

Dr. Wilhelm Treiber, Freiburg i. Br.

Weingarten, 29. September

8 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Oberschwaben 1848/49

Arbeitsgespräch über oberschwäbische Aktivitä-
ten zum Thema „150 Jahre Revolution 1848/49“
in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft Ober-
schwaben für Geschichte und Kultur

Gesprächsleitung:

Dieter R. Bauer

Dr. Peter Eitel, Ravensburg

Stuttgart-Hohenheim, 29.–30. September

33 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Basisgemeinde – das neue Gesicht der Kirche?

Theologisches Seminar der Region III

Tagungsleitung:

Dagmar Mensink

Referentin/Referenten:

Beda Bollhalder, Böblingen

Bruno Ernspurger M.A., Rottenburg

Prof. Dr. Bernd Jochen Hilberath, Tübingen

Domdekan Prälat Georg Kopp, Rottenburg

Dr. Hans-Jürgen Marcus, Hildesheim

Dr. Hadwig Müller, Aachen

Franz Nagler, Balingen

Stuttgart-Hohenheim, 2.–4. Oktober

40 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Geschlecht in der Frühen Neuzeit: Konstruktionen, Projektionen, Perspektiven

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Dr. Susanna Burghartz, Basel

Dr. Olivia Hochstrasser, Basel

Dr. Dietlind Hüchtker, Berlin

Referentinnen:

Magdalena Drexler, Bochum

Andrea Griesebner, Wien

Meike Lauggas, Wien

Maren Lorenz, Hamburg

Dorothea Nolde, Hamburg

Sybille Oßwald-Bargende, Stuttgart

Dr. Ulinka Rublack, Cambridge

Dr. Brigitte Schwegg, Bern

Dr. Gerlinde Volland, Hürth

Andrea Weisbrod, Hamburg

Weingarten, 2.–5. Oktober

38 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Zuwanderung nach Deutschland

Gesetzentwürfe in der Diskussion

Gesprächskreis Ausländer- und Asylrecht

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Ulrich Spallek, Bonn

Referentinnen/Referenten:

Dr. Gisbert Brinkmann, Bonn
Gabriele Erpenbeck, Hannover
Prof. Dr. Kees Groenendijk, Nijmegen
Elspeth Guild, Nijmegen
Dr. Elmar Hönekopp, Nürnberg
Dr. Rainer Holtschneider, Kiel
Sibylle Röseler, Berlin
Michael Schlikker, Bonn
Dr. Christoph Schumacher, Bonn

Untermarchtal, 6.–7. Oktober

39 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Basisgemeinde – das neue Gesicht der Kirche?

Theologisches Seminar der Region II

Tagungsleitung:

Dr. Heinz-Hermann Peitz
Uwe Schindera, Tuttlingen

Referenten:

Dr. Sebastian Mukoma, Dotternhausen
Pfr. Franz Nagler, Balingen
Dr. Leopold Neuhold, Graz

Schöntal, 12.–13. Oktober

24 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit“

Theologisches Seminar der Region V

Tagungsleitung:

Dr. Manfred Lallinger

Referenten:

Willi Haller, Aldingen
Dr. Gerhard Kruip, Odenthal

Weingarten, 13.–14. Oktober

61 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Besinnung auf Jesus Christus

Der historische Jesus – der Christus des Glaubens
– die Mitte der Botschaft

Theologisches Seminar der Region X

Tagungsleitung:

Dr. Verena Wodtke-Werner

Referent:

Prof. Dr. Jürgen Becker, Raisdorf

Stuttgart-Hohenheim, 17.–19. Oktober

55 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Kindsein ist kein Kinderspiel

Bedingungen des Aufwachsens in Deutschland

Tagungsleitung:

Dr. Manfred Lallinger

siehe Seite 150

Stuttgart-Hohenheim, 22. Oktober

52 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Fötaler Check-up

Chancen und Gefahren der pränatalen Diagnostik
Fachtagung in Zusammenarbeit mit dem Caritas-
verband der Diözese Rottenburg-Stuttgart und
dem Sozialdienst Katholischer Frauen, Freiburg i. Br.

Tagungsleitung:

Dr. Manfred Lallinger

Birgitta Negwer, Stuttgart

Referentinnen/Referent:

Annegret Braun, Stuttgart

Dr. Katharina Brummer, Karlsruhe

Dr. med. Christine Jung, Heidelberg

Dr. Peter Schallenberg, Paderborn

Brigitte Sorg, Berlin

Weingarten, 23. Oktober

11 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Experten- und Pressegespräch für Triennale Regionaler Kunst

Leitung:

Dr. Justinus Maria Callen M.A.

Stuttgart-Hohenheim, 23.–24. Oktober

71 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

PR statt Journalismus?

Wieviel Journalismus leisten wir uns (noch)?

Hohenheimer Mediengespräch

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Dr. Hella Tompert, Bonn

siehe Seite 138

Weingarten, 27.–31. Oktober

34 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

3. Herbstakademie Wirtschafts- und Unternehmensethik

Stipendiatentagung in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Netzwerk Wirtschaftsethik

Tagungsleitung:

Dr. Rainer Öhlschläger

Prof. Dr. Josef Wieland, Konstanz

siehe Seite 175

Stuttgart-Hohenheim, 5.–7. November

59 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Aktuelle Entwicklungen in der Flüchtlingsarbeit

Fortbildungstagung für MitarbeiterInnen der Caritas-Sozialdienste

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Josef Follmann, Freiburg i. Br.

Referentinnen/Referenten:

Dr. Monika Bethscheider, Bonn

Prof. em. Ekkehard Börsch, Neustadt

Joachim Mergen, Speyer

Ivan Saric, Heilbronn

Ulrich Spallek, Bonn

Gabriele Straßburger, Bamberg

Prof. Dr. Hans Walz, Weingarten

Frank Wichert, Duisburg

Stuttgart-Hohenheim, 12.–13. November

28 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Werbende Kirche oder Kirchenwerbung?

Tagung für MitarbeiterInnen in der diözesanen Medienarbeit

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Pfarrer Michael Broch, Mössingen

Eckhard Raabe, Stuttgart

Referenten:

Klaus Conrad, Frankfurt a. M.

Günter Menne, Köln

Christoph Preussler, Stuttgart

Richard Schulz, Speyer

Stuttgart-Hohenheim, 13.–16. November

18 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Flüchtlinge in Deutschland

Tagung für Beamte der ukrainischen Flüchtlingsverwaltung in Zusammenarbeit mit UNHCR und dem Bundesamt für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Christoph Bierwirth, Kiew

Referentinnen/Referenten:

Karl Böhm, Stuttgart

Henry von Bose, Stuttgart

Dorothea Koller, Stuttgart

Herr Schmelzle, Reutlingen

Herr Stegmeier, Reutlingen

Doris Trabelsi, Stuttgart

Manfred Weidmann, Tübingen

Fritz Weller, Stuttgart

Übersetzung:

Ludmila Nestrilaj, Kiew

Ellwangen, 16.–17. November

44 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Besinnung auf Jesus Christus

Konsequenzen aus dem christlich-jüdischen Dialog für die Christologie

Theologisches Seminar der Region VI

Tagungsleitung:

Dr. Abraham Peter Kustermann

Referent:

Prof. Dr. Dr. Rupert Feneberg, Weingarten

Stuttgart, Herbert-Keller-Haus, 19. November

185 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Arbeitszeit nach Maß

Neue Arbeitszeitmodelle in Caritas und Diakonie
Fachtagung in Zusammenarbeit mit dem Diakonischen Werk Württemberg, dem Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart, der Evangelischen Akademie Bad Boll und der Betriebsseelsorge Böblingen

Tagungsleitung:

Ralf Häußler-Ebert, Stuttgart

Dr. Manfred Lallinger

Thomas Mäule, Stuttgart

Referenten:

Prof. Dr. Peter Grottian, Berlin

Willi Haller, Unternehmensberater,

Lebenshaus Trossingen

Stuttgart-Hohenheim, 19. November

130 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Verkündigung heute

50 Jahre Predigtzeitschrift Dienst am Wort

Studientag in Zusammenarbeit mit dem Schwabenverlag Ostfildern

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

Gertrud Widmann, Ostfildern

siehe Seite 204

Stuttgart-Hohenheim, 24.–25. November

59 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Salz der Erde – Licht der Welt?

Theologisches Seminar der Region I

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

Referenten:

Prof. Dr. Andreas Feige, Braunschweig

Prof. Dr. Ottmar Fuchs, Bamberg

Abendgast:

Otmar Traber, Benningen

Stuttgart, 24.–26. November

22 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Organisationsentwicklung

Fortbildung für MitarbeiterInnen der Ausländerbehörde der Stadt Stuttgart

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Dorothea Koller, Stuttgart

Friedburg Maier, Stuttgart

Referentin/Referent:

Judy Ritter, Frankfurt a. M.

Martin Siegler, Frankfurt a. M.

Weingarten, 24.–27. November

90 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Wirtschaftliche und soziale Lage in Deutschland

Tagung der pastoralen Dienste in der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Tagungsleitung:

Dr. Rainer Öhlschläger

Dr. Christiane Bundschuh-Schramm, Rottenburg

siehe Seite 173

Stuttgart, Geschäftsstelle der Akademie, 27. November

16 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Initiativen für den Arbeitsmarkt Baden-Württemberg

Expertengespräch mit Vertretern von Arbeitgebern, Arbeitnehmern, Verbänden, Verwaltung und Kirchen

Leitung:

Dr. Manfred W. Lallinger

Dr. Ullrich Lochmann, Karlsruhe

Martin Pfeiffer, Stuttgart

Weingarten, 27.–29. November

36 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Menschenrechte, Grundrechte und das Kirchenrecht

Für eine Neuorientierung der kirchlichen Rechtskultur

Tagungsleitung:

Dr. Abraham Peter Kustermann

Prof. Dr. Richard Puza, Tübingen

Referenten:

Dr. Bert B. Beach, Silver Spring, USA

Prof. Dr. Roland Minnerath, Straßburg

Prof. Dr. Bruno Primetshofer CSsR, Wien

Prof. Dr. Richard Puza, Tübingen

Prof. Dr. Rik Torfs, Leuven

Prof. Dr. Knut Walf, Nijmegen

Stuttgart-Hohenheim, 28.–30. November

78 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Der Genozid in der modernen Geschichte

Wissenschaftliches Kolloquium mit dem Arbeitskreis Historische Friedensforschung, der Bibliothek für Zeitgeschichte, Stuttgart, und dem Hamburger Institut für Sozialforschung

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Prof. Dr. Stig Förster, Bern

Prof. Dr. Gerhard Hirschfeld, Stuttgart

siehe Seite 95

Stuttgart-Hohenheim, 1.–5. Dezember

52 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Interkulturelle Sozialarbeit

Orientierungswoche für Studierende der Sozialarbeit der Fachhochschulen Freiburg i. Br. und Weingarten

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Prof. Dr. Hans D. Walz, Weingarten

Referentin/Referenten:

Klaus Barwig

Ralph Göbel-Zimmermann, Aarbergen

Karl-Hans Kern, Stuttgart

Isabel Lavadinho, Stuttgart

Gari Pavkovic, Stuttgart

Prof. Dr. Hans D. Walz

Manfred Weidmann, Tübingen

Weingarten, 1.–2. Dezember

19 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Was uns gemeinsam angeht

Begegnungstreffen mit der Evangelischen Akademie Bad Boll

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Referentin/Referent:

Ines-Maria Köllner, Leipzig

Konstantin Kuznetsoff, Nischni-Nowgorod

Weingarten, 4. Dezember

7 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Pressekonferenz zum Halbjahresprogramm 1/1998

Gesprächsleitung:

Dr. Rainer Öhlschläger

Stuttgart-Hohenheim, 5.–6. Dezember

118 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Wege von Frauen in Prozessen der Schulentwicklung

Fachtagung für Schulleitungen, Schulaufsicht und Lehrerinnen aller Schularten in Baden-Württemberg

Tagungsleitung:

Reinhild Fliethmann M.A., Tübingen

Dr. Verena Wodtke-Werner

siehe Seite 156

Stuttgart-Hohenheim, 7. Dezember

52 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Rotary-Weihnachtsfeier

Leitung:

Dr. Gebhard Fürst

Stuttgart-Hohenheim, 9. Dezember

7 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Ethik in heilenden Berufen

Vorbereitungsgespräch

In Zusammenarbeit mit der Evangelischen Akademie Bad Boll

Leitung:

Dr. Heinz-Hermann Peitz

Stuttgart-Hohenheim, 10. Dezember

5 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Pressekonferenz zum Halbjahresprogramm 1/1998

Gesprächsleitung:

Klaus Barwig

Seminarprogramm

Weingarten, 7.–10. Januar

17 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Führung und Zusammenarbeit im Kloster

Seminar für benediktinische Frauenklöster

Tagungsleitung:

Dr. Rainer Öhlschläger

Referent:

Dr. Bernd Maelicke, Kiel

Weingarten, 27.–30. Januar

13 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Zielplanung, Zeitmanagement und Kreativität

Seminar für Führungskräfte

Organisation:

Dr. Rainer Öhlschläger

Seminarleitung:

Udo Cramer, Essen

Stuttgart-Hohenheim, 7.–9. April

10 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Folgekurs von „Führen und Verändern“

Organisation:

Dr. Rainer Öhlschläger

Seminarleitung:

Michael Braune-Krickau, Basel

Barbara Langmaack, Hamburg

Weingarten, 21.–25. April

20 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Wenn's im Führungsalltag kriselt

Seminar für Führungskräfte

Organisation:

Dr. Rainer Öhlschläger

Seminarleitung:

Peter Genkel-Flamm, Hamburg

Barbara Langmaack, Hamburg

Weingarten, 5.–7. Mai

27 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Umgang mit schwerkranken und sterbenden Menschen

Seminar für KrankenpflegeschülerInnen des Katharinenhospitals

Organisation:

Monika Bobbert

Seminarleitung:

Joachim Harner, Ludwigsburg

Ute Maupai, Römerberg-Heiligenstein

Weingarten, 12.–13. Mai

20 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Umgang mit schwerkranken und sterbenden Menschen

Offenes Seminar für MitarbeiterInnen in der stationären Altenpflege

Organisation:

Monika Bobbert

Seminarleitung:

Ute Maupai, Römerberg-Heiligenstein

Weingarten, 2.–6. Juni

22 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Führen und Verändern

Organisation:

Dr. Rainer Öhlschläger

Referentin/Referent:

Michael Braune-Krickau, Basel

Barbara Langmaack, Hamburg

Weingarten, 8.–9. September

18 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Einführung Projektmanagement

Seminar für Führungskräfte

Organisation:

Dr. Rainer Öhlschläger

Referent:

Peter Frasch, Sindelfingen

Weingarten, 15.–18. September

20 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Gesprächsführung und Konfliktlösung

Seminar für Führungskräfte

Organisation:

Dr. Rainer Öhlschläger

Seminarleitung:

Peter Genkel-Flamm, Hamburg

Barbara Langmaack, Hamburg

Weingarten, 8.–10. Oktober

21 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Umgang mit schwerkranken und sterbenden Menschen

Organisation:

Monika Bobbert

Seminarleitung:

Magdalene Fischer, Tübingen

Ute Maupai, Römerberg-Heiligenstein

Weingarten, 20.–24. Oktober

19 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Führen und Verändern

Seminar für Führungskräfte

Organisation:

Dr. Rainer Öhlschläger

Seminarleitung:

Michael Braune-Krickau, Basel

Barbara Langmaack, Hamburg

Weingarten, 5.–7. November

23 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Umgang mit schwerkranken und sterbenden Menschen

Seminar für KrankenpflegeschülerInnen des

Katharinenhospitals Stuttgart

Organisation:

Monika Bobbert

Seminarleitung:

Karin Berhalter, Kißlegg

Margot Renz-Braitmeyer, Herrenberg

Weingarten, 10.–13. November

7 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Pflegedienstleitung:

Verändern, gestalten, führen

Seminar für Pflegedienstleitungen

Organisation:

Dr. Rainer Öhlschläger

Seminarleitung:

Edeltraud Ahlert, Esslingen

Weingarten, 10.–13. November

7 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Als Frau in leitender kirchlicher Stellung

Seminar für Führungskräfte

Organisation:

Dr. Rainer Öhlschläger

Seminarleitung:

Barbara Langmaack, Hamburg

Weingarten, 1.–3. Dezember

22 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Umgang mit schwerkranken und sterbenden Menschen

Seminar für Krankenschwestern und -pfleger

sowie Kinderkrankenschwestern und -pfleger in

Zusammenarbeit mit dem Kreiskrankenhaus

Böblingen

Organisation:

Monika Bobbert

Seminarleitung:

Ute Maupai, Römerberg-Heiligenstein

Renate Müller, Tübingen

Weingarten, 8.–11. Dezember

13 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Zielplanung, Zeitmanagement und Kreativität

Seminar für Führungskräfte

Organisation:

Dr. Rainer Öhlschläger

Seminarleitung:

Udo Cramer, Münster

Seminarprogramm Journalismus

Weingarten, 24.–28. Februar

14 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Einführung in den praktischen Journalismus

Organisation:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Seminarleitung:

Stefan M. Blank, Friedrichshafen

Andreas Ganß, Wangen

Andreas Hacker M.A., Ulm

Dr. Michael C. Hermann, Ravensburg

Weingarten, 3.–7. März

7 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Schreibpraxis I

Organisation:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Seminarleitung:

Stefan M. Blank, Friedrichshafen

Dr. Michael C. Hermann, Ravensburg

Stuttgart-Hohenheim, 10.–14. März

10 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Öffentlichkeitsarbeit

Organisation:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Seminarleitung:

Bernd Feldmann, Bregenz

Weingarten, 10.–14. März

8 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Schreibpraxis II

Organisation:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Seminarleitung:

Andreas Hacker M.A., Ulm

Weingarten, 17.–21. März

8 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Textdesign

Organisation:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Seminarleitung:

Dr. Hans Jürgen Bucher, Augsburg

Weingarten, 21.–23. März

15 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Kulturjournalismus

Organisation:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Seminarleitung:

Christof Schrade, Ravensburg

Weingarten, 21.–23. März

11 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Workshop Hörfunk

Organisation:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Seminarleitung:

Andreas Ganß, Ravensburg

Weingarten, 1.–4. April

9 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Bildjournalismus

Organisation:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Seminarleitung:

Ernst Fesseler, Ravensburg

Weingarten, 4.–6. April

14 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Workshop Fernsehen

Organisation:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Seminarleitung:

Dr. Markus Barnay, Dornbirn

Stuttgart-Hohenheim, 14.–18. April

12 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Politischer Journalismus (Schwerpunkt Ausland)

Organisation:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Seminarleitung:

Dieter Löffler, Konstanz

Weingarten, 18.–22. August

15 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Basiskurs

Organisation:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Seminarleitung:

Stefan M. Blank, Friedrichshafen

Andreas Ganß, Wangen

Andreas Hacker M.A., Ulm

Dr. Michael C. Hermann, Ravensburg

Weingarten, 25.–29. August

13 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Schreibpraxis I: Nachrichten

Organisation:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Seminarleitung:

Stefan M. Blank, Friedrichshafen

Dr. Michael C. Hermann, Ravensburg

Weingarten, 1.–5. September

8 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Reportage

Organisation:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Seminarleitung:

Stefan M. Blank, Friedrichshafen

Weingarten, 26.–28. September

18 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Öffentlichkeitsarbeit (Nonprofit)

Organisation:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Seminarleitung:

Dr. Michael C. Hermann, Ravensburg

Weingarten, 26.–28. September

9 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Schreibpraxis II: Bunte Texte

Organisation:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Seminarleitung:

Prof. Dr. Hans-Jürgen Bucher, Tübingen

Christof Schrade, Ravensburg

Weingarten, 10.–12. Oktober

19 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Öffentlichkeitsarbeit (Nonprofit)

Organisation:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Seminarleitung:

Dr. Michael C. Hermann, Ravensburg

Weingarten, 10.–12. Oktober

9 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Schreibpraxis II: Bunte Texte

Organisation:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Seminarleitung:

Prof. Dr. Hans-Jürgen Bucher, Tübingen

Christof Schrade, Ravensburg

28 Abendveranstaltungen mit 3625 Teilnehmerinnen und Teilnehmern

Stuttgart-Hohenheim, 17. Januar

56 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

In memoriam Camilla Härlin

Leitung:

Dr. Gebhard Fürst

Weingarten, 11. März

175 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Der ganze Osten atmet Religion“

Hermann Hesses Ringen mit den Religionen Asiens

Leitung:

Dr. Gebhard Fürst

Referent:

Prof. Dr. Karl Josef Kuschel, Tübingen

Weingarten, 18. März

116 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Alle Künste tragen bei zur Lebenskunst“

Bertolt Brecht und die Weisheit Chinas

Leitung:

Dr. Gebhard Fürst

Referent:

Prof. Dr. Karl Josef Kuschel, Tübingen

Weingarten, 20. März

64 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Viel Feind, viel Ehr“

Kulturelles (Über-)Leben in der Region Ober-
schwaben–Bodensee

Leitung:

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

siehe Seite 128

Weingarten, 25. März

140 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Die Juden haben der Welt das Grundgesetz des Menschenanstandes gegeben“

Thomas Manns Auseinandersetzung mit dem
Judentum

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

Referent:

Prof. Dr. Karl Josef Kuschel, Tübingen

Stuttgart-Hohenheim, 8. April

131 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Kirche auf dem Weg ins Dritte Jahrtausend

Leitung:

Dr. Gebhard Fürst

Referenten:

Dr. Joachim Drumm, Rottenburg

Weihbischof Dr. Johannes Kreidler, Rottenburg

Stuttgart-Hohenheim, 16. April

142 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Was macht ein Kunstwerk zum Kunstwerk?

Leitung:

Dr. Maria Justinus Calleen M.A.

siehe Seite 129

Stuttgart-Hohenheim, 2. Juni

211 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Weltethos konkret“

Zum Miteinander von Juden, Christen und Muslimen in Deutschland

Konsultationstagung in Zusammenarbeit mit der
„Stiftung Weltethos“

Begrüßung:

Dr. Gebhard Fürst

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Hans Küng, Präsident

„Stiftung Weltethos“, Tübingen

Öffentlicher Vortrag zur Eröffnung:

Über Erfahrungen mit einem bestrittenen, aber
über viele Generationen bewährten multireligiö-
sen Zusammenleben

Bürgermeister a.D. Dr. Hans Koschnick, Bremen,
1994–1996 EU-Administrator in Mostar

siehe Seite 48

Weingarten, 10. September

115 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Martin von Tours und sein Hagiograph Sulpicius Severus

Spuren für eine Biographie

Leitung:

Dieter R. Bauer

Referent:

Prof. Dr. Karl Suso Frank, Freiburg i. Br.

Weingarten, 29. Oktober

45 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Abend mit Prof. Dr. Micha Brumlik, Frankfurt a. M.

Leitung:

Dr. Rainer Öhlschläger

Referent:

Prof. Dr. Micha Brumlik, Frankfurt a. M.

Stuttgart-Hohenheim, 19. November

132 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

50 Jahre Predigtzeitschrift Dienst am Wort: Festlicher Abend

Leitung:

Dr. Gebhard Fürst

Gertrud Widmann, Ostfildern

siehe Seite 204

Weingarten, 20. November

63 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Hitlers willige Verdränger

Wolfgang Borchert –

Ein kritisches Literaturportrait

Leitung:

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

siehe Seite 131

Stuttgart-Hohenheim, 10. Dezember

95 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Der Zorn des Mitleids

Heinrich Böll – Ein kritisches Literaturportrait

Leitung:

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

siehe Seite 133

Beiträge aus der Forschung

Stuttgart-Hohenheim, 22. September

104 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

50 Jahre SPIEGEL – 50 Jahre Kirche im SPIEGEL

Leitung:

Dr. Gebhard Fürst

Referent:

Dr. Uwe Beck, Illerkirchberg

Weingarten, 15. Oktober

114 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Unternehmen Barmherzigkeit

Leitung und Referent:

Dr. Rainer Öhlschläger

Musik:

Carola und Bernd Legde, Weingarten

Samstagabende in Hohenheim „Freundschaften“

Stuttgart-Hohenheim, 22. Februar

49 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

W. A. Mozart und Lorenzo Da Ponte: Die Stunde der Oper

Leitung:

Dieter R. Bauer

Referent:

Prof. Dr. Harald Goertz, Wien

Stuttgart-Hohenheim, 12. April

97 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Abgelebte Zeiten“ – Charlotte von Stein und Johann Wolfgang von Goethe Annäherung an eine besondere Freund- schaft

Leitung:

Dr. Verena Wodtke-Werner

Referentin:

Dr. Andrea Stoll, Eckenroth

Stuttgart-Hohenheim, 7. Juni

68 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Dorothea Veit und Friedrich Schlegel

Leitung:

Dagmar Mensink

Referent:

Prof. Dr. Hartwig Schultz, Frankfurt a. M.

Stuttgart-Hohenheim, 20. September

72 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Ich danke Dir so viel, lieber Freund ...!“

Friedrich Nietzsche und Franz Overbeck

Leitung:

Dr. Abraham Peter Kustermann

Referentin:

Dr. Barbara von Reibnitz, Basel

Stuttgart-Hohenheim, 25. Oktober

73 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Albert Einstein und Niels Bohr

Leitung:

Dr. Heinz-Hermann Peitz

Referent:

Prof. Dr. Michael Drieschner, Bochum

Stuttgart-Hohenheim, 6. Dezember

70 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Hannah Arendt und Mary McCarthy

Leitung:

Dagmar Mensink

Referentin:

Dr. Stefanie Spendel, Bonn/Aachen

Clubabende

Weingarten, 15. Mai

38 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Ein besonderes Fest für Zunge und Gaumen
im Tagungshaus Weingarten**

Rebbetzen Noémi Berger bittet zu Tisch

„Das koschere Kochbuch“

Leitung:

Dr. Abraham Peter Kustermann

siehe Seite 196

Weingarten, 18. November

29 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Soiree mit Prof. Dr. Wolfgang Marcus

Schule als Freiheits-Projekt

Leitung:

Dr. Rainer Öhlschläger

Referent:

Prof. Dr. Wolfgang Marcus, Dresden/Weingarten

Festliche Anlässe

Stuttgart-Hohenheim, 23. März

230 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Festabend zum 90. Geburtstag von Prälat Bernhard Hanssler

Leitung:

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 197

Stuttgart-Hohenheim, 27. Juni

336 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Sommerfest

Leitung:

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 192

Stuttgart, L-Bank, 22. Juli

475 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Aleksandr-Men-Preis-Verleihung an Professor Dr. Wolfgang Kasack

Leitung:

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 208

Weingarten, 20. September

215 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Akademiefest

Leitung:

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 192

Ellwangen, 19. Oktober

170 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Akademischer Festakt

Johann Sebastian von Drey zu Ehren

Mit Präsentation der Edition seines Theologischen
Tagebuchs

Leitung:

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 202

7 Ausstellungen/Vernissagen/ Finissagen mit 859 Teilnehmerinnen und Teilnehmern

Stuttgart-Hohenheim, 28. Januar–25. April

Vernissage am 28. Januar

175 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Magdalene Erkert-Moser

Mensch und Landschaft

Malerei – Zeichnung – Mischtechniken

Leitung und Vortrag:

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

siehe Seite 111

Weingarten, 23. März

127 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Klasse Professor Henk Visch

Der kleine Mehrwert

Studentinnen und Studenten der Staatlichen Aka-
demie der Bildenden Künste Stuttgart zeigen ihre
Arbeiten

Vernissage

Leitung und Vortrag:

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

siehe Seite 119

Stuttgart-Hohenheim, 14. Mai – 12. September

Vernissage am 14. Mai

175 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Johannes Hewel

Opake Welt – Bunte Erinnerung

Malerei und Glas

Leitung und Vortrag:

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

siehe Seite 112

Weingarten, 16. November 1997 – 20. Februar 1998

Vernissage am 16. November 1997

56 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

„Ohne Zeit“

Zeichnung, Malerei und Skulptur von Barbara Keidel und Michael Schoenholtz

Vernissage

Leitung und Vortrag:

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

siehe Seite 116

Weingarten, 1. Juni

184 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

4. Weingartener Akademie-Bildhauer-Symposium

Klasse Prof. Henk Visch

Staatliche Akademie der Bildenden Künste,
Stuttgart

Begrüßung:

Dr. Gebhard Fürst

Leitung und Vortrag:

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

siehe Seite 118

Stuttgart-Hohenheim, 8. Oktober 1997

– 23. Januar 1998

Vernissage am 8. Oktober

82 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Eckhard Gehrman

Steindrucke

Leitung und Vortrag:

Dr. Justinus-Maria Calleen M.A.

siehe Seite 114

Weingarten, 22. Oktober

60 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

4. Weingartener Akademie-Bildhauer-Symposium

Klasse Prof. Henk Visch,

Staatliche Akademie der Bildenden Künste,
Stuttgart

Finissage und Abschlusßdiskussion

Leitung:

Dr. Justinus Maria Callen M.A.

siehe Seite 127

Sozialpädagogischer Arbeitskreis für junge Untersuchungsgefange- ne an der Akademie

- 10 Kurstermine in der JVA Stuttgart-Stammheim mit 145 Teilnehmern
- 3 Konferenzen der KursmitarbeiterInnen mit 35 Teilnehmerinnen und Teilnehmern

Gastveranstaltungen

103 Gastveranstaltungen in Stuttgart-Hohenheim mit 3210 Teilnehmerinnen und Teilnehmern

Akademie für Technikfolgenabschätzung, Stuttgart

Ameisenbergschule, Stuttgart

Arbeitsgemeinschaft katholischer Heime und Einrichtungen der Behindertenhilfe in der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Arbeitsgemeinschaft Katholischer Organisationen und Verbände in der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Stuttgart

Arbeitsgemeinschaft Missionarischer Dienste, Stuttgart

Berufsgemeinschaft der Pfarrhaushälterinnen in der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Stuttgart

Berufsverband Hauswirtschaftlicher Fach- und Führungskräfte e.V., Kernen i. R.

Bildungswerk der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Stuttgart

Bischöfliches Konvikt, Rottweil

Bischöfliches Ordinariat, Altenarbeit, Stuttgart

Bischöfliches Ordinariat, Bauamt, Rottenburg

Bischöfliches Ordinariat, Erwachsenenpastoral, Stuttgart

Bischöfliches Ordinariat, Generalvikariat, Rottenburg

Bischöfliches Ordinariat, Schulamts, Rottenburg

Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V., Bereich Bildung und Entwicklung, Stuttgart

Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V., Referat für Migration, Stuttgart

Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V., Referat Sozialstationen, Stuttgart

Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V., Vorstand, Stuttgart

Caritasverband für Stuttgart e.V., Beratung–Begegnung–Begleitung für Ältere und ihre Angehörigen, Stuttgart

Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart

Deutscher Caritasverband, Freiburg

Deutscher Caritasverband e.V., Referat Kinderhilfe, Freiburg

Deutscher Katecheten-Verein, Ravensburg

Deutschherrenbund, Göppingen

Diözesane AG der Mitarbeitervertretungen der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Schelklingen

Diözesane AG der Mitarbeitervertretungen der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Stuttgart

Diözesanstelle Betriebsseelsorge, Stuttgart

Evangelisches Polizeipfarramt, Erlenbach

GARP – Bildungszentrum für die IHK Region Stuttgart e.V., Ostfildern

Geschichtsverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Tübingen

Gesellschaft für Medienpädagogik und Kommunikationskultur, Landesgruppe Baden-Württemberg, Stuttgart

Gewerbliche Schule für Farbe und Gestaltung, Stuttgart

Institut für Auslandsbeziehungen, Stuttgart

Institut für Fort- und Weiterbildung, Rottenburg

Katholischer Dekanatsverband, MAV, Göppingen

Katholischer Deutscher Frauenbund, Köln

Katholisches Bibelwerk GmbH, Stuttgart

Landesinstitut für Erziehung und Unterricht, Stuttgart

Landesstelle gegen die Suchtgefahren in Baden-Württemberg, Stuttgart

Landesverband für Körperbehinderte, Stuttgart

Landeswohlfahrtsverband, Stuttgart

Ministerium für Kultus, Jugend und Sport, Stuttgart

Naturschutzjugend, Stuttgart

Sozialinstitut Kath. Landvolk e.V., Stuttgart
St. Gerhardswerk e.V., Stuttgart
Telefonseelsorge „Ruf und Rat“, Stuttgart
Universität Hohenheim, Archiv der Universität, Stuttgart
Universität Hohenheim, Institut für Pflanzenernährung, Stuttgart
Universität Hohenheim, Osteuropazentrum, Stuttgart
Universität Tübingen, Kath.-Theol. Seminar
Verband Katholischer Tageseinrichtungen für Kinder, Bundesverband e.V., Freiburg
Württembergische Genossenschaftsakademie, Stuttgart

75 Gastveranstaltungen in Weingarten mit 1666 Teilnehmerinnen und Teilnehmern

Arbeitsgemeinschaft kath. Einrichtungen der Heim- und Heilpädagogik, Stuttgart
Arbeitsstelle für Erwachsenenbildung in der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Stuttgart
bfz – Berufliche Fortbildungszentren der Bayer. Arbeitgeberverbände e.V., München
Bischöfliches Ordinariat, Altenarbeit, Stuttgart
Bischöfliches Ordinariat, Controlling, Rottenburg
Brennessel e.V., Ravensburg
Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Referat Sozialstationen, Stuttgart
Collegium Musicum St. Gallen, St. Gallen
Daimler-Benz Aerospace AG, Ulm
Diakonie-Sozialstation Oberes Murrtaal e.V., Murrhardt
Diakonisches Werk, Stuttgart

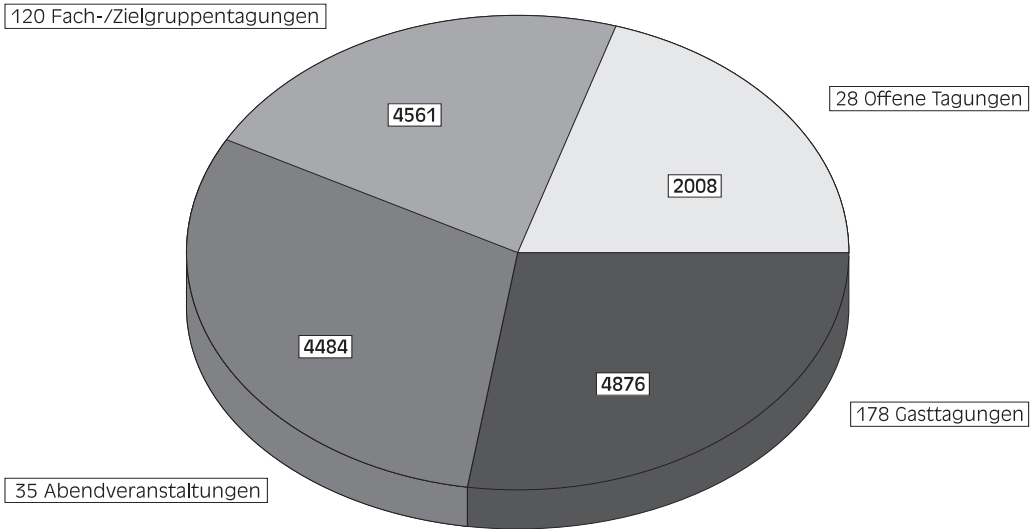
Diözesanstelle Altenarbeit, Stuttgart
Diözesanstelle Führungskräfte- und Akademikerseelsorge, Stuttgart
Diözesanstelle Landpastoral der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Stuttgart
Fachstelle für Psycholog. Beratung der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Stuttgart
Gymnasium Weingarten, Weingarten
Innungskrankenkasse, Heidenheim
Institut für Auslandsbeziehungen, Stuttgart
Institut für Fort- und Weiterbildung, Rottenburg
Justizministerium Baden-Württemberg, Stuttgart
Kath. Pfarramt St. Georg, Riedlingen
Konferenz für Kath. Hochschulpastoral in Deutschland, Tübingen
Landeselternbeirat Baden-Württemberg
Landesjugendring Baden-Württemberg e.V., Stuttgart
Landesverband Katholischer Kindertagesstätten e.V., Wangen im Allgäu
Landratsamt, Ravensburg
Malteser-Hilfsdienst, Stuttgart
Ministerium für Kultus und Sport Baden-Württemberg, Stuttgart
Nortel Dasa Network Systems, Friedrichshafen
SPR-Ulm, Sozialpsych. Reha-Einrichtung, Ulm
Staatliche Akademie für Lehrerfortbildung (Wirtschaft und Technik), Esslingen
Vejlby Skole, Risskov, Dänemark
Verband Kath. Landvolk e.V., Stuttgart
Universität Hohenheim, Versuchsstation für Obstbau, Ravensburg
Zahnradfabrik Friedrichshafen AG, Friedrichshafen
Zonta-Club, Stuttgart

Zahlen zur „Chronik '97“

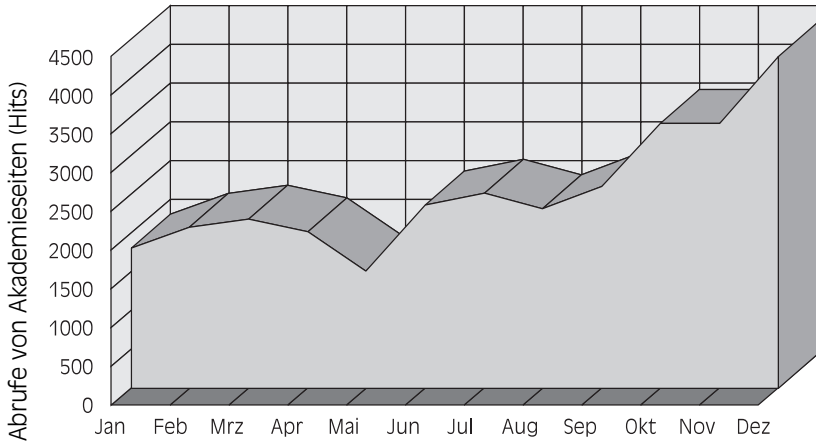
	Stuttgart-Hohenheim		Weingarten		auswärtige Veranstaltungen		insgesamt	
	Anzahl	Teilnehmer	Anzahl	Teilnehmer	Anzahl	Teilnehmer	Anzahl	Teilnehmer
Offene Tagungen	10	870	11	763	6	271	27	1904
Fachtagungen, Tagungen für Zielgruppen	41	2362	22	816	4	123	67	3301
Seminarprogramm	1	10	15	269			16	279
Seminarprogramm Journalismus	2	22	15	177			17	199
Sozialpädagogische Kurse für junge Untersuchungsgefangene					13	180	13	180
Gastveranstaltungen	103	3210	75	1666			178	4876
Einzelgäste		549		725				1274
Zwischensummen	157	7023	138	4416	23	574	318	12013
Tagungen mit der Evangelischen Akademie Bad Boll	3	88	1	19	4	599	8	706
Summe Tagungen	160	7111	139	4435	27	1173	326	12719
Abendveranstaltungen	6	767	9	785			15	1552
Samstagabend	6	429					6	429
Beiträge a.d. Forschung	1	104	1	114			2	218
Festliche Anlässe	2	566	1	215	2	645	5	1426
Eröffnung Kunstausstellungen	3	432	4	427			7	859
Summe Veranstaltungen	178	9409	154	5976	29	1818	361	17203

Die Besucher der Ausstellungen sind statistisch nicht erfaßt

Teilnehmer und Teilnehmerinnen



Internetzugriffe 1997



Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Akademie

Geschäftsstelle

Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart
Im Schellenkönig 61, 70184 Stuttgart
Telefon 0711 / 1640 – 6
Telefax 0711 / 1640 – 777
email: AkademieRS@t-online.de
Internet: <http://www.kirchen.de/akademie/rs>

Direktor der Akademie

Dr. Gebhard Fürst

Geschäftsführer

Karl-Heinz Kunzmann (bis 31.1.)
Erwin Grünwald (ab 1.6.)

Akosua Baah-Bellmann, Helmut Barsch, Gertrud Bäurle,
Walter Bay, Edith Bieg, Petra Braun (ab 1.2.), Renate Fül-
ler, Gertrud Hoffmann, Elisabeth Koch, Gudrun Krull, Cä-
cilie Maniura, Ines Meseke, Elke Müller, Ingrid Rössler, Gud-
run Soika, Sieghild Zikesch

Tagungshaus Stuttgart-Hohenheim

Paracelsusstraße 91, 70599 Stuttgart
Telefon 0711 / 45 31 93
Telefax 0711 / 45 86 49 5

Leiterin von Haus und Hauswirtschaft

Anni Weiß
Gabriele Munz (Stellvertreterin / 1.4.–31.7.)

Tagungshaus Weingarten

Kirchplatz 7, Postfach 1139, 88250 Weingarten
Telefon 0751 / 56 86 – 0
Telefax 0751 / 56 86 – 222

Leiter und Referent

Dr. Rainer Öhlschläger

Sekretariat

Anne Hurst, Waltraud Neidlinger

Leitung der Hauswirtschaft

Manuela Marek (ab 17.2.)
Gabriele Heizmann (Stellvertreterin)

Bereiche der Akademiarbeit und Schwerpunktbildung der Akademiereferentinnen und -referenten

1. Bereich: Theologie – Kirche – Religion

Dr. Gebhard Fürst

- Aktuelle Fragen von Christentum und Kirche in moderner Gesellschaft
- Hermeneutik der Bibel und die Bedeutung des Wortes Gottes für Kirche, Gesellschaft und Kultur
- Reflexion auf das Selbstverständnis der Akademie

Dr. Abraham P. Kustermann

- Kirchenrecht – Staatskirchenrecht – Staatliches Religionsrecht
- Judentum – Christentum – Islam
- Historische Theologie – Theologiegeschichte
- Ökumenische Theologie

Dr. Verena Wodtke-Werner –

Referat *Frau in Kirche und Gesellschaft*

- Frauenfragen in Kirche und Gesellschaft
- Frauenfragen im Dialog der Religionen
- Theologische, historische und literaturwissenschaftliche Frauenforschung
- Soziologische und psychologische Implikationen von Theologie, Kirche und Religion
- Zeitgenössisches Glaubensverständnis

Dr. Heinz-Hermann Peitz –

Referat *Theologie und Naturwissenschaft*

- Ökologie und Ethik
- Gentechnik und Ethik
- Naturphilosophie (Weltanschauungsfragen)
- Technikfolgenabschätzung

2. Bereich: Kultur- und Geisteswissenschaften

Dieter R. Bauer – Referat *Geschichte*

- Geschichte von Religiosität und Frömmigkeit
- Historische Frauenforschung bzw. Erforschung der Geschlechterrollen
- Zeitgeschichte unter besonderer Berücksichtigung kirchlicher Zeitgeschichte und der Zeit des „Dritten Reiches“

Dr. Justinus Maria Calleen M.A. – Referat *Kunst*

- Bildende Kunst unter besonderer Berücksichtigung des Dialogs von Kirche und zeitgenössischer Kunst
- Zeitgenössische Literatur
- Aktuelle Fragen der Kultur

Dagmar Mensink – Referat *Philosophie*

- Zeitgenössische philosophische Fragestellungen
- Grenzfragen zwischen Theologie und Philosophie
- Philosophie im Judentum
- Philosophische Frauenforschung

3. Bereich: Gesellschaft und Politik

Klaus Barwig

- Ausländer-, Asyl- und Migrationsfragen
- Referent für Öffentlichkeitsarbeit und Publikationen

Dr. Manfred W. Lallinger M.A.

- Soziales und Politik
- Wirtschaft und Arbeitswelt
- Medizinethik und Gesundheitspolitik

Dr. Rainer Öhlschläger

- Arbeitswelt/Wirtschaftsethik
- Internationale Beziehungen
- Ost-West-Dialog
- Fragen des Friedens
- Management/Sozialmanagement

Dr. Hermann-Josef Schmitz

- Medienethik und -politik
- Jugendfragen
- Stadtentwicklung

Im Dialog mit der Geschichte

Geschichtswissenschaftliche Arbeitskreise an der Akademie

Forum für einen offenen Dialog wie auch Faktor in diesem Gespräch zu sein, wissenschaftliche Arbeit insbesondere durch die Ermöglichung von heute selbstverständlich interdisziplinär wie international angelegtem Austausch zu fördern, aber auch Vermittlungsarbeit in eine breitere Öffentlichkeit hinein zu leisten: diesem Anspruch in der Akademiearbeit gerecht zu werden, erfordert eine feste Verortung im Bereich der Wissenschaft selbst, die zunächst durch die Person des Referenten bzw. der Referentin garantiert sein sollte, die aber im konkreten Tun immer wieder neu erarbeitet und bestätigt werden muß. Ein wichtiges Instrument für das Referat „Geschichte“ sind in diesem Zusammenhang vier Arbeitskreise, die im folgenden kurz vorgestellt werden sollen.

Arbeitskreis Interdisziplinäre Hexenforschung (AKIH)

Die Entstehung des AKIH war im Jahr 1985 eine Reaktion auf die wachsende Komplexität der internationalen Forschung, anfangs auch eine Reaktion auf jenen deutschen Forschungsrückstand – wie er etwa 1980 auf einer Tagung der Universität Kiel deutlich wurde. Zwischen den Beiträgen der skandinavischen und der deutschen Referenten lagen damals in methodischer Hinsicht noch Welten, obwohl das Ereignis, das eine Abtrennung der deutschen von der westeuropäischen Forschung bewirkt hatte (das „Dritte Reich“ und seine Auswirkungen in der Wissenschaft), bereits mehr als eine Generation zurücklag. Mit Sönke Lorenz zog ein Teilnehmer der Tagung von 1980, der selbst mittlerweile über ein Thema der frühneuzeitlichen Hexenforschung promoviert hatte, die Konsequenz: Nur Internationalität und Interdisziplinarität, viel gerühmt und selten verwirklicht, konnten eine akzeptable Arbeitsgrundlage für die Zukunft herstellen. Zusammen mit Dieter R. Bauer ergriff er die Initiative zur Gründung des AKIH. Die entscheidende Initialzündung ging von einer offenen Wochenendtagung der Akade-

mie aus: *„Wird ein Mann verbrannt, so brennt man zehn Frauen. Hexenverfolgung in Deutschland“*, 27.–28. April 1985 in Weingarten. Sie wurde zum wirkmächtigen Ausgangspunkt für die Idee zu einem Arbeitskreis, der dann nach Gesprächen in Stuttgart, insbesondere auch während des Internationalen Historikertages 1985, noch im gleichen Jahr konkrete Gestalt annahm.

Seit der Gründung findet jährlich ein kleineres Arbeitstreffen im Tagungshaus Hohenheim statt, bei dem neuere Forschungen vorgestellt und – manchmal mit einer gewissen Schwerpunktbildung – aktuelle Themen behandelt werden. Von besonderem Gewicht sind die wissenschaftlichen Studientagungen, von denen bisher fünf veranstaltet wurden – normalerweise im Tagungshaus Weingarten, einmal (1994) im Karlsruher Schloß aus Anlaß der Ausstellung „Hexen und Hexenverfolgung im deutschen Südwesten“ des Badischen Landesmuseums (an der Mitglieder des AKIH, auch der Akademiereferent, maßgeblich beteiligt waren). An diesen Veranstaltungen nahmen WissenschaftlerInnen verschiedenster Fachbereiche aus Deutschland, Österreich, Ungarn, Frankreich, Luxemburg, den Niederlanden, Polen, Dänemark, Großbritannien, Irland, Spanien, Italien, der Schweiz, den USA, Japan, Korea und Australien teil.

Im wesentlichen bezieht sich die Arbeit des AKIH speziell auf die Hexenverfolgungen, aber auch ganz allgemein auf die Hexenvorstellungen im Zeitraum zwischen dem 12. und dem 18. Jahrhundert sowie auf die Rolle der Hexerei in der Volkskultur und deren gesellschaftliche Funktion bis hin zur Gegenwart. Das regionale Zentrum bildet das Alte Reich bzw. der deutsche Sprachraum, doch wird auch das übrige Europa berücksichtigt. Methodisch ist der AKIH einer historisch-kritischen Arbeitsweise verpflichtet, die ahistorisch-spekulative, mythologisierende oder esoterische Ansätze meidet.

Der AKIH ist für alle wissenschaftlich Interessierten offen, möchte insbesondere auch jüngeren ForscherInnen ein Forum bieten und vermeidet – wie auch die anderen Arbeitskreise – jede Art von elitärem Habitus. Wohl gerade deshalb ist aus dem Kreis der MitarbeiterInnen bisher eine große Zahl von universitären Abschlußarbeiten hervorgegangen.

Mit der Berufung von Sönke Lorenz an die Universität Tübingen (1992) entwickelte sich am nun von ihm geleiteten Institut für Geschichtliche Landeskunde und Histo-

rische Hilfswissenschaften ein zweites organisatorisches Standbein für den AKIH. Die Geschichte der Hexenverfolgung hat hier in Lehre und Forschung einen festen Platz gefunden, eine der Forschung als Freihandbibliothek zugängliche Sammlung von einschlägiger Literatur und gedruckten Quellen wurde aufgebaut und auch die redaktionelle Betreuung einer neuen Reihe „Hexenforschung“ übernommen (hrsg. von D. R. Bauer, W. Behringer, H. Dienst, S. Lorenz, H. C. E. Midelfort und W. Schild in Zusammenarbeit mit dem Institut). – Im ersten Band dieser Reihe (unten genannt) ist die Arbeit der ersten zehn Jahre AKIH ausführlicher dokumentiert.

Beim Arbeitstreffen des vergangenen Jahres (Interdisziplinäre Ansätze in der Hexenforschung, 27. Februar – 1. März in Stuttgart-Hohenheim) galt das hauptsächliche Interesse dem Thema „Psychoanalyse und Hexenforschung“. Vorbereitet und eingeleitet wurde dieser Schwerpunkt von Günter Jerouschek (Halle) und Hedwig Röckelein (Hamburg). Die Beiträge im einzelnen: *Hexenverfolgung und Psychoanalyse. Thesen und Fragen* (Casimir Bumiller, Bollschweil), *Projektionen des Unheimlichen: Hexenphantasien in Psychoanalysen* (Alf Gerlach, Saarbrücken), *Der Bleinacher Prozeß – Wien 1583* (Heide Dienst, Wien), *Psychoanalytische Bemerkungen zum Bleinacher Prozeß* (Hans Lobner, Wien), *Freud und der Teufel. Annäherungen an eine Geschichte der frühneuzeitlichen Psychiatrie* (David Lederer, Maynooth/Irland), *Psychologie des Teufels, aber welche Psychologie?* (H. C. Erik Midelfort, Charlottesville/Virginia).

Einen besonderen Akzent bildete eine kleine abendliche Feier, mit der Professor Midelfort gewürdigt werden sollte. 25 Jahre zuvor war sein Buch „Witch hunting in Southwestern Germany“ erschienen: eine grundlegende Arbeit für die internationale wie speziell auch die deutsche Hexenforschung, die damals nur zögerlich in Gang kam, inzwischen aber größte Aufmerksamkeit für sich beanspruchen kann.

Mit zwei Arbeitsberichten wurde die Tagung fortgesetzt: *Zauberer und Hexer im Hochstift Paderborn* (Roswitha Hillebrand, Paderborn) und *Hexen-Sachen in einem römischen Geheimarchiv* (Rainer Decker, Paderborn). Zum Abschluß – wie immer: AKIH-Internes. Informationen – Anregungen – Planungen.

Folgende Publikationen zu Akademietagungen, die aus der Arbeit des AKIH entstanden sind, liegen bisher vor:



Hexen heute. Magische Traditionen und neue Zutaten (Quellen und Forschungen zur europäischen Ethnologie, Bd. 9), in Zusammenarbeit mit Dieter R. Bauer hrsg. von Dieter Harmening, Würzburg 1991.

Hexenverfolgung. Beiträge zur Forschung – unter besonderer Berücksichtigung des südwestdeutschen Raumes (Quellen und Forschungen zur europäischen Ethnologie, Bd. 15), hrsg. von Sönke Lorenz und Dieter R. Bauer, Würzburg 1995.

Das Ende der Hexenverfolgung (Hexenforschung, Bd. 1), hrsg. von Sönke Lorenz und Dieter R. Bauer, Stuttgart 1995.

Hexenverfolgung: Frauenverfolgung? (Materialien 3/95), hrsg. von der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart.

In Vorbereitung sind:

– *Himmels Hexenkartothek.*

– *Die große abendländische Hexenverfolgung: Zentren und treibende Kräfte.*

– *Hexenforschung. Zur Rezeption eines historischen Phänomens.*

– *Hexenverfolgung und Magie in geschlechtergeschichtlicher Perspektive.*

Arbeitskreis Historische Kriminalitätsforschung in der Vormoderne

Im Juli 1991 traf sich erstmals der „Arbeitskreis Historische Kriminalitätsforschung in der Vormoderne“ im Tagungshaus Hohenheim zu einer Fachtagung, die seither jährlich stattfindet. Wie in anderen westeuropäischen Ländern, wenn auch mit einiger Verspätung, hat sich in Deutschland in den letzten Jahren die Historische Kriminalitätsforschung als eigenständige Subdisziplin der Sozial- oder auch – nach etwas anders akzentuierendem Verständnis – der Kulturgeschichte etabliert. Aus einem ersten Gedankenaustausch im Kontext des AKIH entstand – entscheidend initiiert und organisiert von Andreas Blauert (Universität Jena) und Gerd Schwerhoff (Universität Bielefeld) in Zusammenarbeit mit Dieter R. Bauer – eine regelmäßige Einrichtung, die einer wachsenden Zahl von zumeist jüngeren VertreterInnen der Geschichtswissenschaft, der Rechtsgeschichte und der Volkskunde ein Forum des Austausches und der Kommunikation bietet. Ein Rückblick auf die ersten fünf Jahre des Arbeitskreises findet sich in der letzten Jahreschronik ('96). Eine Zusammenstellung der Beiträge des letzten Treffens (Konfliktregelung und Konfliktverschärfung, 24.–26. April in Stuttgart-Hohenheim) kann einen Eindruck von der Arbeit vermitteln. Am Anfang steht immer eine Begrüßungsrunde mit kurzer Vorstellung der TeilnehmerInnen und ihrer Arbeiten, dann folgten:

Blutgerichtsbarkeit im geistlichen Flächenstaat der frühen Neuzeit: das Kurfürstentum Köln im 16./17. Jahrhundert (Peter Arnold Heuser, Bonn), *Strafgerichtsbarkeit in der Residenzstadt Zweibrücken im 18. Jahrhundert* (Frank Konersmann, Bielefeld), *Konfliktlösungsstrategien in institutionalisierten nachbarrechtlichen Auseinandersetzungen am Beispiel münsterischer Prozeßakten* (Christine Schedensack, Münster), *Ausgehandelte Herrschaft. Interessenaustragung zwischen Pfandherr und Untertanen in der Starostei Draheim im 17. und 18. Jahrhundert* (Christoph Motsch, Berlin), *Denunziationen vor der Pariser Polizei im 18. Jahrhundert* (Gudrun Gersmann), *Das ungleiche Paar. Über die schwankhaften Züge spätmittelalterlicher Gerichtsfälle* (Gabriela Signori, Bielefeld), *„Gott läßt sich nicht verspotten“. Zeugen im Parteienkampf vor frühneuzeitlichen Gerichten* (Rolf-Peter Fuchs, München), Schlußdiskussion – Informationen und Planungen.

Arbeitskreis Frauen- und Geschlechtergeschichte in der Frühen Neuzeit

Historische Frauen- und Geschlechterforschung steht im Zentrum des Interesses der Arbeit im Referat „Geschichte“, seit es dieses – mit dem Stellenantritt von Dieter R. Bauer im Oktober 1981 – gibt. Als sich dann ein „Arbeitskreis Frauen- und Geschlechtergeschichte in der Frühen Neuzeit“ zu formieren begann, lag es nahe, diesem hier ebenfalls eine „Heimat“ zu geben. Das erste Treffen fand 1994 im Tagungshaus Hohenheim statt – geleitet von Ulinka Rublack (Universität Cambridge), Susanna Burghartz (Universität Basel) und Dieter R. Bauer. Zu den beiden Letztgenannten trat dann Olivia Hochstrasser als Hauptverantwortliche, seit der Arbeitskreis – nach einem „Zwischenspiel“ an anderem Ort (Frauen, Religion und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, Juni 1995 in Schloß Flehingen) – nun fest mit der Akademie verbunden ist. Der Arbeitskreis bildet ein Diskussionsforum für aktuelle Forschungen aus dem Gebiet der frühneuzeitlichen Geschlechtergeschichte. Angesichts des geringen Institutionalisierungsgrades in diesem Forschungsfeld – jedenfalls, was den deutschsprachigen Bereich angeht – bietet er einen wichtigen Raum für themenorientierten Erfahrungsaustausch, für persönliche wie sachliche Vernetzung, für theoretische, speziell auch methodische Diskussion sowie für interdisziplinäre Auseinandersetzung. Auch hier bietet eine Programmskizze der letzten Veranstaltung (Geschlecht in der Frühen Neuzeit: Konstruktionen und Konflikte, 2.–4. Oktober 1997 in Stuttgart-Hohenheim) wohl den besten Einblick in die konkrete Arbeit. Am Anfang standen nach Begrüßung und Vorstellung der TeilnehmerInnen Werkstattberichte.

Unter dem Zwischentitel „Höfe als gesellschaftlicher Ort“ folgten: *„Wenn Euer Liebden auch schreiben, dass ich mir vielerlei einbilde, so habe ich wohl dazu Ursach ...“*. *Politische Handlungsspielräume von Fürstinnen am Beispiel des Brandenburger Hofes* (Magdalena Drexler, Bochum), *Die Stellung der „maîtresse en titre“ im 18. Jahrhundert. Eine Untersuchung am Beispiel Madame de Pompadour* (Andrea Weisbrod, Hamburg), *Fürstliche Bigamie: Skandal oder (neues) Muster der Geschlechterbeziehung?* (Sybille Oßwald-Bargende, Stuttgart).

„Geschlechterkonstruktionen in Diskursen Ende des 18. Jahrhunderts“ war die nächste Abteilung überschrieben: *Positionierung des Weiblichen in Gartenkonzepten des*

18. Jahrhunderts (Dr. Gerlinde Volland, Hürth), „Rousseau accorde tant aux femmes ...“. *Zur geschlechtsspezifischen Rousseau-Rezeption im 18. Jahrhundert* (Brigitte Schnegg, Bern), *Mädchenbildung bildet „Mädchen“*. *Begriffshistorische und diskursanalytische Untersuchung – ausgehend von den Studienhofkommissionsakten zu Mädchenschulen* (Meike Lauggas, Wien).

Dem Thema „Geschlecht und historischer Wandel“ war unter der Leitung von Dietlind Hüchtker (Berlin) ein „Round-Table“ mit anschließender Diskussion gewidmet, an dem Andrea Griesebner (Wien), Dorothea Nolde (Hamburg), Ulinka Rublack (Cambridge) und Brigitte Schnegg (Bern) teilnahmen.

Unter dem Titel „Gewalt – Konfliktaustragung“ (ursprünglich etwas anders konzipiert) folgten: *Die Konstruktion von Geschlechtscharakteren in den Anfängen der Gerichtspsychiatrie* (Maren Lorenz, Hamburg), *Armut – Liederlichkeit – Geschlecht. Zur sozialpolitischen Praxis der Aufklärung am Beispiel Karlsruhe* (Olivia Hochstrasser, Basel). – Schlußdiskussion und Ausblick rundeten die Veranstaltung ab.

Arbeitskreis für hagiographische Fragen

Auch die Geschichte von Religiosität und Frömmigkeit und in diesem Zusammenhang speziell die Hagiographie bildeten von Anfang an einen gewichtigen Schwerpunkt im Referat „Geschichte“. Aus einer Vielzahl von Veranstaltungen und Publikationen seien nur drei Beispiele herausgegriffen – Dokumentationen wissenschaftlicher Studientagungen: *Heiligenverehrung in Geschichte und Gegenwart*, hrsg. von Peter Dinzelsbacher und Dieter R. Bauer, Ostfildern 1990; *Volksreligion im hohen und späten Mittelalter* (Quellen und Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte 13), hrsg. von Peter Dinzelsbacher und Dieter R. Bauer, Paderborn 1990; *Bernhard von Clairvaux und der Beginn der Moderne*, hrsg. von Dieter R. Bauer und Gotthard Fuchs, Innsbruck 1996. Der Boden war also bereitet, auf dem die Idee zu einem „Arbeitskreis für hagiographische Fragen“ wachsen konnte. Konkret entstand diese aus einem sich über Jahre intensivierenden, fruchtbringenden Miteinander von Klaus Herbers (Universität Tübingen/jetzt: Erlangen) und Dieter R. Bauer (gemeinsamer Tagungsband: *Der Jakobuskult in Süddeutschland. Kultgeschichte in regionaler und europäischer Perspektive* [Jakobus-Studien 71, Tübingen 1995]) –

vor dem Hintergrund einer faszinierenden Dynamik in der internationalen Forschung der letzten Jahre, die nicht nur in vielen Publikationen, in Tagungen und Kongressen zu hagiographischen Fragen zum Ausdruck kommt, sondern auch in der Gründung von entsprechenden wissenschaftlichen Vereinigungen und Arbeitskreisen in verschiedenen Ländern. Damit vielfältig „vernetzt“ und also in engem Kontakt zu ausländischen Wissenschaftlerinnen und wissenschaftlichen Einrichtungen bietet der Arbeitskreis vorrangig der deutschsprachigen Forschung ein Forum.

1994 wurde erstmals nach Stuttgart-Hohenheim eingeladen. Im Bericht über diese „Pilotveranstaltung“ (unter anderem erschienen in: *Hagiographica. Rivista di agiografia e biografia della Società internazionale per lo studio del Medio Evo Latino*, II – 1995) heißt es einleitend: *Schon seit einiger Zeit finden hagiographische Quellen in ganz verschiedenen historisch arbeitenden Disziplinen zunehmend hohes Interesse und werden unter den denkbar unterschiedlichsten Fragestellungen genutzt. Die Diskussion um die Möglichkeiten einer angemessenen Auswertung ist seither nicht abgerissen. Der Arbeitskreis für hagiographische Fragen soll allen daran interessierten, insbesondere auch jüngeren Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, als Forum zu solcher Diskussion dienen. Dabei dachten die Initiatoren zunächst an Fragen nach einer adäquaten Auswertung der verschiedenen Genera, nach spezifischen Erkenntnis- und Erklärungsmöglichkeiten, nach typischen Erscheinungsformen in verschiedenen Epochen sowie nach Möglichkeiten einer Zusammenarbeit verschiedener Disziplinen.* Die erste größer angelegte wissenschaftliche Studientagung fand im vergangenen Jahr in Weingarten statt (Hagiographie im Kontext, 10.–13. April 1997). Die vorliegende Chronik enthält einen ausführlicheren Bericht (siehe Seite 102 ff.), der auch einen Gesamteindruck vom Anliegen des Arbeitskreises vermitteln kann. Als dessen erste Publikation entsteht gerade der entsprechende Tagungsband.

Seminarprogramm

Journalismus 1998

Die kompakte Aus- und Weiterbildung
in barockem Ambiente



PÄDAGOGISCHE
HOCHSCHULE WEINGARTEN

Die Kommunikationsbranche gilt als die Wachstumsbranche Deutschlands. Derzeit werden in diesem Bereich 277 Mrd. DM im Jahr umgesetzt. In sieben Jahren sollen es schon mehr als 500 Mrd. DM sein. Die Szenarien der Kommunikationswissenschaftler gehen ferner davon aus, daß bis in das Jahr 2005 bis zu 200.000 zusätzliche Arbeitsplätze in der Kommunikationsbranche geschaffen werden. Dann allerdings wird auch in diesem Bereich ein Stellenrückgang prognostiziert. Vor diesem Hintergrund drängen ungebrochen junge Menschen in den Beruf des Journalisten und des Öffentlichkeitsarbeiters. Nicht nur aufgrund relativ günstiger Berufsaussichten, sondern auch weil die Arbeit des Medienschaffenden nach wie vor als eine sehr kreative und bereichernde gilt. *Für manche Akademiker stellt der Medienbereich eine hoffnungsvolle Alternative dar, oder eine entsprechende Zusatzqualifikation verbessert die Bewerbungschancen im ursprünglich intendierten Berufsfeld.*

Ausbildungsmöglichkeiten für den Journalismus und für Public Relations haben in den letzten Jahren stark zugenommen. *Außer kommerziellen Anbietern haben vor allem die Universitäten zahlreiche neue Grund- und Aufbaustudiengänge geschaffen.*

Das Seminarprogramm Journalismus, das seit 1996 von der Akademie und der Pädagogischen Hochschule gemeinsam getragen wird, ist eine weitere Ausbildungseinrichtung für angehende Journalisten – und doch anders: *Es handelt sich um ein kompaktes, praxisorientiertes (aber nicht unternehmensgebundenes) Angebot, das handwerkliche Grundkenntnisse vermittelt und als Zusatzqualifikation (Zertifikat) die Bewerbungschancen verbessert. Modularer Aufbau ermöglicht auch die Nutzung als Fortbildung in einem begrenzten Teilgebiet.*

Konzeptionell besteht das gesamte Programm aus elf einwöchigen Intensivkursen zu unterschiedlichen journalistischen Themen und Darstellungsformen. So wird in der Schreibpraxis die grundlegende Kompetenz für die Nachrichten und für sogenannte bunte Darstellungsformen trainiert. In Ressortkursen wie Politik (Inland), Politik (Ausland), Kultur- oder Wissenschaftsjournalismus werden fachliche Aspekte und journalistische Kompetenz gemeinsam fokussiert. Bildjournalismus, Hörfunk- und Fernsehjournalismus sowie Textdesign beschäftigen sich mit speziellen Darstellungsformen und dem Einsatz medialer Techniken. Akademie und Hoch-

schule kommt es darauf an, daß in einer ersten Phase den Teilnehmern am Seminarprogramm eine Reflexion ermöglicht wird, ob der Beruf des Journalisten für sie geeignet ist, ob er für sie reelle Berufschancen eröffnet und ob sie mit den oft unterschätzten Alltagsbelastungen umgehen können. In einem zweiten Schritt werden den Teilnehmern, die überwiegend nach einer Hochschul- ausbildung oder nach einer Familienphase einen schnellen Einstieg in den Journalismus suchen, grundlegende journalistische Arbeitstechniken vermittelt. Zunehmend werden dann berufsethische Fragen und Qualitätsstandards thematisiert. Immer wieder reflektieren die Studierenden zusammen mit den Dozenten, welche Wirkungen die konkreten Vermittlungsleistungen des Journalismus haben und wie sie im Hinblick auf eine rationale Kommunikation zu bewerten sind. Und schließlich wird gemeinsam erörtert, wie der Nachwuchsjournalist ganz konkret den Berufseinstieg schaffen kann. Das Seminarprogramm versteht sich damit nicht nur als ein Angebot für eine journalistische Basisausbildung, sondern auch als eine faire Möglichkeit, gemeinsam mit den Dozenten individuelle Strategien und Chancen abzuklären.

Das Programm, dem eine zehnjährige Erprobungs- und Forschungsphase an der Pädagogischen Hochschule zugrunde liegt, kann deshalb auch als ein Menü von jedem Teilnehmer individuell zusammengestellt werden. Absolventen des gesamten Projektes erhalten nach einer schriftlichen Abschlußprüfung ein Hochschulzertifikat der Pädagogischen Hochschule, das die Berufschancen nachweislich erheblich verbessert. Für alle beteiligten Dozenten ist es immer wieder eine Genugtuung zu sehen, wie Teilnehmer und Absolventen für sie geeignete Nischen im Journalismus finden und dort erfolgreich arbeiten.

Als Lehrbeauftragte wirken Journalistinnen und Journalisten, die neben ihrer Medienkompetenz auch eine wissenschaftliche Ausbildung mitbringen und Erfahrungen in der Bildungsarbeit haben. Meist sind sie in regionalen Redaktionen tätig und helfen den Nachwuchsjournalisten beim Berufseinstieg. Die Dozenten verstehen sich dabei als Team und reflektieren gemeinsam über Ausbildungsinhalte und den Lernfortschritt der Teilnehmer.

Die Tagungsarbeit der Akademie im Schwerpunkt Medien verbunden mit der fachlichen und didaktischen Kom-

petenz der Pädagogischen Hochschule ermöglicht ein inhaltlich qualifiziertes Angebot. Das Tagungshaus Weingarten bietet den attraktiven und geeigneten Rahmen. Ferner stehen dort Hochschuleinrichtungen wie der TV-Schnittplatz, das Rechenzentrum und das Photolabor zur Verfügung. Darüber hinaus kann auf weitere Kooperationen zurückgegriffen werden. So unterstützen der Südwestfunk Ravensburg, der Österreichische Rundfunk Dornbirn, die Vorarlberger Nachrichten in Bregenz und die Bregenzer Festspiele das Programm. Mit den Festspielen wird 1998 erstmals ein Kurs Kulturjournalismus während der Spielzeit angeboten mit vielfältigen Möglichkeiten, hinter die Kulissen von Porgy and Bess zu schauen und mit Künstlern ins Gespräch zu kommen. Eine Zusammenarbeit wurde ferner mit den Beruflichen Fortbildungszentren der Bayerischen Arbeitgeberverbände vereinbart. Für die dortige Ausbildung von Öffentlichkeitsarbeitern ist ein Kurs des Seminarprogramms integraler Bestandteil.

Ergänzend auf Seite 41 der rückblickende Bericht eines Teilnehmers. Der Autor Eberhard Stett ist Betriebswirt und beim Süddeutschen Rundfunk in der Programmwirtschaft Hörfunk tätig.

Unser Dozententeam

Dr. Markus Barnay ist einer der wenigen Rundfunkjournalisten, die bi-medial arbeiten. Beim Österreichischen Rundfunk in Dornbirn macht er sowohl für das Fernsehen als auch für den Hörfunk Programm und widmet sich vor allem kulturellen Themen. Seine wissenschaftliche Ausbildung als Politologe und Historiker genöß er an der Freien Universität Berlin, bevor er in sein Heimatland Vorarlberg als Journalist zurückkehrte.

Claudia Blum will die »angeblich naturgegebenen« chaotischen Arbeitsmethoden im Tagesjournalismus entmythologisieren. Sie engagiert sich deshalb in der journalistischen Aus- und Weiterbildung als feste Mitarbeiterin im renommierten Journalistenzentrum »Haus Busch« in Hagen. Eigene Praxiserfahrung hat sie zuvor bei einer Tageszeitung, beim Fernsehen und in der Öffentlichkeitsarbeit erworben. Sie ist Absolventin des Studiengangs Journalistik an der Universität Dortmund.

Prof. Dr. Hans-Jürgen Bucher hat die Medien nicht nur wissenschaftlich im Griff. Als Journalist war der studierte Germanist unter anderem für den Südwestfunk und für die Südwestpresse tätig. Erfahrungen als Dozent sammelte er im journalistischen Ausbildungszentrum »Haus Busch« in Hagen. Nach Stationen an den Universitäten Tübingen, Augsburg und Leipzig ist er nun Professor für Journalistik in Trier. Sein Spezialgebiet ist das Textdesign, also die Verbindung von journalistischer Sprache, inhaltlicher Aufbereitung und optischer Präsentation.

Mag. Bernd Feldmann ist für die Kommunikation des größten Kulturbetriebes am Bodensee verantwortlich. Nach Studium von Theaterwissenschaften und Public Relations in Wien und Lehrjahren als freier Journalist kam der gebürtige Vorarlberger zu den Bregenzer Festspielen und ist dort für die gesamte Unternehmenskommunikation zuständig. Schon viele Dutzend PR-Interessierte wurden von ihm in Seminaren und Weiterbildungen in die Kunst der Öffentlichkeitsarbeit eingeführt.

Dipl.-Bildesigner Ernst Fesseler hat bereits die halbe Welt durch seine Kamera gesehen. Als Bildjournalist arbeitete er unter anderem für GEO. Seine Bücher beschäftigen sich mit dem Wald oder auch mit seiner Heimat Oberschwaben. Als Bildredakteur ist er für den Ravensburger Buchverlag tätig.

Diplom-Journalist Andreas Ganß lebt ganz fürs Radio. Der regionale Sport hat es ihm besonders angefallen, aber auch seine Sendungen über Kirchenglocken sind schon in vielen ARD-Programmen gelaufen. Nach Journalistik-Studium in München arbeitete er für den SDR und für die Schwäbische Zeitung, jetzt ist er Reporter und Redakteur im Südwestfunk-Studio Ravensburg.

Dr. Klaus H. Grabowski ist ein echter Grenzgänger zwischen Wissenschaft und Journalismus, Bildung und Öffentlichkeitsarbeit. Nach Soziologiestudium und Promotion über Wissenschaftsjournalismus sowie Jahren als Hörfunkredakteur leitet er heute an der Uni Hohenheim die Stabsstelle »Presse und Forschungsinformation« und ist Lehrbeauftragter für Wissenschaftsjournalismus. Für den Hörfunk berichtet er immer wieder aus dem Nahen Osten. In Sierra Leone, Westafrika und Albanien unterstützt er diverse journalistische Projekte.

Andreas Hacker, M.A., verfolgt hauptberuflich kritisch die deutsche Politik. Als Redakteur bei der Südwestpresse in Ulm interessiert er sich besonders für die Bereiche Arbeitswelt und Gewerkschaften. Erste Erfahrungen sammelte er als Lokalredakteur am Bodensee, dann schloß sich ein sozialwissenschaftliches Studium an der Universität Konstanz an.

Dr. Michael C. Hermann wollte schon als jugendlicher Radiomann werden. Nach dem Studium an der Universität Konstanz arbeitete er als Hörfunkjournalist beim Südwestfunk. Seit 1992 bildet der studierte Sozialwissenschaftler Nachwuchsjournalisten an der Pädagogischen Hochschule Weingarten aus.

Dieter Löffler beobachtet von Konstanz aus das Weltgeschehen. Nach Studienjahren in Tübingen kam der Germanist und Historiker zum Südkurier nach Konstanz, wurde Mitglied der politischen Redaktion. Seit 1993 leitet er dort das Ressort Ausland.

Christof Schrade schreibt nicht nur gerne über Kultur, sondern macht sie zuweilen auch selbst: Der studierte Germanist und Romanist spielt in seiner Freizeit auf dem Cello. Tagsüber arbeitet er als Redakteur bei der Schwäbischen Zeitung in Ravensburg. Nach dem Studium in Tübingen und Konstanz genöß er seine journalistische Ausbildung bei der Allgäuer Zeitung in Kempten.

Dr. Hermann-Josef Schmitz ist ein kritischer Begleiter des Journalismus und der Medien. Der promovierte Theologe arbeitet als Medienreferent innerhalb der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart und veranstaltet jährlich Tagungen und Kongresse zu verschiedenen Themen der Medienwelt. Zusammen mit Dr. Hermann zeichnet er für das Seminarprogramm verantwortlich.

Seminarprogramm Journalismus: Eine gute und runde Geschichte

Erlaubt ist, was funktioniert, also den Leser bei der Stange hält. Ein Einstieg, egal ob S- oder Z-Einstieg (szenischer oder Einstieg mit einem Zitat), ist dann gut, wenn er funktioniert!! Lange Texte portionieren! Sonne lacht – Blende acht. Personalisieren!, es fehlt der Human Touch. Der Trend zur Boulevardisierung. Den Bericht noch rund machen! ...

Sätze wie in Stein gemeißelt. In meinen Erinnerungen werden sie irgendwann an das Jahr 1997 geknüpft sein. Das Jahr, in dem ich beschloß, Journalismus zu lernen oder vielleicht nur ein wenig zu begreifen. Als Lehranstalt für dieses Vorhaben wählte ich die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart aus. Ihr Angebot: ein Seminarprogramm Journalismus. Vor mir liegen nun in 11facher Ausfertigung die papiergeordneten Reste dieses Lernvorhabens. „Bestätigung“ nennen sich diese Blätter, die meine Teilnahme an Kursen (Seminaren) bezeugen können. Basicskurs, Schreibpraxis I: Nachrichten, Öffentlichkeitsarbeit, Textdesign und Zeitgestaltung, Workshop Hörfunk, Bildjournalismus, Workshop Fernsehen, Politischer Journalismus, Reportage und Schreibpraxis II: Bunte Texte nannten sich die von mir gebuchten Wochen- und Wochenendkurse. In ein paar Monaten werde ich dann, so es mir gelingt, noch die Abschußarbeit abliefern, um dann noch ein „Hochschulzertifikat“ ausgehändigt zu bekommen. Ob ich aber irgendwann als Journalist arbeiten werde, ist eher unwahrscheinlich.

Die Wochen in den Tagungshäusern in Weingarten und – mit Abstrichen – Hohenheim waren von einer angenehmen Leichtigkeit. Lachen war nie ein Fremdwort, ebenso wie Hunger und Leistungsdruck uns Teilnehmern nie begegneten. Ich kann auch einfach sagen, es hat Spaß gemacht. Das Schöne an den Kursen war ihre Unterschiedlichkeit. Kein Kurs glich dem anderen, trotz geringer Redundanz. Neue Dozenten, neue Teilnehmer. Und Exkursionen. Wir durften das Munzinger Archiv kennenlernen, die Vorarlberger Nachrichten besuchen, der Hopfenernernte beiwohnen, ins Kino gehen und bekamen eine Privataudienz beim Abt des Benediktinerklosters Weingarten. Doch nicht zum Vergnügen. Alles diente entweder der Abrundung der Lerninhalte oder war Gelegenheit zu Versuchen in den unterschiedlichen journalistischen Stilformen wie Portrait, Filmkritik oder Reportage. Zugleich lernten wir nicht nur journalistisches Handwerkszeug, sondern taten auch einiges für unsere Allgemeinbildung. Kugelblitze, Schokoladefabriken und Lawinenwarngeräte zählen dank persönlicher Vorlieben der Dozenten nun zu unseren Spezialthemen.

Das größte Aha-Erlebnis gab's allerdings während des Kurses „Politischer Journalismus“: Keiner unter uns Teilnehmern hatte zuvor genaue Kenntnisse davon, warum und weshalb

sich im ehemaligen Jugoslawien ehemalige Nachbarn und Ehepaare plötzlich haßten und bekämpften. Da unser Bearbeitungsthema die Problematik der Bürgerkriegsflüchtlinge aus Ex-Jugoslawien war, beschäftigten wir uns fünf Tage intensiv mit der Sache. Wobei die Beschäftigung zunächst darin bestand, daß unser Dozent uns umfassend aufklärte und ein einheitliches Grundwissen vermittelte. So wurde aus einem komplexen Sachverhalt eine für uns nachvollziehbare Entwicklung. Eine Entwicklung, die leider in der gesamten Medienberichterstattung keine Erwähnung gefunden hatte und so uns Mediennutzern die Chance nahm, noch später in die Thematik einzusteigen und verstehen zu können. Ein Defizit, wie wir alle fanden. Wir gelobten also, solche Fehler als Journalisten nie zu machen.

Angeregt und aufgefordert von den Dozenten, machten wir uns auch daran, die Ergebnisse unserer journalistischen Versuche in Geld zu verwandeln. Also den Versuch zu starten, Beiträge zu verkaufen. Immerhin fast 25% meines anfänglichen Kapitaleinsatzes konnte ich als Rendite erwirtschaften. Diese Rendite kann sich sehen lassen und braucht keine Vergleiche mit kommerziellen Kapitaleinlagen zu scheuen. Zumal der Kapitaleinsatz auf Lebenszeit angelegt ist, was in Zeiten ungewisser Rentenerwartung nicht von Nachteil sein muß. Doch nicht nur unter Cashflow-Gesichtspunkten hat sich für mich das Seminarprogramm als eine glückliche Entscheidung herausgestellt. Das Gute war neben den leckeren Mahlzeiten sicherlich das Kennenlernen unterschiedlicher Menschen mit total unterschiedlich ausgeprägten Erfahrungen im Journalismus wie auch in anderen Bereichen. Die Gruppendynamik, die sich dadurch unter den Teilnehmern entwickelte, war dabei leider nicht immer stimulierend auf den Kursverlauf.

Was den Ausschlag gab, mich bei der Flut der Fort- und Weiterbildungsangebote ausgerechnet für das Angebot der Akademie zu entscheiden, weiß ich nicht mehr, aber es war auf jeden Fall keine Entscheidung, die ich bereut habe. Nach jedem Abschnitt des Programms hatte ich das Gefühl, dazugelernt zu haben. Der Zwang zum Schreiben während der Kurse war nötig, um journalistische Schreib- und Selbsterfahrungen zu sammeln. Die Tips der Dozenten, die ausnahmslos über Praxiserfahrung verfügten, waren dabei hilfreich, sich selbst und seine Ergebnisse einordnen zu können. Durch die geknüpften Kontakte zu Teilnehmern und Dozenten aus dem gesamten Mediensektor ist auch ein kleines Netzwerk entstanden. Die Chancen, die hieraus erwachsen, mögen individuell verschieden sein, runden aber den positiven Eindruck noch ab.

Um auch diese Geschichte jetzt noch rund zu machen, nochmals ein paar journalistische Grundsätze:

Immer an die fünf W's denken! Noch mehr anfietschern! Sonne im Rücken – Bild wird glücken. Starke Verben benutzen!...

Mehr denn „akademische“ Narrenpossen

Tagungen zu Themen der Fastnacht 1988–1996

„Die schönste Zeit im Jahr, im Leben, im Jahr? Lassen Sie mich nachfühlen.“ Kurt Tucholsky fühlte in der „Weltbühne“ 1929 der Frage nach und kam in einem wunderschönen Text mit der Überschrift „Die fünfte Jahreszeit“ zu der Antwort: „Wenn der späte Nachsommer im Verklingen ist und der frühe Herbst noch nicht angefangen hat –: dann ist die fünfte Jahreszeit.“ Will man ihm widersprechen?

Und doch erhebt sich dagegen Katzenmusik, massenhaft leib-hafter Widerspruch, wahrlich lautstark, überall da, wo das fröhliche Narrenfest der Fastnacht (oder Fasching oder Karneval) als „fünfte Jahreszeit“ gefeiert wird. Die „tollen Tage“ beschränken sich ja längst nicht mehr nur auf Donnerstag oder Sonntag bis Dienstag vor Aschermittwoch, auch wenn es an ihnen gewiß am tollsten hergeht. Diese „fünfte Jahreszeit“ ist lang gedehnt – beginnend mit dem 11.11. (präzis 11 Uhr 11), wo karnevalistischer Zungenschlag vorherrscht, mit „Dreikönig“ (6.1.), dem „Obersten“, dem alten „Groß-“ oder „Hochneujahr“, wo die Brauchregeln der alemannischen Fastnacht, der „Fasnet“, gelten.

Die fünfte Jahreszeit: ein einziges, langes, fröhliches, burleskes Narrenfest also? Wie kommt es dann – mit schöner Regelmäßigkeit – zu der ironischen Mutmaßung, es gebe wohl nichts Ernsteres als die Fastnacht? Dann, wenn – auch in der medialen Öffentlichkeit – wieder einmal gereizt über diesen „Komplex“ in unserem Brauchtum gestritten wird, über Brauchinhalt(e) und Brauchgrenzen, über „Legitimes“ und „Illegitimes“ darin, über Geschmack und dessen Grenzen, über Originalität und Abkupferei, über Spontaneität und Reglements, über Narrenfarben und Häsformen, über verunstaltende Masken und fleischenthüllende Blößen, über „althistorische“ Traditionen (die selten mehr als 70, oft nur schamvolle 20 oder 30 Jahre auf dem Buckel haben), über Symbole, Anknüpfungspunkte und Einzelriten, über Lokalrivalitäten, Fastnachtstourismus, Vereinsmaierei, Zunftzwang,

Verbandskonkurrenz, Haftungsfragen, über „prostituierendes“ Fastnachtsmarketing oder – mit steigender Tendenz – über’s liebe Geld?

Einer, der es wissen müßte (Werner Mezger), hat schon vor Jahren zwischen die gellenden Narrenrufe des „Nari-Narro“, „Hu-hu-hu“, „Tsching-tä“ und wie sie sonst noch tönen mögen, quasi mit dissonantem Rummelpott die provozierende Frage hineingeschmettert: „Die Fastnacht – ein Pflegefall?“ Aber damit war weniger „die Fastnacht“ selbst angesprochen – *wer* wäre sie auch, und boomt sie dieserzeit nicht wie nie zuvor? – als vielmehr in die Ecke derer unter ihren „Pflegerern“ gezielt, deren kuriose Kuren im Namen von vermeintlich von der Welterschöpfung herrührenden Traditionen eher Narrenstücke zu nennen sind.

Unter solche Pfleger will sich unsere Akademie nicht mischen, wenn sie sich immer wieder und seit 1988 regelmäßig im Turnus von zwei Jahren mit dieser scheinbar so Akademie-fernen Welt einläßt. Dafür sind andere Gründe ausschlaggebend wie zum Beispiel:

1. Die religiös-kirchliche Befruchtung von Fastnachtsbrauch und Narrenidee. In unserer leicht vergeblichen, auch äußerlich säkularisierten Welt tut die Erinnerung daran gut, daß sich die Fastnacht im frühen Mittelalter von der einen Seite her als entscheidender Wirtschaftstermin vor dem Beginn des österlichen Fastens etablierte (daher das für die folgenden 40 Tage verbotene Fressen und Saufen) und daß von der anderen Seite her noch am Vorabend der Neuzeit der Narr (als Idee und in immer konkreterer symbolischer Kostümierung) als Brauchinhalt Eingang in sie fand – der Narr von Psalm 53,2 (Vulgata 52,2), der in seinem Herzen spricht und in der Realität seiner fastnächtlichen Rolle auslebt: „es gibt keinen Gott“: der Narr, der also „umgekehrte Welt“ spielt, die Umkehrung der Schöpfungs- und Erlösungsordnung inszeniert. Um vom ständigen Zwiespalt der Kirche, gesteigert im Protestantismus, gegenüber dieser im Ursprung religiös ziemlich grandios aufgeladenen Symbolik zu schweigen – mehr und tiefer, als was die unermüdlich behaupteten „althistorischen Traditionen“, von denen es im alemannischen Raum kaum eine auf mehr denn 70 Jahre bringt, vorhalten –, hält die Fastnacht „das Fortleben des Mittelalters in der europäischen Festkultur“ (Werner Mezger) präsent. Aber zum „Pfand“, mit dem sich ein Fest feiern läßt, wird das natürlich erst, wenn

man sich diese *traditio* bewußt macht und sie sich immer wieder neu erschließt.

2. Dieser Intention entspricht das unsere Akademie leitende Stichwort „Zeitgenossenschaft“ in kongruenter Weise. Es verpflichtet geradezu zur Traditionskritik, zur Erfassung und Deutung von Tradition(en) aus ihrem Grund, zur produktiven Vermittlung zwischen Tradition und Gegenwart. Was sich auf dem Weg aus der Vergangenheit in die Gegenwart nicht wandelt, erstarrt zur Salzsäule, bleibt ein Geßler-Hut, stirbt mit seinem erschöpften Wurzelboden ab. Auch in der vielstimmigen Debatte um Fastnacht – Fasching – Karneval sind gelegentlich Töne zu hören, die „fundamentalistisch“ klingen, weil sie Traditionen beschwören, deren Schöpfern ihre Unveränderbarkeit nie und nimmer in den Sinn gekommen wäre. Was dagegen an „Pflege“ zu empfehlen und vielleicht nötig ist, ist schlichte Aufklärung: Aufklärung über Prozesse „gesteuerter“ (künstlicher) *Traditionsbildung*, Aufklärung über die Mechanismen der Autoimmunisierung von *Traditionsbehauptungen* gegen berechnete Kritik, Aufklärung über angemessene (oder zumindest über falsche) Wege lebendiger, für Wandlungen offener *Traditionspflege*.

3. Die hier gemeinte Aufklärung ist weithin eine Aufgabe der *Vermittlung*. Die höchst spannende, überhaupt nicht akademisch trockene oder besserwisserische interdisziplinäre Fastnachts-Forschung der vergangenen 25 Jahre (Empirische Kulturwissenschaft (früher Volkskunde), Geschichtswissenschaft, Germanistik und andere Sprachwissenschaften, Vergleichende Kulturanthropologie, Ethnographie, Ikonographie usw.) hat nämlich viele Einsichten und Ergebnisse erarbeitet, die ihren Weg über die engeren Fachzirkel hinaus suchen und auch finden – auch finden dank der Aufmerksamkeit vieler, die aktiv an und in der Fastnacht beteiligt sind und ein Stück Deutung für die Zusammenhänge ihres eigenen Tuns suchen. Gerade angesichts früher üblicher *Traditionskonstruktion(en)*, nicht selten unter „völkischen“ Vorzeichen und nach damaligem Stand natürlich auch „wissenschaftlich“ verbrieft (was in der Regel aber nur bedeutete, daß die „Wissenschaft“ die von ihr dann analysierte und beschriebene Fastnacht für sich und für die „Endverbraucher“ in den Zünften usw. zuvor selbst zurechtgemodelt hatte!) ist dieses aufklärungswillige und aufklärungsfähige, übrigens auch „emanzipatorische“ Interesse sehr erfreu-

lich, und erfreulich auch, daß sich die wissenschaftliche Seite nicht verschließt, dieses Interesse zu bedienen.

4. Das Gespräch unter Zeitgenossen ist bekanntermaßen manchmal schwierig, besonders wenn im Blick auf das selbe Ziel und Anliegen engagierte Herzen mit verschiedenem Takt schlagen. Hier kann eine Akademie auch einmal als „dritter Ort“ dienlich sein, an dem kein Gesichtsverlust droht, an dem institutionelle Rücksichten zurücktreten dürfen, an dem offene Begegnungen und Diskussionen möglich sind, der selbst niemand zu einem bestimmten Handeln verpflichtet, kurz: als Ort des ergebnisoffenen, nur der Sache und den an ihm Beteiligten verpflichteten *Dialogs*. Warum soll dieser Stiftungsauftrag nicht auch gelten dürfen für Fragen um Fastnacht – Fasching – Karneval, wenn sie sich aus der Zeit und aus der uns unmittelbar umgebenden regionalen Kultur heraus nun einmal stellen? Ihre „gesellschaftliche

Rathausstreppe Nördlingen



Relevanz“ bestreiten könnte nur, wer in der „fünften Jahreszeit“ noch nie an Neckar, Donau und in Oberschwaben war, wohin wir – nach Weingarten – zu diesen Themen einladen.

(Ein fünfter Grund, der schon öfters im biographischen und lebensmäßigen Bezug lebenden Akademiepersonals zur Fastnacht vermutet worden ist, wurde von den berühmten „gewöhnlich gut unterrichteten Kreisen“ bislang übrigens noch nie durch Dementi eines Dementis dementiert.)

Mit diesen Tagungen ist also mehr beabsichtigt als die Inszenierung gelegentlicher Narrenpossen, und so wird auch der Vorbeizug der Tagungsthemen und -skizzen der vergangenen Jahre kaum an eine Konfettiparade erinnern. In den jeweiligen Ausschreibungen hieß es:

1988: Die Fasnetshex. Narrenfigur mit Rollenproblemen
Die Fasnetshex: Wen belustigt nicht ihre närrische Wildheit, ihr bockiges Gehopse, der Sprung über den Besen, ihre glotzüngige Maskerade, die sorgfältig zerschlissene Reizwäsche, in wem kitzelt die dämonische Choreographie ihres Tanzes nicht den Narren wach? Die Fasnetshex – zweifellos ein solides, gewachsenes Stück unserer regionalen Fastnachtsskultur.

Auch noch ein fragloses? Die *Frage*, ob Hexengruppen nicht allzu rasch und phantasielos (als Kopie von Kopien) allerorten aus dem Boden schießen, bewegt mittlerweile auch Insider. Und trotz wachsender Übereinstimmung lassen die verschiedenen Deutungen der Fasnetshex in den Kulturwissenschaften weiterhin wichtige Fragen offen. Die *Klage*, sie sei unverhülltes Symbol brutaler Frauenfeindlichkeit und stütze sexistische Strukturen, artikuliert sich aus gesellschaftlichen Strömungen und bewußtseinsmächtigen Werthaltungen, die sich nicht einfach ignorieren lassen. Aus dem Vorwurf schließlich, sie inszeniere die permanente Verhöhnung der zu Tode geschundenen Opfer des historischen Hexenwahns, ist in diesem Frühjahr gar eine gerichtshängige *Anklage* geworden. Viele (Hexen-)Narren sind seither „narret“. Auch vor die Weisheit des Narren ist das Wissen (um seine Narrheit) gesetzt. Unsere Tagung, zu der wir aktive Narren willkommen heißen, will durch Information und offene Debatte zu Klärung, Entkrampfung, Fairneß und Gelassenheit beitragen.

(Die Vorträge sind publiziert in: Die Fasnetshex. Narrenfigur mit Rollenproblemen. Materialien 8/1988. Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart 1988.)

1990: Narrenfreiheit und Weiberleut

„Allen zur Freude und niemand zum Leid“, so ein bekannter Narrenmarsch, will die Fastnacht gefeiert sein. Eine löbliche Absicht. Aber wird sie für beide Hälften der Menschheit eingelöst? Die Fastnacht, traditionelle Männersache, gilt auch heute noch weithin als solche – zum Leidwesen und oft genug auf Kosten der Frauen.

„Wir mögen das Problem drehen und wenden, wie wir wollen; die Rolle der Frauen in Fastnacht, Fasching und Karneval ist und bleibt ein betrübliches Kapitel. Die männlichen Protagonisten der Brauchtumsnarretei meinen zur Frauenfrage meist beschwichtigend, man dürfe das alles nicht so ernst nehmen. Schließlich handle es sich ja um Fastnacht; da werde viel gelacht, und da müsse man eben auch manches mit Humor tragen. – Dem soll nicht widersprochen werden. Aber zuweilen ist die Decke des Humors gerade in der Fastnacht doch sehr dünn, und bei näherer Untersuchung dessen, was darunter liegt, kann einen leicht das kalte Grausen packen“ (Werner Mezger).

Der Fastnacht und den Narren stellen sich Fragen: Narrenfreiheit – Freibrief zur Behandlung von Frauen als Freiwild? Geschlechterparodie – so alt wie die Fastnacht, mehr als Narretei? Zunfteilungen, Narrenämter – bleibt's bei Herrennarren und genarrten Frauen?

1992: Närrisch sein – organisiert oder spontan?

Spontane Aktionen, kritisches Brauchverständnis, unorganisierte Formen von Mummenschanz und Maskerade mischen mehr und mehr das traditionelle Narrentreiben auf. Was in der „stornierten“ Fastnacht (Fasching, Karneval) 1991 da und dort überraschte – das Ausbrechen größerer oder kleinerer Cliques aus der offiziellen Verzichtsfrent der Zünfte –, scheint eine Tendenz anzudeuten: Das oft als starr empfundene Traditionsbewußtsein und -gehabe der Narrenzünfte wird zunehmend mit öffentlich demonstrierter Spontaneität konterkariert. Die einen sehen dadurch Narrenwitz und schöpferischen Ulk in die Fastnacht zurückkehren, die anders zum „Pflegefall“ verkümmere. Andere, allen voran zünftige Brauchtumspfleger, fürchten dagegen die Verletzung subtiler

Regeln, die statt chaotischen Wirrwarrs die Fastnacht eben „zünftig“ feiern ließen.

Die Tagung möchte beide Auffassungen ins Gespräch ziehen: mit Argumenten, über Bildberichte (auch von jenseits des eigenen Kirchturms), in der Diskussion.

1994: Fastnacht telegen – Fastnacht im Pantoffelkino?

Fastnacht, Fasching, Karneval – das heißt von jeher und wenn's Spaß machen soll: Jux, Tollerei und närrischer Trubel auf der Straße, auf Gassen und Plätzen. Zum bunten Narrenfest der „verkehrten Welt“ gehört der freie Himmel; nur seine Feinde verbannten es in dunkle Stuben. „Stell Dir vor, es ist Fastnacht und keiner geht hin“ – der allerneueste Jux? Mehr und mehr laufen in den (kalten) tollen Tagen zwischen „Schmotzigem Donnerstag“ und Aschermittwoch die Bildschirme heiß. Die Fastnacht ist etwas plötzlich telegen geworden, ein Filetstück der Sender für's Pantoffelkino: Fastnacht auf allen Kanälen in jeder Fassung zum gemütlichen „Reinziehen“ bei Chips und Flaschenbier ... Aber wo und wie findet die Wirklichkeit statt?

Der gegenwärtige Boom medial zurechtgeschnittener bzw. inszenierter Fastnacht ist nach Art und Ausmaß neu. Geschuldeter Tribut der Narren an das „Medienzeitalter“ oder objektblinde Narrheit bildwütiger Medien? Erweckt die Fastnacht in der „Glotze“ neuen Narrensamen, oder zehrt sie am Ende das Fest der Narren aus?

1996: Fastnacht und Karneval – ungleiche Geschwister!?

Fastnacht und Karneval Arm in Arm – ein Narr, der Böses dabei denkt? Die alte Kulturgrenze zwischen Fastnacht und Karneval verringert sich auffällig. Nicht nur im Fernsehen, zunehmend auch „live“ – auf rheinischen wie auf schwäbisch-alemannischen Straßen – laufen beide Stränge fröhlich ineinander. Zwischen den ungleichen Geschwistern, so scheint's, keimt herzliche Zuneigung – oder etwa nicht? Die einen sticht's wie Spitzgras: Folgt den traditionsgebundenen Formen ein albernes Potpourri? Andere ficht nicht an, unter welcher Flagge der Spaß läuft – Hauptsache Spaß; sie verstehen die ganze Aufregung der Traditionshüter nicht.

„Mauern“ oder „Laufenlassen“ – beides wäre eine närrische, kaum narrenhafte Reaktion auf den Trend. Also ist wieder einmal echte Narrenweisheit gefragt.

(Die Publikation der Vorträge ist geplant.)



Von Teilnehmern und anderem Echo

Mit diesen fünf Tagungen zwischen 1988 und 1996 haben wir 355 Teilnehmerinnen und Teilnehmer erreicht. Der Herkunft nach verzeichnen die Teilnehmerlisten berühmte Fastnachtshochburgen ebenso wie Orte in der „Diaspora“ – Überlingen zum Beispiel ebenso wie Murrhardt. Kein baden-württembergischer Landesteil, der noch nicht vertreten gewesen wäre. So bringen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer im Kopf und im Erleben ganz verschiedene Fastnachten in den Tagungssaal mit. Davon lebt die Diskussion. Anderes als Worte flog aber nie durch den Saal oder gegen die Köpfe. Ein einzelner dick weiß bandagierter Kopf – fest mit dem Rumpf eines namentlich bekannten Narren von Graden und Gnaden aus der Baar verbunden – war das kunstvolle Werk von Ärzten eines fernen Krankenhauses, ohne jeden kausalen Zusammenhang mit einer unserer Tagungen und ohne tiefere Absicht auf originelle Kostümierung. Auffällige Schwankungen in der Teilnehmerzahl gab es eigentlich nur zweimal: Dem uns wichtigen „Frauen-Thema“ 1990 (Narrenfreiheit und Weiberleut) wollten sich nur 50 Teilnehmerinnen und Teilnehmer stellen. Und als es 1996 um die eherne bzw. eben nicht mehr eherne und narrendichte Kulturgrenze zwischen Fastnacht und Karneval ging, mobilisierte das Thema die Diskussionslust von Interessierten aus den diversen schwäbisch-alemannischen Zünften und Verbänden ebenso wie die Interessierter aus dem Landesverband Württembergischer Karnevalsvereine; das Ergebnis war die stolze Zahl von 107 Teilnehmerinnen und Teilnehmern. (Merke: Frauen sind kein Narrenstoff; Fastnacht?/Karneval? macht Zoff!) Für weiteres Echo stehen Meldungen in den Medien: soweit uns bekannt geworden, sechs längere regionale und überregionale Presseberichte, ein Bericht im SDR (Journal am Morgen) und einzelne Interviews, die am Rande verschiedener Tagungen gegeben wurden. Weitere Notizen fanden sich in einschlägigen Verbandspublikationen:

- Hinweise auf die Tagungen von 1988, 1992 und 1994 innerhalb einer „Kurzfassung der Chronik oder Chronologie der Vereinigung Schwäbisch-Alemannischer Narrenzünfte e.V., gegr. 1924“ (von *Rudi Schlatter* u. *Horst Bäckert*), in: Schwäbisch-alemannischer Narrenbote 18 (1994) 15–23;
- der Vortrag von *Horst Bäckert* (+) von 1992 („Ohne

Narrenzünfte läuft gar nichts‘ – Warum die Fasnacht nicht ohne Organisation auskommt“), gedruckt in: Schwäbisch-alemannischer Narrenbote 17 (1993) 6–11;

- Abdruck des Programms von 1996 (mit entsprechendem Erfolg), in: Schwabenstreiche 1996/1997 (Verbandsorgan des Landesverbandes Württembergischer Karnevalsvereine e.V. 1958, Sitz Stuttgart), 57.

Referentinnen – Referenten – Moderation

Es ging bei diesen Tagungen nicht darum, die Fastnacht zu „verwissenschaftlichen“. Das wäre ihr sicherer Tod. Auch eine wissenschaftliche Beerdigung ist eine Beerdigung. Es geht auch nicht darum, obwohl Erwartungen dieser Art im Publikum gelegentlich erkennbar wurden, Rezepte zur Gestaltung der Fastnacht am Ort usw. zu erteilen, dieses oder jenes lokale Brauchtum wissenschaftlich „abzusegnen“ oder überhaupt einen Schritt in Richtung wissenschaftlich gesteuerter „Fastnachtspolitik“ zu tun (sozusagen von der kritischen Analyse zur aktiven Gestaltung überzugehen). Trotzdem ist die Vermittlung und Diskussion wissenschaftlicher Erkenntnisse und Ergebnisse jeweils einer der Tagungsschwerpunkte. Unsere Akademie schätzt sich glücklich, dafür in Beratung, Planung und Mitwirkung bislang kontinuierlich auf die Kompetenz zweier im nationalen wie im internationalen Rahmen renommierter Fastnachts-Forscher zurückgreifen zu können: Prof. Dr. *Gottfried Korff* (Universität Tübingen) und Prof. Dr. *Werner Mezger* (Universität Freiburg i. Br.). Beide sind auch in der regionalen Narrenwelt verschiedenster Observanz wohlbekannt und wohlgeleitet. Zum Teil aus ihrem Schülerkreis, zum Teil durch ihre Vermittlung waren als wissenschaftliche Referentinnen und Referenten zu gewinnen: *Elke Gaugele* M.A. (Tübingen), *Karin Haist* M.A. (Hamburg), Dr. *Eva Kimminich* (Freiburg i. Br.) und *Jörg Kraus* M.A. (Rottweil). Ein wichtiger Programmpunkt bei diesen Tagungen ist der „Blick über den Zaun“ geworden, d. h. der Blick über die eigene südwestdeutsche Fastnachtslandschaft hinaus im Sinne der historischen, volkskundlichen, kultur-anthropologischen und ethnographischen Komparatistik. Allzu weit mußte dieser Blick aber nie schweifen, haben wir doch in unmittelbarer Nachbarschaft, in der Schweiz, eine verwandte und doch wieder signifikant von der unseren verschiedene Fastnachtslandschaft vor der Haustür liegen. Von dort waren an wissenschaftlichen Re-

ferenten zu gewinnen: Prof. Dr. *Paul Hugger* (Universität Zürich), Prof. Dr. *Josef Mooser* (Universität Basel), Dr. *Werner Röllin* (Winterthur) und *Dominik Wunderlin*, lic. phil. (Basel).

Weitere Fachreferentinnen und -referenten waren angefragt (und zu gewinnen) aus Gründen ihrer wissenschaftlichen oder beruflichen oder institutionellen Kompetenz – oder eigentlich der Kombination von allem, so Dr. *Ulrich Bendele* (SDR Stuttgart), *Grit Moßmann* (Bonn/Freiburg i. Br.), *Gerd Motzkus* (SDR Stuttgart) und *Günter Schenk* (ZDF Mainz). Speziell „lebensmäßige“ Kompetenz, verbunden mit institutioneller, war beim „Frauen-Thema“ 1990 gefragt und – klar im Standpunkt, charmant und witzig im Vortrag – vertreten von *Gisela Lohmann* (Obermarchtal), *Sigrun Mattes* (Rielasingen) und *Doris Welsch* (Bietigheim-Bissingen).

Institutionelle wie sachliche Kompetenz in besonderem Maße ist natürlich auch bei denen zu finden, die in Zünften, Regional- und Spitzenverbänden der organisierten Narrenschaft Zuständigkeiten wahrnehmen, den schwer an ihrer Ordenslast schleppenden närrischen Obrigkeiten. Dankbar sei vermerkt, daß uns von dort auch viel Narren-Rat zuteil wurde, ohne alle Gefahr, sich gegenseitig zum Hofnarren, d. h. dienstbar oder „verpflichtet“ zu machen. Als Referenten von dieser Seite wirkten mit: *Horst Bäckert* († Präsident Vereinigung Schwäbisch-Alemannischer Narrenzünfte [VSANI]), *Gerd Herrigel* (Friedrichshafen), *Alex Moser* (Obernheim), *Werner Riegel* (Donaueschingen), *Werner Schick* (Präsident Landesverband Württembergischer Karnevalisten, Stuttgart), *Hans-Joachim Schumacher* (Vizepräsident Bund Deutscher Karnevalisten, Kitzingen) und *Roland Wehrle* (Präsident VSAN, Furtwangen).

Solche „Gewichte“ zu meistern, wäre eine Schulter allein – die der Akademie angehörende (Dr. *Abraham Peter Kustermann*) – zu schwach. Und das ganze Unternehmen dieser Tagungsreihe wäre wohl auch nie gestartet worden, wäre sie nicht von Anfang an lebhaft und tätig unterstützt worden von *Martin Blümcke* (SDR Stuttgart), der bei Narren aller Couleur einen notorisch guten Namen hat als Ehrenpräsidialmitglied der VSAN, Vorsitzender des Vereins Narrenschopf Bad Dürkheim, Vorsitzender des Arbeitskreises Heimatpflege beim Regierungspräsidium Tübingen, Vorsitzender des Schwäbischen Heimatbundes etc. etc. Ihm verdanken wir vom ersten

Moment an entscheidende Mitwirkung bei der Ausarbeitung der Tagungskonzepte, die Herstellung von vielerlei Kontakten, die Einwerbung von Referentinnen und Referenten und nicht zuletzt seine gewieftete Mitwirkung bei der Moderation der Tagungen.

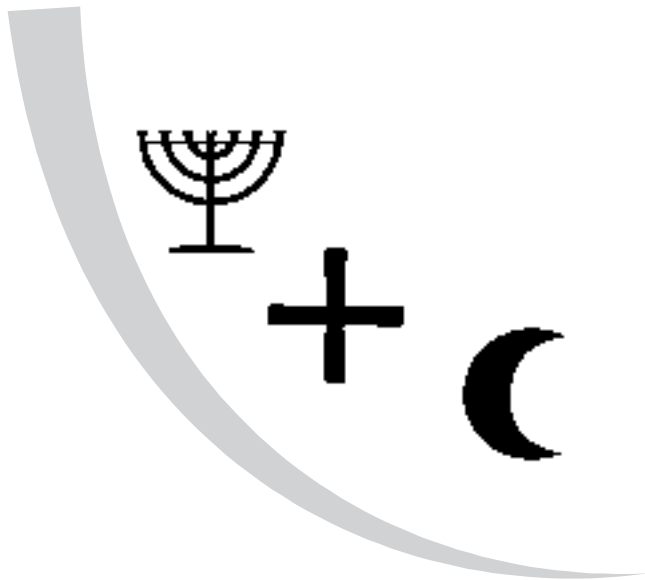
Von der Narren Trost und Hoffnung

Witz, Schalk und Ironie der Narren standzuhalten, ist so einfach nicht. Auch die Grundfesten einer Akademie laufen Gefahr, davon erschüttert zu werden. Nur Narren werden mit Narren fertig. Darum sei auf Weingarten (und unser Tagungshaus dort) – im Sinne einer freundlichen Einladung – angewandt, was 1823, im Jahr der großen Kölner Karnevalsreform, am Triumphbogen eines Hauses zu lesen war:

*Allhier in dieser großen Stadt,
Wo jeder seinen Sparren hat,
Darf niemand, kehrt er bei uns ein,
Gescheidter als wir Andre sein.*

Also: Unsere Akademie bescheidet sich. Aber: Selbstbescheidung auf Gegenseitigkeit – ein „deal“ für Narren? Man wird sehen, wie lange das gut geht. Erfolg auf Dauer wäre ein weltgeschichtliches Ereignis! Das andere überlassen wir gern dem Rhythmus der Zeit. Denn wie lautet die heimliche, nur „helinge“ getuschelte Parole der Narren am Aschermittwoch, die manchmal auch zum Abschieds-, Trost- und Hoffnungswort nach einer dieser Tagungen wird? *‘S goht dagegal!*

Christoph Friedrich Nicolai lernte auf einer großen Reise durch Deutschland und die Schweiz (1788–1796), die er in zwölf Bänden beschrieb, auch das süddeutsche Fasnachtstreiben kennen und meinte dazu: „Es möchte sehr gut sein, wenn man auch an anderen Orten Narren hielte, die wenigstens alle Jahre einmal die Wahrheit sagen dürfen. Es gibt freilich noch immer Narren, welche die Wahrheit sagen, ohne es zu dürfen.“



„Weltethos konkret“ Zum Miteinander von Juden, Christen und Muslimen in Deutschland

Konsultationstagung

2.–4. Juni 1997
Stuttgart-Hohenheim
43 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Veranstalter
Dr. Gebhard Fürst
Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart (Direktor)
Prof. Dr. Hans Küng
„Stiftung Weltethos“, Tübingen (Präsident)

Tagungsleitung und Moderation
Prof. Dr. Karl-Josef Kuschel, Vizepräsident der „Stiftung Weltethos“ (Moderation: Christentum)
Dr. Abraham Peter Kustermann (Moderation: Islam)
Dagmar Mensink, Dipl.-Theol. (Moderation: Judentum)

Tagungsassistentin
Britta Frede, Tübingen

Eröffnungsvortrag

Dr. Hans Koschnick, Bürgermeister a.D., Bremen

Judentum

Grundlagenreferat
Günther B. Ginzel, M.A., Köln

Statement/Teilnahme am „inneren Kreis“
Landesrabbiner Joel Berger, Stuttgart
In Vertretung des Zentralrats der Juden in Deutschland

Susanna Keval, M.A., Frankfurt a.M.
Kehila Chadascha Frankfurt

Dr. Irene Runge, Berlin
Jüdischer Kulturverein Berlin

Dr. Hella Schapiro, Berlin
Jüdisches Gymnasium Berlin

Christentum

Grundlagenreferat
Prof. Dr. Johannes Lähnemann, Nürnberg/Erlangen

Statement/Teilnahme am „inneren Kreis“
Dr. Georg Evers, Aachen
Missionswissenschaftliches Institut Missio e.V.

Hans Hermann Henrix, Aachen
Zentralkomitee der dt. Katholiken: Gesprächskreis Juden
und Christen

PD Dr. Verena Lenzen, Bonn
Universität Bonn, Kath. Theologie

Prof. Dr. Eckhard v. Nordheim, Gießen
Deutscher Koordinierungsrat (Ev. Vorsitzender)

Heinrich Georg Rothe, Wuppertal
Beratungsstelle für Islamfragen der Ev. Kirche im
Rheinland u. Westfalen

Dr. Reiner Strunk, Denkendorf
Fortbildungsstätte Kloster Denkendorf (Ev. Landes-
kirche Württemberg)

P. Werner Wanzura WV, Köln
Referat für interreligiösen Dialog im Erzbischöfl.
Generalvikariat Köln

Islam

Grundlagenreferat

Wolf D. Ahmed Aries, Gütersloh

Statement/Teilnahme am „inneren Kreis“

Çenay Akar, M.A., Dormagen
BFMF Aachen

Bekir Alboga, M.A., Mannheim
Islamischer Bund Mannheim

Sükrü Bulut, Köln
Geistliche Verwaltung des Islamrats für die BRD
(Vorsitzender)

Dr. Nadeem Elyas, Aachen
Zentralrat der Muslime in Deutschland (Vorsitzender)

M. Aman Herbert Hobohm, Bonn
König-Fahad-Akademie

Hildegard Mazyek, Aachen
Islamische Fraueninitiative Aachen

Hasan Özdoğan, Brühl
Islamrat für die BRD (Vorsitzender)

Abdul Qadir Schabel, Brensbach
Haus des Islam Lützelbach (Leiter)

Äusserer Kreis (Publizistik, Wissenschaft, Gesellschaft)

Dr. Munir Ahmed, Hamburg
Deutsches Orient-Institut

Dr. Reiner Albert, Mannheim
Institut f. Dt.-Türk. Integrationsforschung und
interkulturelle Arbeit e.V.

Prof. Dr. Urs Baumann, Tübingen
„Stiftung Weltethos“

Dr. Heiner Boelte, Stuttgart
Süddeutscher Rundfunk, Fernsehdirektor

Muhammad Siddiq Borgfeldt, Lützelbach
Haus des Islam Lützelbach (Leiter)

Franz Brendle, Stuttgart
World Conference on Religion and Peace (WCRP)
Deutschland (Präsident)

Dr. Klaus Gebauer, Soest
Landesinstitut für Schule und Weiterbildung
Nordrhein-Westfalen

Graf Karl Konrad u. Gräfin Marie-Agnès von der
Groeben, Baden-Baden
„Stiftung Weltethos“

Klaus Holz, Pforzheim
Islam.-Christl. Konferenz für Süddeutschland;
Christl.-Islam. Ges. Pforzheim

Herr Pillnay, Stuttgart
Radio M/Paradiso, Redaktion Stuttgart

Jörg Vins, Stuttgart
Süddeutscher Rundfunk, Kirchenfunk



Seit einigen Jahren hat sich der Tübinger Theologe Hans Küng der Verständigung unter den Religionen verschrieben. Seine These lautet, daß es keinen Weltfrieden geben kann, solange es keinen Frieden unter den Religionen gibt. Küng ist Präsident der „Stiftung Weltethos“, die durch eine Spende ins Leben gerufen werden konnte. Auf Einladung der Stiftung und der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart fand in Stuttgart-Hohenheim ein erster bundesweiter Dialog der Religionen Judentum, Christentum und Islam statt. Eingeladen waren weniger hohe geistliche Repräsentanten der Religionen als vielmehr Christen, Juden und Muslime, die sich schon seit einiger Zeit auf regionaler Ebene mit der je anderen Religion zu einem Austausch getroffen haben.

Zur Struktur der Tagung

Dr. h.c. Hans Koschnick – Präsident des Senats der Freien Hansestadt Bremen (Bürgermeister) a.D., der als EU-Administrator der symbolträchtigen Stadt Mostar von Juli

Der Dialog der Religionen, die interreligiöse Begegnung von Christentum, Judentum und Islam ist einer der die Dialog-Arbeit unserer Akademie seit Jahrzehnten prägenden Schwerpunkte. Herausragende Daten und Höhepunkte dieser seit den 50er Jahren hier stattfindenden Dialoge waren der im Jahre 1975 hier in diesem Saal gefeierte erste christlich-jüdische Gottesdienst in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg und das vor zwei Jahren ebenfalls hier in Hohenheim durchgeführte große internationale Elie-Wiesel-Symposium, bei dem Elie Wiesel selbst anwesend war. Der Dialog mit dem Islam – hier präsent durch offene Veranstaltungen und Vorträge – ist jüngeren Datums, doch führen wir ihn seit bereits mehr als eineinhalb Jahrzehnten auch indirekt über die sozialen Fragen und Themen, die wir im Rahmen unserer Ausländer-, Asyl- und Migrationsarbeit im Rahmen unserer politischen Arbeit behandeln.

*Aus der Begrüßung
von Akademiedirektor Dr. Gebhard Fürst*

1994 bis März 1996 mit der Frage des interkulturellen und interreligiösen Miteinanders in einer Gesellschaft in engste und schmerzlichste Berührung kam – führte mit seinem Eröffnungsvortrag in die Tagungsthematik ein. An den folgenden beiden Tagen wurden die Grundlagenreferate der einzelnen Religionen (zuvor an alle TeilnehmerInnen verschickt) durch ihre Verfasser präsentiert. Hierzu wurden kurze Stellungnahmen aus den beteiligten Religionen seitens der VertreterInnen des „inneren Kreises“ vorgetragen und diskutiert.

An der Diskussion des „inneren Kreises“ beteiligt sich in einem dritten Schritt auch die RepräsentantInnen aus Publizistik, Kultur, Kirche und Politik.

Für jede Religion stand demnach jeweils ein Vormittag bzw. Nachmittag (3. und 4. Juni) zur Verfügung.

Am Nachmittag des 4. Juni schloß ein Gespräch zur konkreten Zukunftsperspektive des Miteinanders von Juden, Christen und Muslimen in Deutschland die Tagung ab.

Die Grundlagenreferate

bildeten den Kernpunkt der inhaltlichen Vorstellung der einzelnen Religionen. Jedes Grundlagenreferat sollte zwei Teile enthalten:

1. Teil: Die intra-religiöse Perspektive

Sie umfaßte eine möglichst empirisch detailliert gesicherte Bestandsaufnahme der Situation der jeweiligen Religion in Deutschland. Ein differenziertes Bild über die verschiedenen Gruppen, Strömungen, geistig-geistlichen Richtungen sollte ebenso gezeichnet werden wie die Spannungspunkte untereinander, die Konflikte und Streitpotentiale.

2. Teil: Die inter-religiöse Perspektive

Diese zweite Perspektive war ebenso wichtig wie die erstgenannte. Auch hier sollte zunächst eine empirische Skizze versucht werden, wo und wie in Deutschland bereits jetzt die eigene Religion mit den jeweils anderen zusammenarbeitet. Darüber hinaus waren – angeleitet von der „Erklärung zum Weltethos“ – konkrete Praxisfelder zu beschreiben, wo und mit welchem Ziel über den Status quo hinaus eine solche Zusammenarbeit wünschenswert wäre und wie diese strukturell aussehen könnte. Dabei sollten auch in aller Offenheit Schwierigkeiten und Blockaden angesprochen werden, die einer solchen Zusammenarbeit entgegenstehen. Zugleich sollten aber auch

Perspektiven entworfen und Signale der Hoffnung benannt werden, die – durchaus über die Tagung hinaus – das Miteinander von Juden, Christen und Muslimen in der Bundesrepublik konkret verstärken.

Jörg Vins berichtete im „Sonntagsmagazin“ (SDR, 1. Programm, 8. Juni 1997, 9.00 Uhr)

Um es gleich vorweg zu sagen, es gibt kein konkretes Ergebnis der Konsultationstagung in Hohenheim. Es ging zuallererst und beinahe ausschließlich darum, sich kennenzulernen und sich in der ganzen Bandbreite wahrzunehmen. Jüdisch-christliche oder christlich-muslimische Dialoge haben ja durchaus schon auf regionaler oder lokaler Ebene stattgefunden. Dieses Treffen mit Vertretern der drei abrahamischen Religionen war aber das erste bundesweite, und insofern darf man diese Begegnung nicht mit zu hohen Erwartungen überfrachten.

Karl-Josef Kuschel, der Vizepräsident der „Stiftung Weltethos“, zu den Kriterien, aufgrund derer die Teilnehmer eingeladen wurden: *Wir wollten möglichst die Breite, die Strömungen innerhalb der einzelnen Religionen berücksichtigen. Deshalb haben wir im Judentum von einem orthodoxen Rabbiner bis zu einer säkularen Jüdin Vertreter hier gehabt, im Islam die verschiedenen Islamräte, aber auch Musliminnen, die ihre Interessen vertreten haben, und im Christlichen natürlich das uns vertraute Ökumenische. Protestanten waren genauso vertreten wie Katholiken.*

Wie repräsentativ allerdings gerade die jüdischen oder islamischen Vertreter für ihre jeweilige Religion waren, das läßt sich nicht eindeutig beantworten. Denn weder im Judentum noch im Islam hat man es mit einer kirchenähnlich verfaßten Institution zu tun. Meist müssen sich die Gemeinden und Gruppierungen aus Islam und Judentum in der Bundesrepublik über das Vereinsrecht zusammenschließen. Daß sich aber die Teilnehmer überhaupt an einen Tisch gesetzt haben, daß sie von ihrer Arbeit erzählt haben, aber auch von ihrem Glauben, daß sie sich mit großem gegenseitigen Respekt begegnet sind, das ist gar nicht hoch genug zu veranschlagen. Auffallend war, daß die Juden und Muslime sehr konkret über ihre Aktivitäten in den Gemeinden gesprochen haben und daß so deutlich wurde: Beim Judentum beispielsweise handelt es sich weniger um ein theologisch-theoretisches Glaubenssystem, als vielmehr um eine Lebensweise, um

eine ganz bestimmte Art, das Leben zu gestalten. Sicher würden das die Christen auch für sich in Anspruch nehmen, aber die Sprache der Vertreter des Christentums, samt und sonders ausgebildete Theologen, war sehr theoretisch, bisweilen auch abgehoben. Aber das Christentum ist ja in der Bundesrepublik auch eine etablierte Mehrheitsreligion. Nicht nur Respekt zeichnete den Ton aus, in dem man miteinander sprach, auch ein gehöriges Maß an Offenheit, das auch schon mal zu Irritation führen konnte. Ein christlicher Vertreter einer evangelischen Einrichtung wies zum Beispiel mit einem gewissen Stolz darauf hin, daß auch schon mal ein Rabbi aus Israel eingeflogen werden konnte, der mit Christen eine Woche lang die hebräische Bibel gelesen hat. Auf jüdischer Seite wurde das mit Befremden aufgenommen. Immerhin gäbe es in Deutschland jüdische junge Gemeinden, die noch nie einen Rabbi gesehen hätten, weil sie kein Geld hätten, einen zu bezahlen. Das sei doch wohl eine Schiefelage im jüdisch-christlichen Miteinander.

Vielleicht hat der Islam es am schwersten in Deutschland, denn zu oft werden der Islam und ein islamischer militanter Fundamentalismus in eins gesetzt. Proteste beispielsweise gegen angeblich fundamentalistische Anschläge auf Christen in Algerien hört man selten, das heißt aber nicht, daß es sie nicht gibt. Dazu Nadeem Elyas vom Zentralrat der Muslime in Deutschland: *Wir haben mehrfach protestiert. Wir haben zunächst einmal unsere grundsätzliche Haltung zu Gewalttätigkeit und Terrorismus dargelegt, indem wir betonten, daß der Islam strikt gegen solche Verhaltensweisen steht. Und wir haben uns, zweitens, auch konkret zu den Fällen in Algerien geäußert und an verschiedene religiöse Gemeinschaften Protestnoten geschickt. Leider war dies niemand den Druck oder eine Meldung wert.*

Während der Tagung wurde ausdrücklich von allen drei Seiten betont, daß es nicht darum gehen kann, sozusagen eine gemeinsame Front von Christen, Juden und Muslimen gegen alle anderen Religionen oder gar gegen Ungläubige aufzubauen. Deutlich wurde aber auch, daß im Blick auf ein gemeinsames Ethos der drei großen Religionen noch längst nicht alle Gemeinsamkeiten ausgeschöpft worden sind. Dies hängt aber möglicherweise damit zusammen, daß man sich untereinander noch nicht genügend kennt. Gleichwohl konnten Ängste abgebaut und Kontakte geknüpft werden.

So zieht Karl-Josef Kuschel auch eine positive Bilanz: *Erstens war es für alle wichtig, sich überhaupt kennenzulernen. Juden in Deutschland haben normalerweise gegenüber Muslimen größte Vorbehalte aufgrund der bekannten weltpolitischen Probleme. Hier haben Juden Muslime kennengelernt, mit denen sie offen reden konnten, die sie als sympathische Zeitgenossen erlebt haben, als selbstkritische Zeitgenossen, die sensibel waren auch für die Probleme des Judentums. Umgekehrt haben Muslime hier Juden erlebt in einer Offenheit, in einer Bereitschaft auch zu streiten, die sie selber überrascht hat, und wir Christen verstehen uns hier als Vertreter der Mehrheitsgesellschaft in der Rolle der Gastgeber. Wir müssen aktiv sein, dieses Forum immer wieder anzubieten. Insofern war diese Tagung ein ganz, ganz wichtiger Anfang für Deutschland, und er sollte fortgesetzt werden. Der Dialog ist eine gesellschaftliche Notwendigkeit, und wir stehen alle am Anfang.*

Das Kath. Sonntagsblatt berichtete in seiner Ausgabe vom 15. Juni 1997 über den Einführungsvortrag von Hans Koschnick:

Was würde Vater Abraham dazu sagen?

Hans Koschnicks Erfahrungen mit dem multireligiösen Zusammenleben

Höchst prominent war der Gast, den sich da die Diözesanakademie als Hauptredner ausgesucht hatte. Zur Eröffnung der Tagung „Weltethos konkret – Zum Miteinander vom Juden, Christen und Muslimen in Deutschland“ hielt Hans Koschnick, Ex-Bürgermeister von Bremen und weltweit bekannt als ehemaliger EU-Administrator im bosnischen Mostar, einen Vortrag über multireligiöses Zusammenleben.

Von einem multireligiösen Zusammenleben, das sich über Generationen hinweg bewährt hat, könne man in Deutschland nicht sprechen, sagte Hans Koschnick. Es sei denn, man würde ein solches Miteinander nur auf das Verhältnis zwischen Katholiken und Protestanten beziehen. Die Verweigerung der Juden sei aus der Geschichte begründet gewesen. Sie habe mit der Gründung des Staates Israel an Gewicht ge-

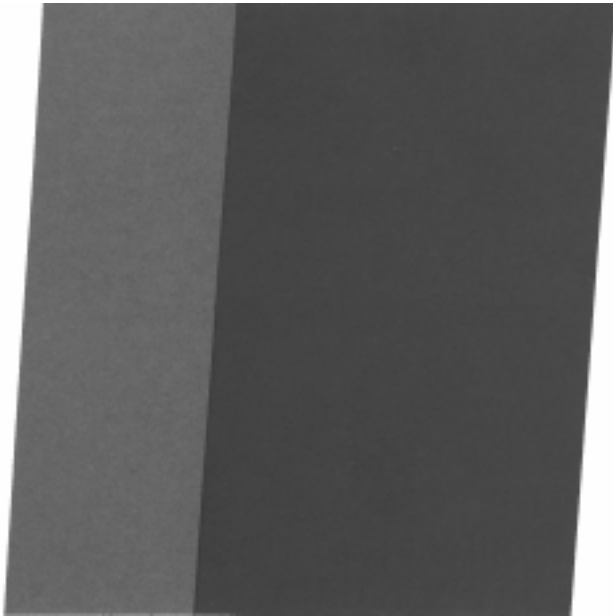
wonnen, um die Spiritualität des muslimischen Glaubens in Beziehung zum christlichen Alltag zu setzen: „Wenig Ansätze gab es, zurückzukehren zu der Gottestreu Abrahams, dem Stammvater aller drei monotheistischen Religionen“. Unerklärlich sei ihm, weshalb militanter Fundamentalismus nur im Islam vermutet werde und nicht auch, zumindest der Tendenz nach, in anderen Religionen. Hier könnten die Führer der Religionsgemeinschaften dafür sorgen, daß sich ein „Weltethos“ herauskristallisiere.

In Mostar habe er erlebt, was der Verzicht auf universale Werte bedeutet. Hätte es vor 50 Jahren bereits einen Dialog zwischen den Religionen gegeben, hätten diese sich auf die goldene Regel „Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem andern zu“ verständigt, hätten viele Gewaltakte verhindert werden können. Doch gerade darauf hätten die Religionsgemeinschaften nur unzureichend hingearbeitet. Koschnick: „Der Hochgesang auf die Nation war nicht untermauert mit dem Credo einer gemeinsamen Verantwortung für die eine Welt“. Dennoch hege er die Hoffnung, daß die Menschen dort trotz der nationalistischen und von den Kirchen und den islamischen Gemeinschaften offiziell unterstützten Abgrenzungen zu einem erneuten Miteinander kommen können.

Die Argumentation, man könne mit den Muslimen (Bosniern) nicht mehr zusammenleben, weil sie über Jahrhunderte dem christlichen Volk auf dem Balkan Gewalt angetan hätten, sei eine Schutzbehauptung. Wenig bereit für eine Aussöhnung habe sich auch die katholische Kirche in Mostar gezeigt. Auf Koschnicks Bitte zur Mitarbeit sei ihm erwidert worden, die Zeit sei noch nicht reif für einen Frieden zwischen den Völkern. Man könne sich nur um den inneren Frieden unter den Kroaten kümmern. Sehr um Verständigung bemühten sich allerdings die bosnischen Franziskaner und der Erzbischof von Sarajewo, Kardinal Pulic.

In der muslimischen Führungsschicht sei keine eindeutige Position auszumachen. Wenig Verständnis brachte Koschnick für die orthodoxe Kirche in Bosnien-Herzegowina auf, die die Waffen gesegnet habe. Den jüdischen Gemeinschaften in Bosnien-Herzegowina bescheinigte Koschnick ein friedensstabilisierendes Verhalten. röm





Ellsworth Kelly, Blue/Black, 1970

Religion ohne Gott – Gott ohne Religion?

Glaube und Religion in postmoderner Welt

7.–8. Juni
Weingarten
67 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Gebhard Fürst

Referenten:
Prof. Dr. Andreas Feige, Braunschweig
Klaus Dieter Pape, Tübingen
Prof. Dr. Schaeffler, München

Der gegenwärtigen Krise des christlichen Glaubens korrespondiert überraschenderweise nicht das vielfach prognostizierte Verschwinden der Religion. Im Gegenteil! ‚Religion‘, ‚Religiöses‘, ‚Religiosität‘ haben Konjunktur! Ebenso wie aufmerksame Zeitgenossen kommt auch die christliche (Pastoral-) Theologie gegenwärtig nicht umhin, „das Erwachen der Religion in den Seelen der Menschen“ erstaunt zur Kenntnis zu nehmen. Das Erwachen einer ‚Religion‘ allerdings, die ihre abendländische Form religiöser Kultur weitgehend abgestreift hat. Sie tritt auf in Gestalt einer vagabundierenden, frei flottierenden Religiosität von Sekten, Kulturen und Schamanen, die sich meist weit vom christlichen Glauben entfernt hat. In der gegenwärtigen Renaissance der Religion entsteht eine Art von Religiosität, die auch ohne Beziehung auf einen persönlichen Gott auskommt. Vielfach versteht sie sich ausdrücklich als Religion ohne Gott und präsentiert sich in sektiererischem, esoterischem, okkultem oder rein ästhetischem Gewande. Dieses Erwachen des Religiösen hat den Bezug zur christlichen Kultur weitgehend verloren oder lehnt sie explizit ab. Die Pastoral steht solchen Strömungen und Milieubildungen meist rat- und hilflos gegenüber.

Kann aber andererseits – trotz der hier notwendigen Kritik der Religion – der christliche Glaube, die christliche Gottesverkündigung ohne die Berücksichtigung der religiösen Anlage im Menschen gelingen? Welche christlich-kirchliche Lebenskultur entspräche dann dem Homo religiosus?

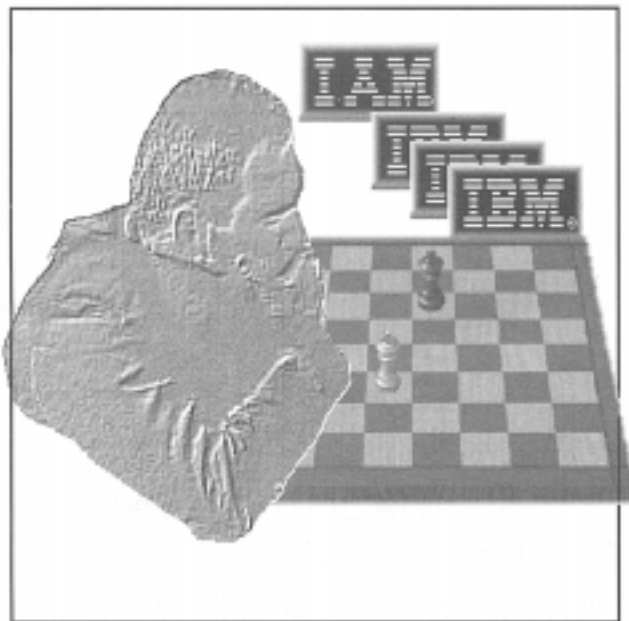
Die Tagung führte ein in die Szene der vagabundierenden Religiosität und stellte ihre Gruppierungen, Strukturen und Phänomene vor. Ausgehend vom Standort des christlichen Glaubens sollte eine Deutung dieser „Renaissance des Religiösen“ versucht und die dahinterliegenden Grundbedürfnisse der heutigen Menschen thematisiert werden. Gibt es eine christliche Lebenskultur, die der „neuen Religiosität“ eine „Entsprechung“ anbieten kann? Wie sollten Pastoral, Liturgie und Verkündigung sich kompetent, praxisnah und (selbst-) kritisch zu dieser Art ‚Boom des Religiösen‘ verhalten? So lauteten die leitenden Fragen der Tagung.

mehr als drucken

Beratung
Gestaltung
Fotosatz
Desktop-Publishing
Web-Design
Internet-Support
Buchdruck
Offsetdruck

Grafik
GmbH
Druck

Heusteigstraße 66
70180 Stuttgart
Telefax (07 11) 6 45 59 31
Telefon (07 11) 64 55 90
eMail info@grafikdruck.com
<http://www.grafikdruck.de/>



Die vierte Kränkung der Menschheit

Technische Kreaturen auf der Überholspur der Evolution

27.–28. September
Stuttgart-Hohenheim
47 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Heinz-Hermann Peitz

Referenten:
Matthias Hönsch, Magstadt
Dr. Hans-Dieter Mutschler, Frankfurt a. M.
Prof. Dr. Dr. Franz Josef Radermacher, Ulm
Dr. Harald Schaub, Bamberg
Markus Stangl, Unterschleißheim
Harald Wohlt, Stuttgart

„Auf lange Sicht sind wir (Menschen) natürlich völlig obsolet. Nach der Phase des Ruhestandes werden wir wahrscheinlich von den Maschinen verschluckt und leben in einer Art von Libraries weiter, wobei wir aus unserer Sicht noch existieren, aber Teil eines größeren Ganzen sind, dessen wir uns nicht bewußt sind. ... Was den Zeitplan angeht: Nach meinen Extrapolationen ... scheint fast alles in den nächsten fünfzig Jahren zu passieren. ... Man kann die Roboter zunächst einmal zu einer eigenen Rasse machen, die uns mit einer Invasion bedroht, unser Land wegnimmt, uns auslöscht. Da läuten bei uns die Alarmglocken. ... Aber man kann die Sache auch anders sehen, und so tue ich es. Schließlich ist es so, daß *wir* die Roboter bauen. ... In den wichtigsten Eigenschaften sind sie wie Kopien von uns; wir verbessern die Kopien eben nur, wo es geht. Aber ist das nicht eine Beschreibung, die auch auf Kinder zutrifft? Die Roboter sind also keine außerirdischen Invasoren, sondern eine komische Art von Kindern. Und was sagt die Moral, wie wir uns gegenüber Kindern verhalten sollen? Sollen wir sie vernichten? Sollen wir ihre Verbreitung verhindern, weil sie die Welt übernehmen wollen? Die Antwort ist natürlich: nein. Statt dessen sollten wir sie so gut wie möglich erziehen und aus ihnen wertvolle Persönlichkeiten machen.“

(Hans Moravec)

„Transhumanisten“ wie Hans Moravec scheinen sich bereits auf eine nach-menschliche Evolutionsstufe intelligenter Technik-Kreaturen einzustellen. Ihre Horrorvisionen verleiten dazu, sämtliche Prognosen zu künstlicher Intelligenz und künstlichem Leben vorschnell als Science-fiction abzutun. Indes triumphiert „Deep Blue“ über Weltmeister Kasparow und betreiben angesehene Forschungsprojekte mit zunehmendem Erfolg Nachbildungen von Fähigkeiten, die bisher dem Menschen vorbehalten schienen. Sie verstehen sich als Vorboten einer Entwicklung, die an bisherige Tabus unseres Menschenbildes rührt: Deutet sich nach Kopernikus, Darwin und Freud die vierte Kränkung der Menschheit an? Die Tagung fragte nach dem realistisch Möglichen, nach dem Wünschenswerten und Verantwortbaren sowie den Einflüssen auf Menschen- und Weltbild. Ein Schachabend

führte Schach-Großmeister Markus Stangl und das neueste Schachprogramm Fritz5 gegeneinander. „Ich muß die Ehre der Menschheit verteidigen“ – so wird Gari Kasparow vom Spiegel zitiert, und Franz Weinert vom Max-Planck-Institut für psychologische Forschung hat das Schachspiel einmal als die „Drosophila der Intelligenzforschung“ bezeichnet. Geht es bei einem Computersieg tatsächlich um die Ehre der Menschheit? Wie intelligent ist sie wirklich – unsere technische Kreatur?

Schachprogramm „Fritz5“ gegen Schachgroßmeister Markus Stangl

Kommentar von Matthias Hönsch, Magstadt

1.Sf3 Sf6 2.c4 g6 3.g3 Lg7 4.Lg2 0-0 5.0-0 c5 6.Sc3 Sc6 7.d4 Sxd4 8.Sxd4 cxd4 9.Dxd4 d6 10.Dd3 a6

Bis zu diesem Zug bewegt sich die Partie aus eröffnungstheoretischer Sicht im symmetrischen Fahrwasser einer wohlbekannten Variante der englischen Eröffnung. In diesem ruhigen Abspiel bemüht sich Weiß in der Regel um die kontrollierte Entwicklung seiner Figuren, um danach Schwarz im Zentrum unter Druck zu setzen. Nach der bekannten Fortsetzung 11.Ld2 Tb8 12.e4 Le6 13.b3 Dd7 14.Tac1 Tfc8 15.Tfe1 b5 16.Sd5 behält der Anziehende eine leichte Initiative. Mit der kaum bekannten Partiefortsetzung versuchte Weiß nach eigener Aussage, das bis hierher aus seiner Eröffnungsbibliothek gespeiste Schachprogramm gezielt aus dem Konzept zu bringen.

11.a4 ?!



Wie antwortet „Fritz5“?

11... Sd7 !

Eine überzeugende Antwort der Schachmaschine. Statt beispielsweise mit einem Zug wie 11... Le6 die Figurenentwicklung fortzusetzen, zieht Fritz zum zweiten Mal mit einer bereits entwickelten Figur. Der Springer strebt nach c5, von wo er das Geschehen am Damenflügel kontrolliert:

12.Sd5 e6 13.Se3 Sc5

Wie geht es weiter?

14.Dc2 Ld7 15.Td1 Lc6 16.a5 f5 !

Nachdem Schwarz den Druck gegen seinen Damenflügel durch die Überführung seines Läufers nach c6 vollständig absorbieren konnte, wird er nun selbst im Zentrum aktiv. In seiner internen Stellungsbewertung sieht sich Fritz bereits leicht im Vorteil. Auch auf der Schachuhr, die beiden Spielern eine Stunde Bedenkzeit für die gesamte Partie zugestanden, hat Fritz durch sein zügiges Spiel schon einen bedeutenden Vorsprung. Dem geübten Beobachter wird an dieser Stelle klar, daß sich Weiß z. Zt. in der Defensive befindet.

Kann Weiß in die Offensive gehen?

17.Ta3 Dd7 18.Ld2 f4 19.Lxc6 Dxc6 20.Sg2 fxg3 21.hxg3 Se4 22.Le3 d5 !

Mit seinen letzten Zügen konnte Weiß zwar eine Königsstellung sichern, dafür erhält Fritz jedoch eine druckvolle Initiative im Zentrum. Da der Anziehende wegen seiner ungedeckten Dame nicht auf d5 schlagen kann, wird sein c-Bauer zur belastenden Schwachstelle.

Weiter

23.Tb3 Sd6 24.c5 Sc4 25.Sf4 Tf7 !

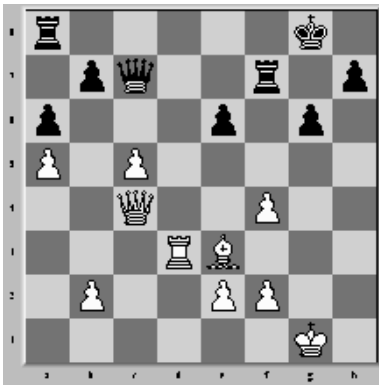
Ein für ein Computerprogramm beachtlicher Sicherungszug. Der Turm überdeckt den schutzbedürftigen Bau-

ern b7 und gestattet seiner Dame damit offensive Freiheiten. Für Weiß ist der Verlust seines exponierten c-Bauern absehbar, weshalb er den auf c4 dominierenden schwarzen Springer durch ein Opfer zu beseitigen beabsichtigt.

Weiter

26.Tdd3 Le5 27.Tb4 Lxf4 28.gxf4 Dc7 29.Txc4 ! dxc4 30.Dxc4

Durch den ungleichen Tausch auf c4 hat Weiß rechnerisch zwar einen halben Bauern verloren, angesichts seiner zur Neige gehenden Bedenkzeit aber die beste praktische Chance ergriffen. Sein Plan besteht nun darin, Dame und Läufer auf der langen Diagonalen a1-h8 aktiv gegen den schwarzen König zu postieren. An dieser Stelle schlägt die Stellungsbewertung nur noch minimal zur schwarzen Seite aus.



Die Wende?

30... Te8 31.b4 Td7 32.Ld2 Txd3 33.Dxd3 Td8 34.De3 Dc6 35.f3 Td7 36.Lc3 Td5 37.Lb2 Dd7 38.Dc3 ?!

Weiß hat durch die aktive Postierung seiner Figuren nun wieder annähernd Ausgleich erreicht und sollte sich hier beispielsweise mit 38.Kg2 abwartend verhalten. Da er sich an dieser Stelle auf der Uhr mit 8 gegen 30 verbliebene Minuten klar im Nachteil befand, möchte er das Spiel durch die direkte Mattandrohung auf g7 forcieren. Mit der

erzwungenen Folge verliert Fritz zwar einen weiteren Bauern, verstopft dadurch aber die lange Diagonale und kann dadurch auch seinen Turm aktivieren. Bei längerem Überlegen hätte der Großmeister wohl einen Plan gefunden, um den schwarzen Blockadezug e6-e5 stets mit Lxe5 beantworten zu können.

Aber ...

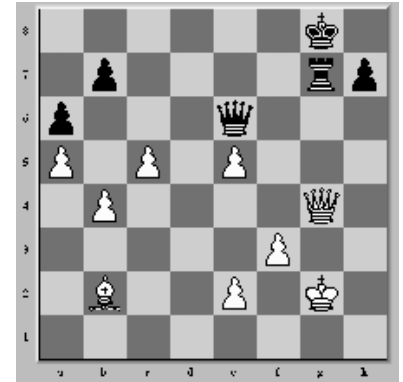
38... e5 39.fxe5 Td1+ 40.Kf2 De6 41.Kg2 Td7 42.De3 g5 ! 43.De4 g4 44.Dxg4+ ??

Ein typisch menschlicher Fehler. Da die aktive Fortsetzung 44.f4 an Dh6 mit schwarzem Mattangriff scheitert, möchte Weiß die Damen tauschen und rechnet dabei mit 44... Dxg4+ 45.fxg4, was allerdings auch für Schwarz günstig wäre. Mit seiner Antwort fesselt Fritz jedoch die weiße Dame auf g4, die sich danach nur noch gegen den schwarzen Turm opfern kann.

Da eine derart hoffnungslose Stellung unter Meistern natürlich nicht mehr weitergespielt wird, gab Großmeister Stangl die Partie nach

44...Tg7

auf. (0 - 1)



Legende:

- | | |
|----------------------|---------------------------|
| ! = guter Zug | ?! = fragwürdiger Zug |
| !! = exzellenter Zug | !?! = zweischneidiger Zug |
| ? = schlechter Zug | x = schlägt |
| ?? = grober Fehler | + = Schachgebot |



Aus der Präsentation von Matthias Hönsch

Meilensteine im Computerschach

Mitte der 60er Jahre

Erste Programme auf Großrechnern

Schachprogramme basierend auf der sogenannten BRUTE-FORCE-Strategie:

- Berechnung aller durch legale Züge erreichbaren Stellungen
- Rechentiefe in erster Linie abhängig von der Leistung des Prozessors
- Ermittlung des besten Zuges durch die Bewertung der erreichbaren Stellungen mittels komplexer Algorithmen auf einer Punkteskala
- Entscheidend dabei ist eine ausgewogene Gewichtung aller taktischen und strategischen Einflußgrößen: Material, Sicherheit des Königs, Feldbeherrschung, Stellungsdefekte – Schach erwies sich für eine derartige Strategie als zu komplex

1977

Erste Schachcomputer im Handel

- Geräte in Form von Taschenrechnern
- Preis zwischen 250 und 1000 DM
- Züge werden in Koordinaten eingegeben bzw. im Display angezeigt
- erhebliche strategische Defizite in der Partieranlage
- nur für Hobbyspieler interessant
- Nachfolgemodelle mit Sensorbrett und Austauschmodul

1979

Wettkampf David Levy – Großrechner

Der schottische internationale Meister David Levy hatte zu Beginn der 70er Jahre öffentlich die Wette angeboten, daß ihn in den nächsten zehn Jahren kein Computerprogramm bezwingen könnte. Eine medienwirksam inszenierte Wettkampfpartie gegen das Großrechnerprogramm Chess 4.8 endete am 10.2.79 nach haarsträubendem Verlauf mit einem Unentschieden. Levy eröffnete mit einem riskanten Königsgambit und stand bereits nach 10 Zügen klar auf Verlust. Mit kühnen Angriffsmanövern zwang er den Rechner in die Defensive, ließ ihn jedoch später in ein ausgeglichenes Endspiel entschlüpfen.

Mitte der 80er Jahre

Die „Schallmauer“ ELO 2000 (Maß für Spielstärke) fällt

- Kompakte Prozessoren werden immer leistungsfähiger
- Schachprogramme rechnen und bewerten effizienter:
 - Aussortierung „unsinniger“ Fortsetzungen
 - Verfeinerung der Stellungsbewertung
 - Verwendung von Eröffnungs- und Endspielbibliotheken
 - Handelsübliche Schachcomputer erreichen das Niveau starker Vereinsspieler
- Tischgerät „Mephisto“ erzielt Erfolge bei offenen Turnieren
- Besondere Stärken bei Partien mit kurzer Bedenkzeit
- Gesteigerte Marktnachfrage beschleunigt die Entwicklung

1990

„Mephisto“ wird deutscher Blitzmeister
Deutsche Meisterschaften 1990 im Blitzschach

- 5 Minuten Bedenkzeit pro Spieler und Partie
- 36 Teilnehmer, darunter zahlreiche Meister; zweitägiges Rundenturnier
- Computer „Mephisto“ nimmt außer Konkurrenz teil
- Bedienung durch Betreuer
- „Mephisto“ mit 5 Punkten Vorsprung überlegener Sieger, da er
 - bei verkürzter Bedenkzeit seine taktischen Vorteile ausspielt
 - zum Turnierende keine Ermüdungserscheinungen zeigt
 - Viele Schachmeister plädieren danach für den Ausschluß der Computer von offiziellen Turnieren

Anfang der 90er Jahre

Großmeister unterliegen Computern

- Deutlicher Leistungszuwachs insbesondere bei PC-Programmen
- Gesteigertes Medieninteresse motiviert auch Großmeister
- Spielstarke Programme verbuchen Erfolge gegen Weltklassenspieler
- Weltmeister Kasparov sieht Computer als ernsthafte Herausforderung
- Intelligente Programmstrukturen zeigen noch keine Erfolge
- Qualität von Schachprogrammen weiterhin abhängig von:
 - Zusammenwirken von Rechenprozessoren und Speichermedien
 - Qualität der Algorithmen zur Stellungsbewertung
 - Umfang der verwendeten Bibliotheken
 - Customizing durch Betreuer

1997

Kasparov unterliegt „Deep Blue“

- Merkmale von „Deep Blue“:
 - Extrem leistungsfähiger Großrechner
 - Strategie und Bibliotheken speziell auf Kasparov programmiert
 - deutliche Verbesserungen gegenüber der Vorjahresversion

- Wettkampfbedingungen:
 - sechs Partien unter Turnierbedingungen (Regeln, Bedenkzeit)
 - Normales Turnierschachbrett, das vom Betreuer bedient wird
- „Deep Blue“ gewinnt mit 3.5:2.5
- Kasparov setzte mehr auf gegnerische Schwäche als auf eigene Stärke
- Kasparov war psychologisch nicht in bester Verfassung
- Das Schachprogramm zeigte unerwartete strategische Stärken

Zusammenfassung

- Die jüngsten Erfolge von Schachprogrammen sind nicht die Folge künstlicher Intelligenz, sondern die Optimierung aller Systemkomponenten (Rechenleistung, Algorithmen und Bibliotheken).
- Die sich mittelfristig abzeichnende Überlegenheit integrierter Schachprogramme ist keine menschliche Tragödie, da der Mensch die Überlegenheit des Rechners in zahlreichen Anwendungen bereits akzeptiert hat.

*...mehr als
drucken...*

Beratung
Gestaltung
Fotosatz
Desktop-Publishing
Web-Design
Internet-Support
Buchdruck
Offsetdruck

Grafik
GmbH
Druck

Heusteigstraße 66
70180 Stuttgart
Telefax (07 11) 6 45 59-31
Telefon (07 11) 6 45 59-0
eMail info@grafikdruck.com
<http://www.grafikdruck.de/>

seit 25 Jahren die Druckerei



Screenshot aus SimCity 2000

Mit Würfel und Maus- klick in die virtuelle Umwelt

Ökologische, ethische, psychologische und pädagogische Fragen an Computersimulationen und Brettspiele

Studientagung für LehrerInnen und MultiplikatorInnen in Zusammenarbeit mit dem Bischöflichen Schulamt und dem Umweltbeauftragten der Diözese

18.–19. November
Weingarten
64 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Heinz-Hermann Peitz

Referentin/Referenten:

Fritz E. Gericke, Köln
Prof. Dr. Rainer Korte, Dortmund
Frank Manegold, Dortmund
Dr. Peter Schima, Kassel
Britta Schmitz, Kassel
Dr. Jürgen Unfried, Stuttgart
Bernd Vornefeld, Bochum
Dr. Wolfgang Weimer-Jehle, Stuttgart
Dr. Christian Wessely, Graz

Verwechseln Sie nie das Modell mit der Realität.
Merksatz: Versuche nicht, die Speisekarte zu essen.
Golomb

Die heutige Umweltproblematik erfordert in wachsendem Maße Einsicht in hochkomplexe Sachfragen, die z. T. auf Expertenebene strittig sind, Einsicht in nichttriviale Konsequenzen des eigenen Handelns (Dilemmata: z. T. entstehen Gewinne sofort und für das eigene Individuum, Schädigungen erst zeitverzögert und auf die Gesellschaft verteilt etc.), Einübung in Diskursfähigkeit und vieles mehr. Die Komplexität der ökologischen und sozialen Wirklichkeit begünstigt dabei eine kognitive und emotionale Überforderung. In dieser Situation, in der es um Bewältigung von Komplexität geht, verspricht eine computergestützte Herangehensweise Hilfe. Die computerbasierten Simulationen suggerieren bei ständig steigender Komplexität und Vernetztheit eine zunehmende Passung zwischen Modell und Wirklichkeit – vermeintliche Objektivität und Wertneutralität inbegriffen. Die Beliebtheit dieser Spiele bei Jugendlichen wie Erwachsenen ist zweifellos eine große Chance, die eingangs geschilderten kognitiven und emotionalen Lethargien abzubauen. Dies kann aber nur dann zu einem sinnvollen und verantwortbaren Einsatz in der Umweltbildung führen, wenn Erziehern und Multiplikatoren neben technischen Einweisungen auch Bewertungshilfen an die Hand gegeben werden, denen die Simulationen kritisch unterzogen werden:

- Wie genau wird in sachlich-ökologischer Hinsicht „die Wirklichkeit“ tatsächlich gespiegelt?
- Wie reduziert wird die Gegenwart wiedergegeben, wie realistisch sind Prognosen?

– Welche weltanschaulichen und ethischen Elemente liegen verborgen oder explizit vor?

So scheint bei dem Infotainment-Renner SimCity ein versteckter Utilitarismus aufgedeckt werden zu können: Der Gesamtnutzen (Punktestand) kann am höchsten sein, wenn es einer Minderheit schlecht geht. Auch das Programm Ensys ist nicht frei von ethischen Vorentscheidungen: Die Auswahl der Stellgrößen, die Beschränkung auf gut Objektivierbares ist durchaus nicht wertfrei.

– Wie wirksam tragen die Simulationen zu einer Bewußtseins- und Verhaltensänderung bei?

Handlungsrelevante Wirksamkeit, die durch die Evaluation getestet werden soll, ist auch eine Dimension, der sich eine zeitgenössische Umweltethik stellen muß. Ethik muß nicht nur prinzipienstark sein (darin hat sie eine lange Tradition und ausdifferenzierte Kompetenz), sondern darüber hinaus sachgerecht und handlungsorientiert.

– Wie sind die Simulationen effektiv im Schulalltag und Bildungsalltag einzusetzen?

Bezogen auf diese Fragekomplexe (insbesondere die ethische Dimension) existiert zur Zeit weder ein hinreichender Kriterienkatalog noch dessen Anwendung auf Computersimulationen. Ein bereits bestehender Katalog, das „Freiburger Raster“ (vgl. Wessel/Gesing: Umwelt – Bildung, Neuwied u. a. 1995, 602–610), bietet eine gute Ausgangsbasis, ist aber in den hier interessierenden Segmenten zu wenig ausgebildet und in der Anwendbarkeit auf Computersimulationen zu wenig spezialisiert.

Die Tagung in Weingarten widmete sich der genannten Problematik und eröffnete ein Projekt, das neben theoretischen und praktischen Einführungen in die Simulationen zu einer Umsetzungsphase anregen und mit einem Erfahrungsaustausch am 6.–7. Oktober 1998 in Hohenheim enden will.

Gegenstand waren vier Simulationen, die ein breites Spektrum abdecken: Die Palette reicht von geringem (Ecopolicy) bis hohem Realitätsbezug (bei Ensys geht es um die tatsächliche Energieversorgung und CO₂-Einsparung Baden-Württembergs, beim Lernmedium Umweltkompetenz um das Biosphärenreservat Schorfheide-Chorin), vom Spielerischen (SimCity) bis zum Wissenschaftlichen (Ensys), von computerfreier Anwendung (Ökopolopoly und Fischereikonflikt als Brettspiele) über geringen Hardware-Bedarf (Ensys) bis hin zu leistungsfähiger Ausstattung

(SimCity 2000, Lernmedium Umweltkompetenz). Vor allem die unterschiedlichen Hardware-Voraussetzungen sollen einen breiteren Interessentenkreis ansprechen und engen nicht auf die bestausgestatteten Schulen oder Bildungseinrichtungen ein. Die Simulationen im einzelnen:

Fischereikonfliktspiel

Das Spiel ist von Hans Spada entwickelt worden und eignet sich besonders zur Simulation ökologisch-sozialer Dilemmata. Die Mitspieler versetzen sich in die Lage von Fischern an einem See und legen in jeder Runde ihre jeweiligen Fangquoten fest. Das Spielziel ist der möglichst große eigene Gewinn. Zielen die Fangquoten auf eine kurzfristig hohe Ausbeute, verläuft das Spiel nach dem Muster einer lokalen Katastrophe und dezimiert den Fischbestand erheblich. Bei optimalem und kooperativem Verlauf bleibt der Fischbestand in einem Bereich, der einen hohen und dauerhaften Gewinn erlaubt (Nachhaltigkeit). Die Stärken:

- Team- und Demokratiefähigkeit als Lernmöglichkeit
- Simulation von ökologisch-sozialen Dilemmata
- Als Brettspiel und Computersimulation einsetzbar

Ecopolicy

Das von Frederic Vester entwickelte Spiel existiert seit 1984 als Brettspiel, bald darauf als parlamentarisches Rollenspiel, seit 1991 als Computersimulation (Ökopolopoly, Ecopolicy). Aufgrund der relativ geringen Komplexität ist es als bloße Simulation leicht zu erlernen, in Einzel- oder Doppelstunden gut einzusetzen, aber auch recht bald zu durchschauen und von begrenzter Abbildung der ökologischen „Realität“. Ökologischem Lernen ist es aus folgenden Gründen dienlich:

- Gewinner oder Verlierer sind nicht einzelne, sondern eine Gruppe (Teamfähigkeit)
- Es wird vernetztes Denken trainiert
- Zum Rollen-/Planspiel erweitert, wird parlamentarisch-demokratisches Entscheiden vermittelt (Kompromißfähigkeit, Argumentationsfähigkeit, Diskursfähigkeit)
- In modifizierter Form können ökologische und soziale Dilemmata eingebaut werden
- Erfordert geringe (als Brettspiel gar keine) Hardware-Ausstattung

SimCity

Seit SimCity von der Firma Maxis angeboten wurde, war es in den Spiele-Hitlisten an erster Stelle. Die ausgesprochen hohe Motivationskraft wird vom Einsatz im Unterricht bestätigt. SimCity ist ein Aufbauspiel, in dem eine Stadt erstellt oder gepflegt werden muß. In sehr viel komplexerer Weise, als dies in Ecopolicy geschieht, wird hier die Umweltverschmutzung von einer Vielzahl vernetzter und schwerer zu durchschauender Einflußgrößen bestimmt. SimCity bietet:

- Gute Schulung vernetzten Denkens
- Grafisch aufwendig gestaltete Echtzeitsimulation mit hohem Motivationswert
- Unterschiedliche Programmversionen mit unterschiedlicher Hardware-Anforderung und unterschiedlicher grafischer Attraktivität
- Mittels Zusatzprogramm: Erstellung eigener Städte und Erprobung als ökologische Städte der Zukunft.

Ensys – Energiesysteme der Zukunft

Ensys ist eine Simulation, die im Rahmen des Projektes „Klimaverträgliche Energieversorgung in Baden-Württemberg“ von der Akademie für Technikfolgenabschätzung in Baden-Württemberg (AFTA) unter Leitung von Dr. Wolfgang Weimer entwickelt wurde. Über das Verstellen zahlreicher Parameter (vom Energiemix über Wohnfläche pro Person, Wohnraumtemperatur, Duschverhalten etc. bis zum Mobilitätsverhalten) kann die Auswirkung auf CO₂-Emissionen in Baden-Württemberg simuliert werden. Die Realitätsnähe des Programms wurde durch Gegenrechnen auf Großrechnern des IER, Stuttgart, getestet und ermöglicht lebensnahes Abwägen: Ist ein bestimmtes Reduktionsziel zu erreichen bei Ausstieg aus der Kernenergie und ohne eigenen Verzicht? Empfehlenswert aus folgenden Gründen:

- Hoher Realitätsbezug
- Hoher Lebens- und Praxisbezug: Es geht nicht nur um Primärenergie und Kraftwerke, sondern um eigenes Verhalten (von der Raumtemperatur bis zur Wahl und Nutzung von Verkehrsmitteln): In welchem Szenario möchte ich leben?
- Gutes wissenschaftliches (Projektberichte in Kurz- und Langfassung) und didaktisches Begleitmaterial liegt bereits vor
- Geringe Hardware-Anforderungen

Interaktives Lernmedium „Umweltkompetenz“

Das multimediale Lernmedium ist Bestandteil der sozialpsychologischen Begleitstudie der Etablierung des Biosphärenreservates Schorfheide-Chorin. Es soll die Bedingungen und Formen anwendungsorientierten ökologischen Lernens am Beispiel des Mensch-Umwelt-Systems Schorfheide-Chorin erforschen und eine Balance zwischen Umwelanforderung und menschlicher Fähigkeit ermöglichen. Das Medium besteht aus einer Dokumenten- und Informationsdatenbank, aus Simulationsmodulen sowie Lernparcours und soll in drei Stufen theoretische und praktische Umweltkompetenz vermitteln: 1. Problemwahl, 2. Systemwissen durch Intervention, 3. Strategische Umsetzung. In idealer Weise werden Impulse konstruktivistischer, auf entdeckendes Lernen basierender Pädagogik mit tutorieller Hilfe und den Möglichkeiten neuer Medien verknüpft. Die Stärken:

- In der letzten Ausbaustufe hohe Komplexität
- Gute multimediale Umsetzung
- Authentizität und Situiertheit (Lebens- und Praxisbezug)
- Prinzip der „multiplen Perspektive“ (ein Problem aus mehreren Blickwinkeln interpretieren und lösen)
- Lernen im sozialen Kontext (z. B. Einbeziehung von Rollenspielen)

Zur Zeit werden die vorgestellten Simulationen in verschiedenen Institutionen der Umweltbildung praktisch eingesetzt und erprobt. Die benötigten Simulationen und Brettspiele werden von der Akademie und dem Umweltbeauftragten während der Umsetzungsphase zur Verfügung gestellt. Interessierte sind willkommen, sich zusätzlich zu beteiligen oder ihre Erfahrungen in den Evaluationsprozeß mit einzubringen. Noch einmal sei die Abschlusssitzung am 6.–7. Oktober 1998 in Hohenheim erwähnt, zu der ebenfalls herzlich eingeladen wird. Informationen bei Dr. Heinz-Hermann Peitz, Tel.: 0711/1640-746.

Das Projekt wird durch die Deutsche Bundesstiftung Umwelt gefördert.



Segen aus dem Netz?

Neue Medien als religionspädagogische Herausforderung

Tagung für ReligionslehrerInnen in Zusammenarbeit mit dem RPI e.V., Stuttgart

21.–22. November
Stuttgart-Hohenheim
62 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Peter Binder, Stuttgart
Dieter Fuchs, Stuttgart
Dr. Heinz-Hermann Peitz
Dr. Hermann-Josef Schmitz

Referenten:

Dr. Matthias Schnell, Frankfurt a. M.
Dr. Detlef Schnoor, Gütersloh
Dr. Rolf Siedler, Aalen
Rainer Steib, Stuttgart
Dr. Christian Wessely, Graz

Uneingeschränkt als Segen werten wohl die wenigsten Pädagogen und Seelsorger, was sich da aus den Netzen, den Computer- und Kabelnetzen, was sich aus der Medienwelt insgesamt in die Hirne und Herzen der Zeitgenossen, der jungen zumal, ergießt. Omnipräsent überflutet es auch die letzten (vermeintlich noch heilen) Milieu-Biotope. Die unheimlichen Miterzieher werden nicht zuletzt im Hinblick auf religiöse oder gar kirchliche Sozialisierungen als übermächtige Konkurrenten erlebt. Kulturkritische Resignation führt so wenig weiter wie verzweifelt festhalten an bewahrpädagogischen Ansätzen.

Die Medienwirklichkeit ist längst unablässbarer Bestandteil gegenwärtiger Weltwirklichkeit. Wer sie zu ignorieren versucht, ignoriert den zeitgenössischen Lebens- und damit auch Glaubenskontext. Notwendig ist also eine hilfreiche Begleitung und produktive Auseinandersetzung mit den Medienwelten (längst ist es nicht mehr nur eine!).

Doch viele Wirklichkeiten der Medienkids sind den Erwachsenen technisch und inhaltlich fremd, nicht selten exotisch und nur schwer einfühlbar. Vordergründige Anbietung wirkt unglaubwürdig und bisweilen komisch. Das dispensiert aber nicht von solidarisch-kritischer Neugier und Aufmerksamkeit. Nur so kann es gelingen, (Religions-)Pädagogik in der Lebenswirklichkeit junger Menschen zu verorten.

Herausfordernd ist aber nicht nur die pragmatische Einsicht, daß man zu einer geeigneten Korrelation von Glaubens- und Lebenserfahrung den (Medien-)Alltag von Schülern und Schülerinnen kennen und ein Stück weit erfahren muß. Die neuen digitalen Medien enthalten darüber hinaus eine Palette erkenntnisstimulierender und pädagogischer Potentiale, welche die Schule nutzen kann und sollte – wenn es denn stimmt, daß Medienerfahrung die Schlüsselkompetenz zum vielbeschworenen Übergang in die Informationsgesellschaft ist und Schule weiterhin Anteil an dieser Qualifikation haben will.

Neue Medien verlangen nach Schulentwicklung

Die neue Qualität und die neuen Potentiale von Multimedia und Internet fordern nicht nur ein Umdenken in der Unterrichtsgestaltung und im Rollenverständnis von Lehrern, sondern ihre offene Struktur tritt in ein Spannungsverhältnis zu bestehenden curricularen und schulorganisatorischen Rahmenbedingungen.

Der Erfolg einer pädagogisch sinnvollen und konsequenten Medienintegration wird deshalb auch davon abhängen, inwieweit es gelingt, die Potentiale neuer Medien durch die Einbindung in eine umfassende Schulreform auszuschöpfen. Die Konzepte der Schulentwicklung, die auf die Selbstgestaltungsfähigkeit und auf eine erweiterte Gestaltungsfreiheit der einzelnen Schule setzen, könnten sich hier als das fehlende Bindeglied zwischen den Neuen Medien und dem neuen Lernen erweisen. Andererseits können die neuen Medien zum Ausgangspunkt und zum Bewegungsmoment tiefgreifender Schulentwicklungsprozesse werden.

Die Ausgangssituation von Schulen beim Eintritt in die computerunterstützte Informationsgesellschaft ist nicht günstig. Auch wenn die Voraussetzungen von Schulen sehr unterschiedlich sind, lassen sich dennoch einige zentrale Problemlagen nennen.

*1.1 Geringe Wahrnehmung der Medienentwicklung
Multimedia und Internet sind noch keine Massenmedien. Ihre Verbreitung und Nutzung nimmt jedoch rasch zu. Die Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages beruft sich auf eine Prognose, in der davon ausgegangen wird, daß im Jahr 2010 27% der deutschen Haushalte über einen Multimedia-PC mit Internetzugang verfügen (Enquete-Kommission 1997, S. 89). Schulen haben Konkurrenz bekommen. Die neuen Medien ändern die Voraussetzungen für Bildung radikal. Heute läßt sich weitaus mehr als früher außerschulisch vieles von dem lernen, was bislang nur der Schule vorbehalten war. Durch Multimedia und Internet eröffnen sich für Schüler bewußt gesuchte oder zufällig gefundene neue Lernquel-*

len. Die neuen Medien zeichnen sich dabei besonders durch die drei Merkmale Interaktivität, Multimedialität und Vernetzung aus.

*1.2 Geringe Wahrnehmung der veränderten Qualifikationsanforderungen und Bildungsvoraussetzungen
Das weltweite on-line-System macht das globale Gesamtwissen prinzipiell an jedem Ort und zu jeder Zeit verfügbar und schafft eine beispiellose Informationsfülle. Die Informationstechnik liefert über Suchmaschinen und Datenbanken selbst einen Beitrag, die Informationsfülle zu ordnen und aufzuarbeiten. Doch entscheidend sind die Fähigkeiten des einzelnen Nutzers, aus Informationen relevantes und persönlich verwertbares Wissen zu gewinnen. „Informationen muß man trauen, wenn man das über die Information transportierte Wissen nicht prüfen kann. Eben diese Prüfung war bisher konstitutiv für den Begriff der Wissensbildung: Wissen kann man sich nur als Wissender aneignen, Wissen setzt den Wissenden voraus“ (Mittelstraß). Schüler benötigen in der computerunterstützten Informationsgesellschaft neue Kompetenzen und Orientierungshilfen. Wer heute eingeschult wird, tritt etwa im Jahr 2010 in das Berufsleben ein. Der souveräne Umgang mit Informationstechnologien ist dann unverzichtbar.*

Um die Ausbildung im Umgang und im Verständnis mit Medien zu fördern und um Orientierungshilfen zu geben, sollten Schüler lernen:

- *Medieneinflüsse zu erkennen und aufzuarbeiten*
- *Medienbotschaften zu entschlüsseln und zu bewerten*
- *Medienangebote auszuwählen und zu nutzen*
- *und Medien selbst zu gestalten und zu veröffentlichen.*

1.3 Geringe Wahrnehmung der methodisch-didaktischen Potentiale

Neben diesen medienpädagogischen Zielen fordern die neuen Medien eine grundlegende didaktisch-methodische Revision des Unterrichts. Medien sind kein Selbstzweck. Medien unterstützen prinzipiell jeden Stil der Wissensvermittlung. Ihre besonderen Qualitäten entwickeln sie jedoch, wenn neue didaktische und pädagogische Konzepte zugrunde liegen. Das gilt besonders für die Neuen Medien.

Die Schuldidaktik steht vor einem radikalen Paradigmenwechsel. Für Lehrer kommt es heute nicht mehr so sehr darauf an, für ein bestimmtes Thema das geeignete Medium auszusuchen, sondern den Schülern in medialen Lernumgebungen Fähigkeiten zu vermitteln, sich selbständig Informationen zu beschaffen, sie zu bewerten, auszuwählen und kreativ zu nutzen. Neue Unterrichtsformen verlangen eine neue Lehrerrolle. Schüler sind nicht mehr Konsumenten, sondern Mitgestalter von Unterricht, und Lehrer müssen lernen, Bildungsprozesse zu moderieren.

2. Entwicklungstypen von „Medienschulen“

Die Reaktionen auf den „Schulen ans Netz-PC“ sind sehr unterschiedlich. Während in einigen Schulen der Multi-Mediarechner verpackt eingelagert wurde, um die technischen Hilfestellungen abzuwarten, wurde in anderen Schulen der Computer bereits kurz nach seiner Anlieferung ausgeschlachtet, um mit den brauchbaren Teilen

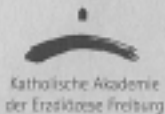
das vorhandene Schul-Intranet mit zahlreichen vernetzten Arbeitsplätzen weiter aufzurüsten.

Schulen befinden sich in sehr unterschiedlichen Stadien der Medienintegration, die in Beziehung zu ihrer curricularen und organisatorischen Innovationsfähigkeit gesetzt werden können. Es lassen sich im Prinzip drei Typen von Medienschulen unterscheiden (s. Abb. 1). Die meisten Schulen dürften sich in der ersten und zweiten Phase der Medienintegration befinden. Der Typ der entwickelten Medienschule verkörpert das Idealbild einer pädagogisch geleiteten Medienintegration. Es ist eine Schule, der es gelungen ist, Computer neben anderen Medien situationsorientiert im Unterrichtsalltag einzusetzen, die Medienintegration mit Unterrichtsreformen zu verbinden und die Potentiale neuer Medien mit den explizit formulierten und abgestimmten übergreifenden Bildungs- und Erziehungszielen der Schule in Einklang zu bringen.

Entwicklungsstufen von „Medienschulen“

Medienintegration	Curriculumentwicklung	Stufen des Organisationslernens
Entwickelte „Medienschule“	Hauscurriculum „Medienkompetenz“ als Teil des Schulprogramms	Problemlösungsschule
Additive „Medienschule“	Projekt- und Fachbezogene Curricula	Projektschule
Sporadische „Medienschule“	mangelnde curriculare Einbindung	Fragmentierte Schule

Donnerstag, 24. April 1997
bis Samstag, 26. April 1997



Der Religionsunterricht der Zukunft in Baden-Württemberg



Eine Tagung
der vier kirchlichen Akademien
mit den Schulreferenten
der Diözesen und
Landeskirchen
in Verbindung mit dem
AK der Religionslehrerverbände
in Baden-Württemberg
und der ihm angeschlossenen
Verbände



- Grundrechte
- Ländervergleiche
- Organisationsformen

in der Evangelischen Akademie Bad Boll

24.–26. April
Evangelische Akademie Bad Boll
327 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Reinhard Ehmann, Bad Herrenalb
Dr. Thilo Fitzner, Bad Boll
Dr. Gebhard Fürst, Stuttgart
Dr. Rainer Isak, Freiburg i. Br.
Werner Stark, Bad Boll

Obwohl als einziges Schulfach verfassungsrechtlich geschützt, sieht sich der Religionsunterricht – wie kein anderes Fach – damit konfrontiert, seine gesellschaftliche Legitimation, sein pädagogisches Profil, aber auch seine kirchliche Verankerung stets neu finden und begründen zu müssen. Die Tagung der vier kirchlichen Akademien in Baden-Württemberg versuchte, diese Diskussion um die Identität des Religionsunterrichts aufzunehmen und weiterzuführen.

Indem von der „Zukunft des Religionsunterrichts“ gesprochen wird, widersprach die Tagung der These von der Krise dieses Fachs; nicht aus einer inneren Krise des Religionsunterrichts, sondern aus den Veränderungen seines Umfelds resultiert Reformbedarf: Gesellschaft und Kirchen stehen vor einem tiefgreifenden Wandel, dem sich die Schule – und damit auch der Religionsunterricht – nicht verschließen kann. Die viel zitierte Studie der nordrheinwestfälischen Bildungskommission „Zukunft der Bildung – Schule der Zukunft“ sucht diesen notwendigen Wandel für die allgemeine Schulentwicklung weiterzudenken. Bezüglich der „Zukunft des Religionsunterrichts“ besitzen die jüngsten Erklärungen der beiden großen christlichen Kirchen in Deutschland besondere Bedeutung.

Fast gleichzeitig entwickelten die vier Kirchenleitungen und die Religionslehrer(innen)verbände Baden-Württembergs die Idee, die Diskussion über die Zukunft des Religionsunterrichts im Rahmen eines ökumenischen Tagungsprojektes zu intensivieren. Indem beide – Verbände wie Kirchenleitungen – die vier kirchlichen Akademien in Baden-Württemberg um eine Realisierung ihrer Idee anfragten, ergab sich die einmalige Gelegenheit, eine gemeinsame Tagung zu konzipieren, welche praktizie-

*...mehr als
drucken...*

Beratung
Gestaltung
Fotosatz
Desktop-Publishing
Web-Design
Internet-Support
Buchdruck
Offsetdruck

Grafik
GmbH
Druck

Heusteigstraße 66
70180 Stuttgart
Telefax (07 11) 6 45 59-31
Telefon (07 11) 6 45 59-0
eMail info@grafikdruck.com
<http://www.grafikdruck.de/>

seit 25 Jahren die Druckerei

rende Religionslehrerinnen und Religionslehrer, Verbände, Kirchenleitungen, Religionspädagogen und Funktionsträger aus der Schulverwaltung zusammenführen sollte.

Diese Tagung fand unter gemeinsamer Leitung der Katholischen Akademie der Erzdiözese Freiburg, der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, der Evangelischen Akademie Baden und der Evangelischen Akademie Bad Boll vom 24.–26. April in Bad Boll statt. Die positiven Rückmeldungen der weit über 300 Tagungsteilnehmerinnen und Tagungsteilnehmer ermutigten die Akademien, den – durch das Zusammenwirken aller für den Religionsunterricht Verantwortlichen – möglich gewordenen Synergieeffekt einem noch weiteren Interessentenkreis in schriftlicher Form zugänglich zu machen. Die Tagungsdokumentation erschien noch im Dezember 1997 beim Herder-Verlag Freiburg i. Br.

Einen wichtigen Impuls für die Diskussion auch in den alten Bundesländern stellte die Entscheidung des Landes Brandenburg zugunsten des neuen Unterrichtsfachs „Lebensgestaltung – Ethik – Religionskunde“ (LER) dar. Zwar läßt sich die Situation in den neuen Bundesländern – nach 40 Jahren staatlich-atheistischer Erziehung – nicht einfach auf die Länder der alten Bundesrepublik übertragen. Dennoch verstärkte diese politische Entscheidung den Ruf, die Praxis eines konfessionell getrennt durchgeführten Religionsunterrichts auch im Westen zu überdenken. Angesichts der Auflösung geschlossener konfessioneller Milieus werden die Stimmen lauter, welche die Kooperation der beiden Konfessionen intensivieren möchten.

Doch die Entscheidung des Potsdamer Landtags stellt zugleich eine Anfrage an das verfassungsrechtlich geschützte Recht der Religionsgemeinschaften dar, den Religionsunterricht selbst zu verantworten. LER impliziert deshalb zugleich eine staatsrechtliche Infragestellung des Rechts auf eigenständige religiöse Erziehung – für viele Verantwortliche in den Kirchenleitungen der Grund ihrer grundlegenden Zurückweisung dieses Fachs.

Die kontroverse Diskussion um LER bestimmt so auch die Zukunft des Religionsunterrichts in Baden-Württemberg. Deshalb entschlossen sich die vier kirchlichen Akademien, die Tagung mit einem Blick nach Brandenburg zu beginnen: Mehrere authentische Erfahrungsberichte mit LER erleichtern eine offene Diskussion über die Zu-

kunft des Religionsunterrichts in Deutschland, indem sie euphorische wie angstbesetzte Vorbewertungen dieses Fachs in Frage stellen und auf diese Weise eine inhaltlich begründete Kritik an LER ermöglichen.

Den Schwerpunkt der Tagung bildete die Suche nach den pädagogischen, kirchlichen und schulischen Rahmenbedingungen des Religionsunterrichts in Baden-Württemberg, welche diesem auch für die nächsten Jahrzehnte in einer sich wandelnden Gesellschaft, aber auch angesichts der tiefgreifenden religiösen Umwälzungsprozesse, Zukunft ermöglichen.

Programm

LER: Ein Erfahrungsbericht aus Brandenburg

Pro und Contra

Sabine Lenk und Peter Manjowk, stv. Vorsitzende des Fachverbandes LER in Brandenburg

Eva Maria Münzer, Religionslehrerin und Mentorin, Brandenburg

Wilfried Steinert, Kirchenschulrat, Brandenburg

Zukunft der Schule – Zukunft des Religionsunterrichts

Ministerin Dr. Annette Schavan, Stuttgart

Foren:

1. Erfahrungen in Brandenburg – Konsequenzen für Baden-Württemberg?
2. Grundschule ohne Fächer – Wo bleibt der RU?
3. Konfessionelle Trennung oder ökumenische Kooperation
4. Innovative Formen des Religionsunterrichtes – Beispiele aus Haupt- und Realschule
5. Die Fächergruppe RU – Ethik – Philosophie
6. Innovation der Schule – Innovation für den Religionsunterricht
7. Eltern und ihre Mitverantwortung in der Schule
8. Religionsunterricht im Spannungsfeld von Religiosität – Sachinformation – Glaubenserziehung
9. Der Religionsunterricht – seine kirchliche Bindung und die Verantwortung der Gemeinde
10. Pfarrer und Religionsunterricht – eine leidvolle Allianz?
11. Das bildungstheoretische Selbstverständnis des Religionsunterrichts als Herausforderung für die Lehrplanfortschreibung

„Glaubwürdigkeit und Offenheit – Der Religionsunterricht als persönliche Herausforderung der Lehrerinnen und Lehrer“

Prof. Dr. Werner Tzscheetzsch, Institut für praktische Theologie der Universität Freiburg, Arbeitsbereich Pädagogik und Katechetik, Freiburg i. Br.

Religionsunterricht im Pluralismus – auf dem Weg zu mehrseitiger Kooperation und Verständigung

Prof. Dr. Dr. Karl Ernst Nipkow, Eberhard-Karls-Universität Tübingen

Schule und Bildung

aus katholischer Sicht:

Prof. Dr. Walter Kasper, Bischof der Diözese Rottenburg-Stuttgart

aus evangelischer Sicht:

Prof. Dr. Klaus Engelhardt, Bischof der Evang. Landeskirche in Baden

Gespräch mit den politischen Parteien: Was erwarten sich die Parteien vom Religionsunterricht der Zukunft?

Impulsreferat: *Winfried Kretschmann, MdL, GRÜNE, Sigmaringen*

sowie Statements von

Hermann Seimetz, MdL, stv. Fraktionssprecher der CDU

Pfr. Dr. Dieter Kleinmann, MdL, Kirchenpolitischer Sprecher der F.D.P.

Carla Bregenzer, MdL, Mitglied des Schulausschusses, Vorsitzende des AK Wissenschaft, Forschung und Kunst, Sektenpolitische Sprecherin der SPD

Thesen des AK der Religionslehrerinnen- und -lehrerverbände zum Religionsunterricht der Zukunft:

Ulrich Küenzlen

Die Auseinandersetzung mit dem christlichen Glauben ist nicht nur Beschäftigung mit vergangenen Traditionen, sondern setzt die Begegnung mit lebendiger religiöser Praxis voraus, die für Lebensgestaltung und das gemeinsame Leben in einer Gesellschaft erkennbar werden muß. Es genügt also nicht, wenn im Bildungszusammenhang der Schule Religion und christlicher Glaube nur als historische Wurzeln der Gegenwart im Sinne einer kulturgeschichtlichen Erschließung Berücksichtigung finden. Ebenso wenig genügt es, angesichts der Pluralität von Religionen und Weltanschauungen einen allgemeinen Begriff von Religion vermitteln zu wollen. Es kommt vielmehr darauf an, gelebtem Glauben in persönlicher Auseinandersetzung zu begegnen.

*Landesbischof
Dr. Klaus Engelhardt*



DIAKONAT

Ein Amt für Frauen in der Kirche – ein frauengerechtes Amt?

Internationaler theologischer Fachkongreß in Zusammenarbeit mit der Katholisch-Theologischen Fakultät Tübingen, dem Katholischen Deutschen Frauenbund (KDFB), der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd) und der Frauenkommission der Diözese Rottenburg-Stuttgart

1.–4. April
Stuttgart-Hohenheim
298 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dr. Verena Wodtke-Werner
Anne Henze, Tübingen

Statements:

Dr. Hans Heiner Boelte, Stuttgart
Dr. Ursula Hansen, Köln
Irmgard Jalowy, Düsseldorf
Kultusministerin Dr. Annette Schavan, Stuttgart

Hauptreferate:

Prof. Dr. Albert Biesinger, Tübingen
Prof. Dr. Marianne Heimbach-Steins, Bamberg
Prof. Dr. Peter Hünemann, Rottenburg-Oberndorf
Prof. Dr. Anne Jensen, Graz
Prof. Dr. Hans Jorissen, Bonn
Dr. Hanna-Renate Laurien, Berlin
Dr. Stefanie Spendel, Aachen

Arbeitskreis-Leitungen:

Angela Berlies, Bonn
Prof. Dr. Martina Blasberg-Kuhnke, Osnabrück
Sr. Dr. Lucy Blyskal, CSJ, JCD, New York
Waltraud Boelte, Sindelfingen
Dr. Rolf Busemann, Hildesheim
Dr. Eva-Maria Dennebaum, Freiburg i. Br.
Dr. Eva-Maria Faber, Freiburg i. Br.
Heike Grieser, Mainz
Sr. Dr. Benedikta Hintersberger OP, Augsburg
Prof. Dr. Doris Knab, Tübingen
Godehard König, Rottenburg a. N.
Friederike Kukula, München
Marlies Mittler-Holzem, Münster
Sr. Dr. Regina Pacis Meyer, Münster
Dr. Gabriele Miller, Rottenburg a.N.
Dr. Rosemarie Nürnberg, Köln
Dr. Sabine Pemsel-Maier, Freiburg i. Br.
Prof. Dr. Heinrich Pompey, Freiburg i. Br.
Dr. Ida Raming, Greven
Dorothea Reininger, Münster
PD Dr. Dorothea Sattler, Vendersheim

Ilse Schüllner, Freiburg i. Br.
Dr. Andrea Tafferner, Bad Iburg
Sr. Teresa, CSA, London
Dr. Ingeborg Tiemann, Düsseldorf
Christel Voß-Goldstein, Düsseldorf

Foren:

Angelika Böhm, Ravensburg
Dr. Claudia Lücking-Michel, Tübingen

Die Forderung über die Zulassung von Frauen zum Diakonat ist keineswegs eine, die erst Ende der 70er Jahre mit der Frauenbewegung ins Leben gerufen wurde, sondern sie wurde bereits mit dem II. Vaticanum virulent. Die veränderte Stellung der Frau hat schon Johannes XXIII. als Zeichen der Zeit gewertet. Und auch in „Pacem in terris“ (1963) wurde die Frau, trotz der essentialistisch-naturalistischen Wesensbestimmung, als Subjekt gesellschaftlichen Handelns gesehen. Schon vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil schickten Frauen Eingaben nach Rom, um den Diakonat auch für Frauen öffnen zu lassen, aber nur Männer wurden in Zukunft dazu zugelassen. Konzentriert und gebündelt formulierte dann die Würzburger Synode und die Deutsche Bischofskonferenz 1975 nach Rom: „... die Frage des Diakonats der Frau entsprechend den heutigen theologischen Erkenntnissen zu prüfen und angesichts der gegenwärtigen pastoralen Situation womöglich Frauen zur Diakonatsweihe zuzulassen“. Dieser Bitte ist bislang nicht entsprochen worden. Die Deutsche Bischofskonferenz hat inzwischen keine konkreten Schritte unternommen.

Die Initiativen, dieses Thema in einem offenen Diskussionsprozeß zu halten, sind keineswegs zurückgegangen, sie sind konzentrierter und profunder geworden, was sicherlich auch daran liegt, daß Frauen in großem Maß zu theologischer Kompetenz gekommen sind und ihr Anliegen selbst in die Hand nehmen können. Daß damit sogleich eine kritische Perspektive zum Tragen kommt, zeigt schon der Titel des ersten internationalen theologischen Fachkongresses zum Diakonat der Frau, der vom 1.-4. April 1997 an der Akademie der Diözese Rotteburg-Stuttgart in Stuttgart-Hohenheim stattgefunden hat: „DIAKONAT. Ein Amt für Frauen in der Kirche – ein frauengerechtes Amt?“ Neben historischen, dogmatischen,

soziologischen und kirchenrechtlichen Fragen gingen Frauen besonders dem möglichen pastoralen und spirituellen Profil dieses Amtes nach, und sie fragten auch danach, ob dieses Amt, so, wie es von Männern derzeit ausgefüllt wird, für Frauen maßgebend sein kann.

Der Kongreß, der organisatorisch und zum Teil auch inhaltlich von der Akademie getragen wurde, war ein Kooperationsprodukt der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Tübingen, der Frauenkommission der hiesigen Diözese, die seit mehreren Jahren intensiv an dieser Thematik arbeitet, des Katholischen Deutschen Frauenbundes (KDFB) und der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd). Finanziell haben die Diözese Rottenburg-Stuttgart und der Deutsche Caritasverband den Kongreß nach allen Kräften unterstützt. Dank einer großzügigen Spende von Renovabis konnten wir für einige TeilnehmerInnen aus Rußland, der Slowakei und Tschechien Freiplätze ermöglichen.

Die Mehrheit der TeilnehmerInnen kam aus fast allen europäischen Ländern und den USA. Unter den knapp 300 TeilnehmerInnen sind auch einige Frauen aus England besonders zu benennen, weil die ökumenische Perspektive in dieser Frage von großer Bedeutung ist: Die jüngsten Erfahrungen mit dem Diakonat in der Anglikanischen Kirche (seit 1987 Diakonat der Frau, seit 1994 das Priestertum der Frau) kamen neben vergleichbar jungen Entwicklungen in der Altkatholischen Kirche und bewährten Erfahrungen in den Evangelischen Landeskirchen Deutschlands auf einem Podium besonders zur Sprache.

Der Kongreß wollte aber keine fachtheologische Binnenkultur pflegen. Er führte Frauen und Männer aus der Theologie mit PraktikerInnen aus diakonalen und pastoralen Arbeitsfeldern zusammen, mit Frauen, die verbandspolitische Arbeit für die Thematik leisten, und es waren auch solche dabei, die in diesem Amt ihre ganz persönliche Berufung erkannt haben. Diese wohltuend bunte Mischung der TeilnehmerInnen spiegelte sich auch in den Arbeitskreisen wider, die an zwei Nachmittagen tagten und neben den klassisch theologischen Fragen das Profil und die Spiritualität dieses Amtes für Frauen erörterten. Auch die Ausbildungskonzeption wurde in einem Arbeitskreis ausführlich behandelt. Sie basiert in ersten Ansätzen auf den Vorstellungen eines Initiativkreises zum Diakonat der Frau, eine Gruppe Interessierter,

die sich im Anschluß an den Kongreß eigens in Hohenheim zur Vereinsgründung trafen. Für die Medien war besonders dieser Verein von Interesse, der die Absicht hat, Ende 1998 mit der Ausbildung für Frauen zum Diakonat zu beginnen, ohne jedoch eine Garantie geben zu können, daß die Ausbildung zum Diakonat führen wird. Ganz analog gingen die männlichen Anwärter vor dem II. Vaticanum vor. Auch sie begannen mit der Ausbildung, ohne eine Sicherheit für ihr zukünftiges Tun zu haben. Einen überwältigend großen Konsens gab es in der Frage, weshalb Frauen den Diakonat wollen: Sie möchten es, weil sie seit Jahren diakonisch tätig sind. Um das diakonische Tun von Frauen zu veranschaulichen, ist ein Bericht über eine 91jährige Frau aus Sibirien sehr anschaulich, die, von deutschen Vorfahren abstammend, seit erst fünf Jahren in Münster/Westf. lebt. Sie heißt Margarita Zeiger und wohnt heute in Fußnähe zu ihrer Kirche. Das war in Sibirien ganz anders, denn dort war die nächste katholische Kirche ganze zwei Tagesfahrten mit der Bahn entfernt gelegen. Frau Zeiger hat in den Lebensjahren im kommunistischen Sibirien, wo kein Pfarrer hinkam, sicher über tausend Erwachsene und Kinder getauft. Sie wußte wie man tauft, weil sie es bei ihrem Onkel früher gesehen hatte. Sie fing damit bei einem kranken Kind an, und weil es bald gesund wurde, kamen viele Eltern, um ihr Kind taufen zu lassen. Sonntags kamen die Leute auch in ihrer Wohnung zum Gottesdienst zusammen, wo aus der Bibel gelesen wurde, „und sie wußte genau, was dran war“, so ihre Enkelkinder heute. Sie sprach Gebete, und sie segnete die Menschen mit dem Weihwasser, das sie sich zweimal im Jahr von dem katholischen Priester in eben jener Kirche holte, die zwei Tagesfahrten entfernt lag. Sie besprengte auch Kranke, betete mit ihnen und ihren Angehörigen. Und wenn ein Brautpaar heiratete und auf den Segen Gottes nicht verzichten wollte, ging es zu Margareta Zeiger. Auch am Ende des Lebens war Frau Zeiger da, wenn es gewünscht wurde. So beerdigte sie einmal die Frau eines kommunistischen Funktionärs, die sie in ihrer Krankheit begleitet hatte und die dann den Wunsch hatte, von Frau Zeiger so beerdigt zu werden, „wie es richtig ist“. Sie ließ sich bei Beerdigungen nicht in ihrem Beten und Segnen irritieren, auch wenn die kommunistische Garnitur anwesend war. Sicherlich hundertmal hat sie Menschen so beerdigt. All dieses Tun war nicht heimlich, keine Unter-

grund-Kirche, sie besaß auch keine Weihe, es war ganz öffentlich, und sie war für jeden da, der sie brauchte. War sie so etwas wie eine Diakonin, gar eine Priesterin oder Gemeindeleiterin? Oder eine geistliche Begleiterin in politisch schwierigen Zeiten? Sie selbst sieht das viel einfacher, und ihre Enkelinnen meinen, daß sie einfach das christliche Gewissen der großen Familie war, und das ist sie bis heute. (Kirche und Leben, 28.9.97) Margarita Zeiger hat viel für den christlichen Glauben getan, sie hat in unglaublich beeindruckender Weise Zeugnis von ihrer Hoffnung gegeben und war ganz genuin diakonal tätig. Sie hat Menschen vom Heil Gottes Zeugnis gegeben und hat auch Heilszeichen, vielleicht Sakramente in irgendeiner Weise gespendet, ganz ohne Amt. Aber wird ein Mensch die segensreiche Wirkung ihres Tuns bezweifeln wollen? Die Bewertung darüber scheint aber kontextabhängig, denn gleiches Handeln hier, in Münster, würde sofort unterbunden werden. Nicht immer war der Wirkungsradius der Diakoninnen so groß, wie Margarita Zeiger ihn gesteckt hat, das lehrt der Blick in die Heilige Schrift und die Kirchengeschichte. Aber geschichtliche Fakten spiegeln ja nie Normen wider, sondern zeigen einen spezifischen Gebrauch in einer bestimmten Zeit, in einem ganz bestimmten soziokulturellen Umfeld. Schon Cyprian von Karthago, so Anne Jensen, wies darauf hin, daß die Berufung auf die Tradition nur dann einen Sinn macht, wenn sie durch vernünftige Begründungen abgesichert ist. Das zu tun, ist wohl auch heute unsere Aufgabe. Es gibt nur wenige biblische Zeugnisse, eher Andeutungen zu Diakoninnen, die zurückhaltend sind, weil die Gemeinden andere Fragen bewegten, als sie sich uns heute in der Ämtertheologie stellen. Erst das Mittelalter wandte sich dieser Aufgabe zu. Röm 16,1 nennt Phöbe „hä (fem.) diakonos“ der Gemeinde von Kencharäa. Diakonos konnte in dieser Zeit mit männlichem und weiblichem Artikel benutzt werden. Von ihr heißt es auch, daß sie „prostatis“, Vorsteherin einer Hausgemeinde war, was die Einheitsübersetzung mit Dienerin oder Helferin wiedergibt und somit nicht korrekt übersetzt. Im zweiten und fünften Kapitel des Timotheusbriefes wird eine Gruppe scharf attackiert, die weitreichenden Einfluß hatte, nämlich die Witwen, die zwar, wie auch die Jungfrauen, mit vermehrter asketischer Tendenz im Christentum an Ansehen gewannen, aber ihr Handlungsspiel-

raum gefiel dem Briefschreiber ebensowenig wie auch späteren Tradenten, die die Witwen immer wieder kritisieren. Die Witwen sind deshalb interessant, weil spätere Zeugnisse erkennen lassen, daß es Gemeinden gab, in denen Witwen dieselben, ja manchmal mehr Gestaltungsmöglichkeiten hatten als Diakoninnen, die es oft parallel gab.

1 Tim 3,1–12, der sogenannte Amtsspiegel, berichtet von Episkopen, Diakonen, in V 11 von Frauen und dann wieder von Diakonen. Wer waren diese Frauen aus Vers 11? Im Westen werden sie als Frauen der Diakone verstanden, im Osten, wo es längere Zeit Diakoninnen gab, deutet man sie problemlos als Diakoninnen. Im Briefwechsel des Plinius an Kaiser Trajan (um 112) werden zwei christliche Sklavinnen erwähnt, die „ministrae“ waren, also ein Amt hatten. Das 2. Jh. schweigt dann gänzlich zu unserem Thema. Mehr haben wir aus den ersten zwei Jahrhunderten nicht.

Weitere Informationen bietet uns dann eine Zusammenstellung verschiedener Kirchenordnungen aus dem syrisch-palästinensischen Raum, genannt Didaskalia (1. Hälfte 3. Jh.). Die dort erwähnten Diakoninnen waren vor allem für die Frauenkatechese bestimmt, aber gegenüber den Diakonen in ihren liturgischen Funktionen eingeschränkt. Sie sollten in die Frauenhäuser gehen, in denen Männern der Zutritt nicht erlaubt war und dort den damals über mehrere Jahre andauernden Missions- oder Katechumenendienst erfüllen, also auf die Taufe vorbereiten. Die Diakoninnen mußten die Taufanwärterinnen vor der Taufe einsalben, durften aber bei der Taufe nur assistieren, d. h. sie untertauchen. Die Taufformel sollte jedoch ein Mann sprechen! Krankendienst gehörte ebenso in ihr Gebiet.

Andere Stellen in der Kirchenordnung zeigen ganz klar, daß die Profilbestimmung der Diakoninnen auch dazu diente, die amtslosen Witwen in die Schranken zu weisen. Die Diakoninnen sollten mindestens 50 Jahre alt sein und auf keinen Fall das Evangelium verkünden, weil, wie es heißt, die Heiden sich sonst nicht bekehren.

Ähnlich, ja noch eingeschränkter werden die Aufgaben in einer anderen Kompilation aus Kirchenordnungen, der Apostolischen Überlieferung, verstanden (um 380 in Konstantinopel). Die Aufgaben der Diakonin beschränken sich hier auf die Taufassistenz und die Krankenfürsorge, der Katechetinnenunterricht wird gar nicht mehr erwähnt.

mehr als drucken

Beratung
Gestaltung
Fotosatz
Desktop-Publishing
Web-Design
Internet-Support
Buchdruck
Offsetdruck

**Grafik
Druck**
GmbH

Heusteigstraße 66
70180 Stuttgart
Telefax (07 11) 6 45 59 31
Telefon (07 11) 64 55 90
eMail info@grafikdruck.com
<http://www.grafikdruck.de/>

Andererseits findet sich dort ein komplettes Weiheformular für die Diakonin, das mit Handauflegung und Epiklese (Herabrufung des Heiligen Geistes) als Zeichen der Weihe durchgeführt wurde und bis heute in der anglikanischen Kirche Verwendung findet. Es werden Vorbilder genannt, wie die AT-Prophetinnen, die Türhüterinnen des Tempels, Maria, manchmal auch Phöbe (im Westen Anna). Auch die zwei nächsten ökumenischen Konzilien äußern sich zur Aufgabe der Diakoninnen. Im Konzil von Nikaia (325) werden die Diakoninnen erwähnt, aber als Laien verstanden, da sie keinerlei Ordination (cheirosthesia) haben, die für den Amtscharakter voraussetzend ist. In dieser Zeit gab es zwar in Konstantinopel, Jerusalem, Caesarea und Kappadokien Diakoninnen, aber sie waren vom Altardienst ausgeschlossen. Sie durften ihrem Kloster vorstehen, die Kommunion austeilen, wenn kein Mann zugänglich war, aber auch nur an Mitschwestern und an Kinder bis zu 4 Jahren. Auch die Taufassistenz bricht zunehmend weg, weil die Kindertaufe üblich wird und somit den Dienst an den Frauen überflüssig macht. Das spätere Konzil von Chalkedon (451) rechnet die Diakoninnen sehr wohl zum Klerus, da sie ordiniert seien (cheirotonia), allerdings müssen sie über 40 sein (Resentiment gegen die Witwen) und werden exkommuniziert, wenn sie heiraten (Zölibatsklausel).

Mit der Übersetzung der Apostolischen Konstitution gelangt die Kunde von Diakoninnen erst im 4. Jh. in den Westen. Das Amt wird dort (Orange 451 und Nimes 396) massiv bekämpft. So heißt es in der Synode von Nimes (396): „... Irgendwo sollen Frauen in den Rang von Diakoninnen erhoben worden sein. Das schickt sich nicht und wird daher von der kirchlichen Disziplin nicht zugelassen. Eine solche Ordination ist für nichtig zu erklären.“ Die heute üblichen Gegengründe galten auch schon damals, Frauen können nicht die Diakonie Christi repräsentieren und haben zum Altarraum keinen Zugang. Der Vorbehalt gegen Frauen nährte sich auch daher, weil die Montanisten weibliche Kleriker bis hin zum Bischof hatten, und sicher spielte die Angst vor heidnischen weiblichen Gottheiten, gerade im germanischen Reich, eine Rolle, weil dazu immer auch Priesterinnen gehörten. Trotzdem, so entnehmen wir einigen narrativen und verstreuten Zeugnissen, hat es auch im Westen Diakoninnen gegeben, wie drei westliche Motivinschriften aus dem 6. Jh. belegen, die Frauen als Diakoninnen bezeichnen.

Im 7. Jh. finden wir – trotz der Verbote – ein Ordinationsgebet für Diakoninnen in den liturgischen Büchern. Erst im 11. Jh. werden im Westen die Riten zur Diakoninnenweihe ganz eliminiert. Wir hören aber auch noch später von Segnungen einiger Kloostervorsteherinnen durch den Bischof. Sie erhalten Stola und Manipel, z.T. den Ring und durften etwas tun, was eigentlich nur der Klerus durfte, nämlich das Evangelium lesen und die Homilie in der dritten Nokturn lesen. Dies wird bis ins 17. und 18. Jh. in französischen Klöstern so gehandhabt.

Die Frage nach einer Ordination ist nicht immer hilfreich. Ähnlich wie beim Tun der Witwen oder der Kloostervorsteherinnen muß man nach dem Handlungsspielraum schauen, den Frauen einnahmen. So etwa das Zeugnis einer Anonyma, die sogar einen jungen Mann im Glauben unterwies (didaskalia), oder die reiche Witwe Olympias von Konstantinopel, die Johannes Chrysostomos erwähnt. Sie wurde, trotz ihres jungen Alters, vom Bischof ordiniert. Es gab also immer wieder den Versuch, die Diakonin zu verhindern, indem man ihre Aufgaben einschränkte. Der Altardienst ist ebenso tabu, wie das öffentliche Lehren eingegrenzt wird. Andererseits muß man sagen, daß auch Priester erst im 4. Jh. predigen dürfen, erst im frühen Mittelalter die Lossprechungsvollmacht erhalten und dasselbe (Predigt und Lossprechung) für Diakone galt.

Prof. Dr. Peter Hünermann

*Weihbischof Dr. Johannes Kreidler im Gespräch
mit Sr. Dr. Benedikta Hintersberger OP*

*Dr. Stefanie Spendel, Ordinariatsrätin Theresia Wieland,
Dr. Hanna-Renate Laurien*

Eva Sorg, Mechthild Lauer

vordere Reihe:

*Akademiedirektor Dr. Gebhard Fürst,
Kultusministerin Dr. Annette Schavan, Irmgard Jalowy,
Prof. Dr. Bernd-Jochen Hilberath,
Weihbischof Dr. Johannes Kreidler,
Dr. Hans Heiner Boelte*



Die Ämterentwicklung war ein Prozeßgeschehen, und hoffentlich geht dieser so notwendige Entwicklungscharakter nicht verloren (zur Kirchengeschichte: Anne Jensen, Hans Jorrissen, Heike Grieser u.a.). R. Nürnberg und G. Muschiol, zwei weitere Referentinnen des Kongresses, haben wichtige Daten dazu geliefert, weshalb immer wieder, so auch in den deuteropaulinischen Zeugnissen, gesagt wird, Frauen hätten am Altar und in der Verkündigung nichts zu suchen. Die Gründe sind zwar historisch bedingt, aber ihre Wirkung ist eine bleibende. Rosemarie Nürnberg machte auf dem Kongreß und in Publikationen sehr deutlich, daß die Einfügung der ersten Christinnen in die antike Oikoslehre, also das Verständnis des antiken Hauses und seiner inneren Hierarchie, maßgeblich war, um das Christentum in der heidnischen Gesellschaft implantieren zu können. Diese Lehre kennzeichnet ein sogenannter „gemilderter Liebespatriarchalismus“, den wir schon in den Haustafeln finden. Diese Oikoslehre verlangt die vorgeordnete Stellung des pater familias und die klare Unterordnung von Frau, Kindern und Sklaven. Das Haus war bedeutender Ort der Mission und der ersten Gemeinschaften. Dort konnte das Evangelium nur so gepredigt werden, wie es sich schickte, und für Frauen schickte es sich einfach nicht zu verkündigen. Heiden hätten die frohe Botschaft nie durch Frauenmund akzeptiert. In der Folge der Oikostheologie ahmte der Bischof oder der Abt diesen pater familias nach. Die ganze weitere Ämtertheologie bildete sich in diesem Horizont aus.

Der andere Grund, Frauen vom Altardienst auszuschließen, ist in der jüdischen Sakralordnung begründet, die davon ausgeht, daß Frauen durch Menstruation und Geburt kultisch unrein werden. Die aristotelische Zeugungslehre tat noch ihr übriges, dem Mann die größere Möglichkeit der repräsentatio Christi zuzubilligen, da er ja – analog zu Gott – das allein genuine Prinzip in der Nachkommenschaft darstelle. All diese Gründe sind eigentlich überholt, auch innerkirchlich, aber ihre Wirkung bleibt bis heute bestehen.

Für eine dogmatische Überprüfung der Möglichkeit, Frauen zum Diakonats zuzulassen, müssen die Ausschlußargumente aber daraufhin befragt werden, ob sie kultur- bzw. sozialgeschichtlicher Natur oder wirklich theologisch fundiert sind. Auch nach den Äußerungen des Vaticanums II zur Egalität der Geschlechter und dem

Auftrag der Frau, auch in der Gesellschaft – von der Kirche ist allerdings nicht die Rede – gestaltend zu wirken, hält unsere Kirche an einem spätbürgerlich-familiären Modell der Rollenverteilung fest (Hünermann).

Die Gegner des Frauendiakonats führen zwei Argumente an: Die historischen Zeugnisse seien kein Argument für die Sakramentalität des Amtes, da Frauen das öffentliche Lehren verboten sei und der Altardienst sehr reduziert vorkäme. Die Sakramentalität des Amtes wird hier einerseits an dem scholastischen Maßstab bemessen, daß nur Lehre und Altardienst wahre Amtswürde verleihen, und es kommen die erwähnten kulturgeschichtlichen Standards zum Zuge, die heute nicht mehr zutreffend sind. In der Praxis werden diese Gegenargumente durch das von der Kirche legitimierte Tun von Frauen sogar widerlegt: Es gibt Frauen, die am Altar wirken, und es gibt solche, die das Evangelium verkünden.

Ein weiteres Gegenargument, das auch schon in „Ordinatio sacerdotalis“ (endgültiges Nein zum Priestertum der Frau) zum Tragen kam, beim Diakonats aber in gleicher Weise verwendet wird, betrifft die Möglichkeit der repräsentatio Christi, die nur ein Mann erfüllen könne. Kardinal Ratzinger führte damals aus (Rheinischer Merkur 22, 3.6.94), daß die zwölf Apostel den Auftrag hatten, Christus „gleichsam als lebendige Ikone des Herrn“ darzustellen. Daß es Ratzinger bei dieser imitatio Christi ganz substantiell um Jesu Mannsein geht, zeigen seine Ausführungen zur sogenannten „symbolischen Transparenz der Leiblichkeit des Menschen, die dem sakramentalen Denken“, das ja auch immer eine Materie-Seite hat, „selbstverständlich ist“. Wer diese symbolische Transparenz minimiert, macht sich eines „neuen Manichäismus“ verdächtig, der den Leib ins bloß-Biologische und Belanglose herabwürdigt. Ratzingers Unterscheidung zur symbolischen Transparenz des Leibes im Unterschied zur bloß funktional-biologischen Körperlichkeit kann man prinzipiell zustimmen, aber theologisch wohl kaum, wenn es dabei um das Christusgeschehen und dessen imitatio im Amt geht. Hier werden Dinge miteinander verbunden, die in ihrer Konsequenz nur schwerlich in der theologischen Tradition der Christologie ausreichend Anhalt finden.

Ratzinger unterstellt, daß die imitatio im Amt substantiell in der Nachbildung sexueller Merkmale läge und das Amt seinen Charakter in der Substanz aufgibt, wenn dies

nicht gewürdigt wird. Das bedeutet in der Konsequenz aber, daß Jesu Mannsein zum christologischen Prinzip gemacht wird, und das scheint sehr problematisch. Die großen Konzilien (Ephesus 431, Chalkedon 451, Konstantinopel II 553) unterstreichen, in Abwehr vieler anderer Meinungen, die unvermischte und ungetrennte Einheit der *menschlichen* und *nicht der männlichen* Natur Jesu mit der göttlichen Natur, genannt hypostatische Union. Nur wenn Inkarnation die unvermischte und ungetrennte Einheit des Menschen mit der göttlichen Natur ist, nur dann ist hier von einem Geschehen die Rede, in das alle Menschen, Männer und Frauen, in gleicher Weise und heilbringend einbezogen sind. Der Priester oder Diakon soll also nicht den Mann Jesu nachahmen.

Sakramententheologisch bedeutet *imitatio Christi* nicht der Aufweis des Geschlechtes Jesu, sondern die Tatsache, daß Christus der eigentliche Spender aller Sakramente ist und der menschliche Spender immer nur repräsentatives personales Werkzeug. Anders gesagt: Der Priester oder Diakon ist dogmatisch betrachtet Priester oder Diakon aufgrund seiner Weihe (Bevollmächtigung durch die Kirche im Namen Christi), nicht wegen seiner sexuellen Ausprägung. Denn das, was Christus tut, tut er nicht, sofern er Mann ist, sondern sofern er Gottmensch ist.

Das nächste Problem liegt in der Einheit des Ordo: Episkopat, Priestertum und Diakonats gehören nach dieser Lehre zusammen. Wer den Diakonats der Frau fordert, so Jorrissen, der muß auch das Priestertum aufgrund der Einheit der Ordo mitfordern, und das ist nach kirchlicher Lehre, seit „*Ordinatio sacerdotalis*“, nicht mehr möglich. Daß diese theologischen Überlegung zur Einheit des Amtes aber nicht aus der frühen Ämterlehre, sondern erst aus der mittelalterlichen Theologie hervorgingen, bleibt immer unerwähnt. Das scholastische Modell zur Einheit des Ordo, das streng hierarchisch aufgebaut ist, weil die Nähe zur Eucharistie den Rang des Amtes bestimmt, wird aber bis heute als quasi zeitenthobener Maßstab verwendet, um Argumente gegen den Diakonats der Frau zu sammeln.

Wie Hünemann ausführte, ist dies aber nicht das einzige theologische Modell zum Amt: Die Einheit der Ämter ist nach Thomas, so Hünemann, relational zu jenen zu verstehen, denen das Amt dient, also relational zur Gemeinde. Die Beziehung der drei Ämter zur Gemeinde (und

auch untereinander) ist qualitativ und nicht quantitativ unterschiedlich. Nach Vaticanum II besteht der Sinn des Amtes „im Dienst an den Gläubigen, damit diese zum Heil gelangen und – nämlich die Ämter – auf dieses Ziel hin frei und geordnet zusammenwirken“.

Wenn der Diakonats nur Durchlauferhitze zum Priestertum wäre, hätte das Vaticanum II wohl kaum den ständigen Diakonats wieder eingeführt. Gerade das Verständnis, das Amt relational zu begreifen, verbietet eigentlich eine Fixierung auf eine Gestalt und verlangt geradezu nach einer Fortentwicklung der Ämtertheologie.

Nicht alle Fragen konnten auf diesem Kongreß geklärt werden, aber es konnte historisch und systematisch und in Berufung auf sehr unterschiedliche Traditionen gezeigt werden, daß es theologisch weder eine historische noch dogmatische Unmöglichkeit ist, Frauen zum Diakonats zuzulassen, vielmehr sehr viel mehr dafür als dagegen spricht. Kirchenrechtlich wäre der weibliche Diakonats durch ein sogenanntes Indult, eine Ausnahmeregelung vom can. 1024 des katholischen Kirchenrechtes möglich, in dem es heißt, daß die Weihe nur gültig ein getaufter Mann empfangen kann. Das Indult ist „ein Gesetz oder eine Ausnahme vom Gesetz, die von der zuständigen Autorität gewährt wird und die eine partielle Modifikation des allgemeinen Gesetzes aus einem pastoralen Grund in einer besonderen Situation ist“. (Sr. Lucy Blyskal, CSJ, JCD) Der Kongreß verabschiedete ein Votum (vgl. Anhang), in dem um ein solches Indult gebeten wird, und es bleibt immer noch zu hoffen, daß die Bischöfe sich dazu entschließen können, denn die theologischen Fragen sind in wichtigen Punkten geklärt.

Die Referate und Arbeitskreisberichte liegen als Publikation vor:

Diakonats. Ein Amt für Frauen in der Kirche Ein frauenge-rechtes Amt?, hrsg. von Peter Hünemann, Albert Biesinger, Marianne Heimbach-Steins, Anne Jensen, Ostfildern (Schwabenverlag) 1997)

Internationaler theologischer Fachkongreß „Diakonat – ein Amt für Frauen in der Kirche – ein frauengerechtes Amt?“

Stuttgart, 1. – 4. April 1997

Votum

Veranstaltet von der Katholisch-Theologischen Fakultät der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, dem Katholischen Deutschen Frauenbund, der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands und der Frauenkommission der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des internationalen theologischen Fachkongresses haben die theologischen Grundlagen und pastoralen Aspekte der Zulassung von Frauen zum Diakonat diskutiert. Sie rufen zur Verwirklichung des Diakonats für Frauen auf. Die Kirche braucht den Diakonat der Frau.

1. Votum

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer ersuchen die Bischöfe nachdrücklich, ihre unvertretbare Eigenverantwortung in ihren Diözesen wahrzunehmen und beim Apostolischen Stuhl ein Indult (kirchenrechtliche Erlaubnis des Apostolischen Stuhls) zu erwirken, das die Ordination von Frauen zu Diakoninnen in ihren Diözesen ermöglicht.

2. Begründung

*Die moderne gesellschaftliche Entwicklung hat die geschlechtsspezifische Unterordnung der Frau als unvereinbar mit der gleichen Würde von Frau und Mann erwiesen und die Subjektwerdung der Frau gefördert. Darin hat die Kirche ein Zeichen der Zeit erkannt und ein Wirken des Geistes (*Pacem in terris*, 1963), das die Kirche in ihrer eigenen Sozialgestalt zur Umkehr herausfordert. Johannes Paul II. hat die Unterordnung von Frauen als „sündhafte Unordnung“ gebrandmarkt (*Mulieris dignitatem*, 1988).*

Die im kirchlichen Amtsverständnis früher gültigen Regeln, daß Frauen aufgrund ihres Ge-

schlechtes nicht am Altar wirken und Vorstedterdienste in der Gemeinde wahrnehmen dürfen, sind als soziokulturell bedingte, heute aber als theologisch nicht mehr verantwortbare Leitsätze entlarvt.

Die Würzburger Synode (1971–1975) hat mit den Stimmen der Bischöfe für die Zulassung von Frauen zum Diakonat votiert und eine Klärung der theologischen Argumentation erbeten. Die theologische Diskussion hat die Bedenken inzwischen ausgeräumt. Die Kirche muß heute um der Glaubwürdigkeit ihrer Heilssendung willen den Ausschluß der Frauen vom Diakonat aufheben. So setzt sie in ihrer Ämterstruktur ein notwendiges Zeichen für ein erlöstes Miteinander von Frauen und Männern.

3. Schritte zur Verwirklichung

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Kongresses wenden sich an die katholischen Organisationen und Bewegungen. Sie bitten

- die katholischen Frauenverbände und das Zentralkomitee der deutschen Katholiken, ihren Einsatz zugunsten des Diakonats der Frau fortzusetzen und zu intensivieren;*
- die kirchlichen Verantwortlichen und die Diözesanräte, die in vielen Bistümern bestehenden Initiativkreise von Frauen zu unterstützen*

und die Vorbereitung der Frauen auf den Diakonat ideell und materiell zu fördern und zu unterstützen;

- das Netzwerk Diakonat der Frau, sich auf nationaler Ebene für die Koordination aller Kräfte für den Diakonat der Frau einzusetzen;*
- das Internationale Diakonatszentrum, Frauengruppen und Initiativen für den Diakonat der Frau auf internationaler Ebene zu vernetzen.*

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer bitten insbesondere

- die Ordensleute, sich mit dem Diakonat der Frau auseinanderzusetzen und sich dafür zu engagieren;*
- die ständigen Diakone und alle in der Pastoral Tätigen, sich mit der Öffnung des Diakonats für Frauen zu befassen und sich dafür einzusetzen;*
- alle Frauen, die sich zum Diakonat berufen wissen, sich den bestehenden Initiativkreisen anzuschließen und mit der Vorbereitung auf den Diakonat zu beginnen.*

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Kongresses bitten die Gemeinden und alle engagierten Christinnen und Christen, sich den diakonalen Herausforderungen unserer Zeit zu stellen und sich in diesem Zusammenhang für den Diakonat der Frauen einzusetzen.



„Rechtfertigung“: Ökumenische Eini- gung in Sichtweite!

**Ein (doppeltes) Lehrstück im lutherisch-
katholischen Dialog**

In Zusammenarbeit mit der Evangelischen
Akademie Bad Boll

7.–9. März
Stuttgart-Hohenheim
75 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Albrecht Esche M.A., Bad Boll
Dr. Abraham Peter Kustermann

Referenten:

Prof. Dr. Jörg Baur, Göttingen
Prof. Dr. Harding Meyer, Straßburg
Prof. Dr. Otto Hermann Pesch, Hamburg
PD Dr. Wolfgang Thönissen, Stuttgart

Mit der „Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre“ von Lutherischem Weltbund und Vatikanischem Einheitsrat ist ein ökumenisches Konsensdokument von unschätzbbarer Bedeutung in Sichtweite gerückt. Nach 450 Jahren – gerechnet von der Absage des Tridentinischen Konzils an die lutherische Rechtfertigungslehre (1547) – verneint sie die kirchentrennende Fort-Wirkung *der* fundamentalen reformatorischen Einsicht. Unterschiedliche Verstehenstraditionen und Akzentvarianten in den Formulierungen widerstreiten nicht (mehr) der gemeinsamen Lehre von Lutheranern und Katholiken, daß der Mensch das Heil allein aus Gottes Gnade durch den Glauben erlangt.

In langem, gut dreißigjährigem Dialog ist über dieses Lehrstück nun Einigkeit erreicht. Doppeltes „Lehrstück“ für die Ökumene trotzdem: Die für Juli 1997 zunächst sicher scheinende Verabschiedung des Dokuments verlängert sich voraussichtlich bis Herbst 1998. Der Konsens bzw. jetzt seine Ratifikation durch die beteiligten Kirchen braucht seine Zeit.

Ein „vertanes“ Jahr? Nicht, wenn wir es als geschenkte Zeit dafür nützen, unsere Gemeinden und uns selbst auf dieses Ereignis und seine Konsequenzen vorzubereiten – auch mit der Frage, was in unserer Zeit der Selbstrechtfertigungen und Selbstgerechtigkeiten, öffentlicher und privater Rechtfertigungszwänge, verbreiteten Gerechtigkeitswahns und sturer Rechthaberei „Rechtfertigung aus Gnade“ für den (Christen-)Menschen denn überhaupt bedeuten kann.

Dazu wollten beide Akademien in freundlicher Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Baden-Württemberg (ACK) mit ihrer Tagung einen Anstoß geben.

Programm:

Gnadenlos dem Urteil ausgeliefert –
Wenn der Mensch sich rechtfertigen muß
Prof. Dr. Heinrich Fink (ev.)

*Ehem. Rektor der Humboldt-Universität Berlin, emer.
Professor für Praktische Theologie (wegen Erkrankung
ausgefallen)*

„Rechtfertigung“: Ein Grundbegriff der Reformation
zwischen Fremdheit und Zu-Mutung
Prof. Dr. Otto Hermann Pesch (kath.)
*Lehrstuhl Systematische Theologie (Kontroverstheologie)
am Fachbereich Ev. Theologie der Universität Hamburg*

Einig im Zentrum der Reformation
Vom katholisch-lutherischen Dialog zur „Gemeinsamen
Erklärung über die Rechtfertigungslehre“
Prof. Dr. Harding Meyer (ev.)
*Ehem. Direktor des Instituts für Ökumenische Forschung
des Lutherischen Weltbundes in Straßburg*

Ökumenischer Gottesdienst
*Liturgien: Akademiedirektor Dr. Gebhard Fürst – Pfarrer
Albrecht Esche M.A.*

„Die Liebe freut sich nur der Wahrheit“ (1 Kor 13,6)
Freundliche Einsprüche im Licht der noch immer zukünftigen
Reformation
Prof. Dr. Jörg Baur (ev.)
*Lehrstuhl Systematische Theologie an der Ev.-Theol. Fa-
kultät der Universität Göttingen*

Konkretionen für die Ökumene vor Ort – oder:
Die Leuenberger Konkordie als Modell für die Ökumene
der Zukunft?
Priv.-Doz. Dr. Wolfgang Thönissen (kath.)
Geschäftsführer der ACK Baden-Württemberg, Stuttgart

Abschließende Diskussion
(Im Tagungsverlauf waren außerdem an zwei Stellen
moderierte Arbeitsgruppen und Berichte aus den Ar-
beitsgruppen im Plenum angesetzt.)

Zur theologiegeschichtlichen und systematischen (krite-
riologischen) Einordnung der „Gemeinsamen Erklärung“
in die jeweiligen kirchlichen Lehren sagt sie selbst in ih-
ren einleitenden Abschnitten (nach letztem Stand vom
Frühjahr 1997, „Würzburg II“):

*(5) Diese Gemeinsame Erklärung will zeigen, daß aufgrund
des Dialogs die unterzeichnenden lutherischen Kirchen
und die römisch-katholische Kirche nunmehr imstande
sind, ein gemeinsames Verständnis unserer Rechtferti-
gung durch Gottes Gnade im Glauben an Christus zu ver-
treten. Sie enthält nicht alles, was in jeder der Kirchen
über Rechtfertigung gelehrt wird; sie umfaßt aber einen
Konsens in Grundwahrheiten der Rechtfertigungslehre
und zeigt, daß die weiterhin unterschiedlichen Entfal-
tungen nicht länger Anlaß für Lehrverurteilungen sind.
[...]*

*(7) Wie die Dialoge selbst, so ist auch diese Gemeinsame
Erklärung von der Überzeugung getragen, daß eine Über-
windung bisheriger Kontroversfragen und Lehrverurtei-
lungen weder die Trennungen und Verurteilungen leicht
nimmt, noch die eigene kirchliche Vergangenheit des-
avouiert. Sie ist jedoch von der Überzeugung bestimmt,
daß unseren Kirchen in der Geschichte neue Einsichten
zuwachsen und daß sich Entwicklungen vollziehen, die
es ihnen nicht nur erlauben, sondern von ihnen zugleich
fordern, die trennenden Fragen und Verurteilungen zu
überprüfen und in einem neuen Licht zu sehen.*

Mit dem Gesichtspunkt der „Kriteriologie“ setzte sich bei
der Tagung auch der lutherische Theologe Prof. Dr. Dr.
h. c. mult. *Harding Meyer* auseinander. Aus seinen Aus-
führungen dazu und aus seiner abschließenden Bewer-
tung der „Gemeinsamen Erklärung“ sei zitiert:

*Gibt es so etwas wie ein oder „das Zentrum“ der Refor-
mation?*

*Gibt es einen „Kern“, auf den letztlich alles sich bezieht
und bezogen werden muß, wofür die Reformation ein-
trat, besonders gegenüber der damaligen katholischen
Theologie und Kirche? Gibt es das, was man immer wie-
der „das reformatorische Anliegen“ genannt hat? Oder
ist das nur eine – vielleicht sogar eine spätere – gedank-
liche Konstruktion?*

*Katholiken mögen mit einer bejahenden Antwort zögern.
Sie mögen es mit Johannes Paul II. halten, der in einer
seiner Paderborner Ansprachen von „den Kernpunkten*

mehr als drucken

Beratung
Gestaltung
Fotosatz
Desktop-Publishing
Web-Design
Internet-Support
Buchdruck
Offsetdruck

Grafik
GmbH
Druck

Heusteigstraße 66
70180 Stuttgart
Telefax (07 11) 6 45 59 31
Telefon (07 11) 64 55 90
eMail info@grafikdruck.com
<http://www.grafikdruck.de/>

der theologischen Kontroversen des 16. Jahrhunderts“ sprach.

Aus der Sicht der Reformation jedoch, besonders der lutherischen Reformation, ihrer Vertreter und ihrer späteren Anhänger, gibt es in der Tat solch ein „Zentrum“, solch einen „Kern“.

Luther selbst hat das immer und immer wieder gesagt. Er kann dieses Zentrum verschieden bezeichnen. Immer wieder bezeichnet er es als „das Evangelium“. Da jedoch das „Evangelium“, wie er oft sagt, „nichts anderes ist und sein kann als eine Predigt von Christus“, kann es immer wieder heißen, daß „Christus“ – „Christus allein“ – im Zentrum dessen steht, worum es der Reformation geht. Aber besonders verweist Luther, zumal wenn er theologisch redet und argumentiert, auf die „Rechtfertigungslehre“, wie wir heute gemeinhin sagen. Er selbst spricht freilich nicht von einer „Lehre“, sondern vom „Artikel“, und das heißt: vom „Glaubensartikel der Rechtfertigung“. „Christus“ – „Evangelium“ – „Rechtfertigung“ – das sind geradezu Synonyme.

Am bekanntesten ist wohl Luthers Wort aus seiner Auslegung des 130. Psalms (De profundis) von 1532, wo er über den „Artikel von der Rechtfertigung“ sagt: „Wenn dieser Artikel steht, dann steht die Kirche, wenn er fällt, fällt die Kirche“.

Auf diesen Artikel konzentriert sich für ihn der gesamte reformatorische Streit in allen seinen Verästelungen. Hier liegt, wie es bei ihm heißen kann, der „nucleus“, der „Kern“ der Auseinandersetzung mit dem „Papsttum“, d.h. der römischen Kirche seiner Zeit. So sehr liegt hier das Zentrum des reformatorischen Streites, daß Luther in seinem großen Galaterkommentar bekanntlich sagen kann – und er sagt es dort zweimal: „Wenn wir das erlangen, daß anerkannt wird, Gott allein aus lauter Gnade rechtfertigt durch Christus, dann wollen wir den Papst nicht nur auf Händen tragen, sondern ihm auch die Füße küssen“.

Die lutherischen Bekenntnisschriften und damit die lutherischen Kirchen sind Luther darin gefolgt. Sie sprechen von dem Rechtfertigungsartikel als dem „ersten und Hauptartikel“, dem „Hauptpunkt christlicher Lehre“, dem „Meister, Fürsten, Herrn, Lenker und Richter über alle anderen christlichen Lehren“.

Und all diese Aussagen sagen zugleich:

Das, worum es der Reformation geht, ist für sich nicht

etwas Zeit- oder Kontextbedingtes, etwas, das sich irgendwann von selbst überholt oder das in einem anderen Kontext sekundär und unwichtig wäre. Es geht auch nicht lediglich um einen Teilbereich unter anderen Teilbereichen der christlichen Botschaft und des christlichen Glaubens, nicht lediglich um einen „Artikel“ unter anderen „Artikeln“, den man vorübergehend und ohne größeren Schaden auch zurückstellen oder ausblenden könnte. Und schon gar nicht geht es um eine reformatorische „Sonderlehre“, die nur für die Anhänger der Reformation und in partikularen Kirchentümern – nicht über sie hinaus – Geltung beansprucht.

Nein, nicht die evangelische Kirche, sondern „die Kirche steht und fällt“ mit dem Artikel von der Rechtfertigung. Nicht für die Kirche einer bestimmten Zeit oder innerhalb eines bestimmten kulturellen Kontextes, sondern für die Kirche jederzeit und überall ist dieser Artikel von der Rechtfertigung der „erste und Hauptartikel“ des Glaubens. Das ist die Überzeugung der Reformation.

Nur wenn wir so vom „Zentrum der Reformation“ sprechen, sprechen wir richtig von diesem „Zentrum“. Andernfalls reden wir daran vorbei. [...]

Ein letztes Wort zum Ganzen:

In dieser „Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre“ geht es um das Zentrum der Reformation und den Kernpunkt der reformatorischen Auseinandersetzungen, die die Trennung unserer Kirchen zur Folge hatten. Eine Verständigung darüber würde zwar noch nicht geradewegs zur Kirchengemeinschaft zwischen der römisch-katholischen Kirche und den lutherischen Kirchen führen. Aber sie wäre, wie es im letzten Satz der Gemeinsamen Erklärung heißt, ein „entscheidender Schritt zur Überwindung der Kirchenspaltung“ (Nr. 44). Mit Otto Hermann Pesch würde ich sagen: Wenn hier – im Zentrum der Reformation – zwischen Katholiken und Lutheranern Gemeinsamkeit erreicht ist, „dann kann jedenfalls prinzipiell kein anderer Gegensatz zwischen den Kirchen noch länger unüberwindlich sein“.

Die folgenden Textauszüge stammen aus der „Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre“:

(15) Es ist unser gemeinsamer Glaube, daß die Rechtfertigung das Werk des dreieinigen Gottes ist. Der Vater hat seinen Sohn zum Heil der Sünder in die Welt gesandt. Die Menschwerdung, der Tod und die Auferstehung Christi sind Grund und Voraussetzung der Rechtfertigung. Daher bedeutet Rechtfertigung, daß Christus selbst unsere Gerechtigkeit ist, derer wir nach dem Willen des Vaters durch den Heiligen Geist teilhaftig werden. Gemeinsam bekennen wir, allein aus Gnade im Glauben an die Heilstat Christi, nicht aufgrund unseres Verdienstes, werden wir von Gott angenommen und empfangen den Heiligen Geist, der unsere Herzen erneuert und uns befähigt und aufruft zu guten Werken.

(16) Alle Menschen sind von Gott zum Heil in Christus berufen. Allein durch Christus werden wir gerechtfertigt, indem wir im Glauben dieses Heil empfangen. Der Glaube selbst ist wiederum Geschenk Gottes durch den Heiligen Geist, der im Wort und in den Sakramenten in der Gemeinschaft der Gläubigen wirkt und zugleich die Gläubigen zu jener Erneuerung ihres Lebens führt, die Gott im ewigen Leben vollendet.

(17) Gemeinsam sind wir der Überzeugung, daß die Botschaft von der Rechtfertigung uns in besonderer Weise auf die Mitte des neutestamentlichen Zeugnisses von Gottes Heilshandeln in Christus verweist: Sie sagt uns, daß wir Sünder unser neues Leben allein der vergebenden und neuschaffenden Barmherzigkeit Gottes verdanken, die wir uns nur schenken lassen und im Glauben empfangen, aber nie – in welcher Form auch immer – verdienen können.

(18) Darum ist die Lehre von der Rechtfertigung, die diese Botschaft aufnimmt und entfaltet, nicht nur ein Teilstück der christlichen Glaubenslehre. Sie steht in einem wesentlichen Bezug zu allen Glaubenswahrheiten, die miteinander in einem inneren Zusammenhang zu sehen sind. Sie ist ein unverzichtbares Kriterium, das die gesamte Lehre und Praxis der Kirche unablässig auf Christus hin orientieren will. Wenn Lutheraner die einzigartige Bedeutung dieses Kriteriums betonen, verneinen sie nicht den Zusammenhang und die Bedeutung aller Glaubenswahrheiten. Wenn Katholiken sich von mehreren Kriterien in die Pflicht genommen sehen, verneinen sie nicht die besondere Funktion der Rechtfertigungsbotschaft. Lutheraner und Katholiken haben gemeinsam das Ziel, in allem Christus zu bekennen, dem allein über alles zu vertrauen ist als dem einen Mittler (1 Tim 2,5f.), durch den Gott im Heiligen Geist sich selbst gibt und seine erneuernden Gaben schenkt.

Frauen gestalten Kirche: Solidarität ist unsere Zukunft

**Ökumenischer Frauenkongreß,
veranstaltet von 13 Kirchen in Württemberg**

17.–19. Oktober
Ludwigsburg
ca. 1.400 Teilnehmerinnen (und Teilnehmer)

Beteiligte von seiten der Akademie:
(Bereich Öffentlichkeitsarbeit)
Dagmar Mensink

Hauptreferate:
Bischöfin Maria Jepsen, Hamburg
Kultusministerin Dr. Annette Schavan, Stuttgart

„Frauen gestalten Kirche – Solidarität ist unsere Zukunft“ lautete das Motto des Ökumenischen Frauenkongresses, der vom 17.–19. Oktober unter der Beteiligung von 13 württembergischen Kirchen im Forum am Schloßpark in Ludwigsburg stattfand und ein bisher einmaliges Ereignis in der württembergischen Kirchengeschichte darstellt. Die Idee dazu wurde fast drei Jahre zuvor im Büro der Frauenbeauftragten der Evangelischen Landeskirche geboren. Doch schnell entwickelte sie sich zu einem ökumenischen Projekt, bei dem die Ziele unter den Vorbereitenden aus den verschiedenen Kirchen gemeinsam festgelegt wurden. „Wir wollen, daß Frauen sensibilisiert werden, frauenpolitisch zu denken und zu handeln, so daß ihnen bewußt wird: Wir sind die Mehrheit in den Kirchen; daß die vielfältige Arbeit von Frauen nach außen sichtbar wird und daß Kirchenleitungen ermutigt werden, Frauen in Leitungspositionen zu berufen und ein Personalmanagement der Chancengleichheit aufzubauen“, erläuterte die Frauenbeauftragte Gabriele Bartsch das Ergebnis der Beratungen. Signalwirkung sollte der Kongreß sowohl nach innen als auch in die außerkirchliche Öffentlichkeit haben. Daher wurde auch bewußt ein

Ort des öffentlichen Lebens als Veranstaltungsort gewählt.

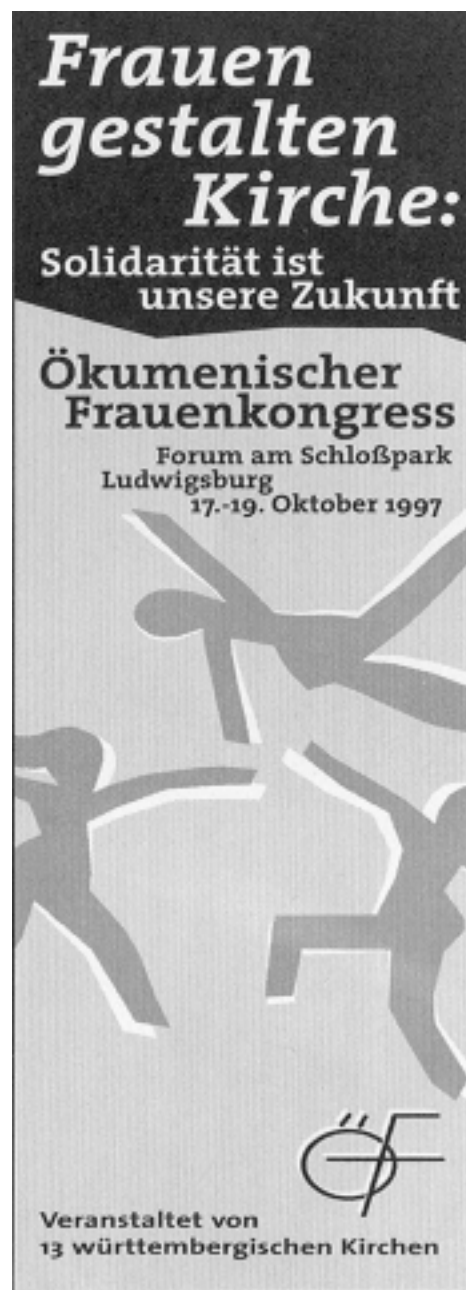
Das Frauenreferat der Akademie verfolgt in seiner Arbeit ähnliche Ziele, und so war es keine Frage, daß sich auch die Akademie an der Vorbereitung des Kongresses beteiligte. Der Schwerpunkt lag hier im Bereich Öffentlichkeitsarbeit, zu der auch die Verbreitung von Kongreß-Informationen innerhalb der Diözese gehörte, und in der Präsentation des Kongresses im Internet, so daß wertvolle Erfahrungen mit dem neuen Medium gewonnen werden konnten. Dies schien um so gebotener, als der Kongreß unter anderem forderte, Frauen aktiv in die Gestaltung der neuen Medien einzubinden, statt sie auf die Zuschauerbank abzudrängen.

Die Vorbereitung unter den katholischen Frauen stellte für sich genommen schon einen wichtigen Baustein für die Frauenarbeit der gesamten Diözese dar, wurde doch erstmals strukturübergreifend an einem gemeinsamen Projekt gearbeitet. Daß das persönliche Kennen nun auch in anderen Dingen einen schnellen Draht erlaubt, ist ein erwünschter Folgeeffekt. Besonders gefreut hat uns, daß die Kirchenleitung des Bistums den Kongreß eindeutig unterstützt hat, was sich nicht zuletzt in der Bewilligung der finanziellen Mittel ausdrückte, über deren Bereitstellung unbürokratisch entschieden wurde – eine in Ergebnis und Stil ermutigende Erfahrung.

Als sich die Kongreßtore öffneten, waren die Plätze bis auf den letzten ausgebucht. 1250 Karten wurden vergeben, mehr als 500 Anfragen mußten abschlägig beschieden werden, was die Veranstalterinnen sehr bedauerten. Daß es in den zweieinhalb Tagen nicht um beschauliche Selbstbestätigung gehen würde, machten schon die eröffnenden Grußworte deutlich, allen voran das von Ordinariatsrätin Therese Wieland, die den Veranstalterinnen kardinalsrote Boxhandschuhe übergab. Die Höhepunkte der ersten beiden Tage bildeten die Hauptvorträge von Ministerin Dr. Annette Schavan, zugleich Vizepräsidentin des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken, sowie von der Hamburger Bischöfin Maria Jepsen. Inhalt und Präsentation beider Vorträge machten zugleich deutlich, wie breit das Spektrum der Anliegen des Ökumenischen Frauenkongresses war und wie stark und wie unterschiedlich die Persönlichkeiten sind, die sie vertreten. Ministerin Annette Schavan schärfte den Zuhörerinnen ein, daß fromm und politisch sein zusammengehörten.

„Das macht die Stärke der Frauen in der Kirche aus, daß sie darum wissen.“ Eindringlich ermutigte sie die Anwesenden, im Arbeitsleben neue Wege einzuschlagen, die die Familienphase nicht zur Sackgasse erklären. „Frauen müssen dazu beitragen, daß modernes Management, kooperatives Führungsverhalten und damit verbundene neue Führungsstile Realität werden.“ Denn die Top-Jobs mit männlichen Ritualen und starren Regeln seien für Frauen in der Regel alles andere als erstrebenswert. Die Rede von Bischöfin Maria Jepsen war geprägt durch eine eindringliche Bildsprache, mit der sie den Frauen „Lust auf Kirche“ vermitteln wollte. Statt mittelalterlicher Vorstellungen und Gewänder, so Frau Jepsen, brauche die Kirche „neue, farbenfrohe Textilien und Texte“. Der katholischen Kirche gestand sie in puncto geistlicher Gleichberechtigung der Frauen noch ein wenig Zeit zu. Wenn die Männer begriffen, daß mit Frauen am Altar der Himmel nicht einstürze, dann werde das sein, „als erwachte Adam zum zweiten Mal“. Denn der biblische Adam habe ja seine Eva als gleichberechtigte Partnerin anerkannt. In einer pluralen Weltkirche sei das Kleid aus vielfältigen Garnen gewoben. Einem Zusammentreffen wie dem Ökumenischen Frauenkongreß komme dabei eine wichtige Indikatorfunktion zu, insofern er auf Knoten, Löcher und Stichstellen im Gewebe des kirchlichen Glaubenslebens hinweisen könne. Maria Jepsen formulierte auf diesem Hintergrund das erweiterte Ziel, dem der Kongreß diene: die Entwicklung einer ökumenischen Solidarität, die Kulturen, Kontinente, Konfessionen, Geschlechter und Altersunterschiede miteinander verbindet. „An Gottes Kleid für die Welt dürfen wir weiterweben und nähen, damit keiner und keine in der Kälte friere, ja erfriere.“ Die Metaphorik Jepsens war begleitet von konkreten Forderungen. So sollten Frauen mindestens vierzig Prozent aller in der Kirche verfügbaren Stellen erhalten.

Höhepunkt des gesamten Kongresses war sicher der große ökumenische Gottesdienst am Sonntagmorgen, den Frauen im ganzen Land live am Fernsehen mitverfolgen konnten. Die Kraft von Musik, Farbe und Symbol war darin ebenso spürbar wie – in einer durchaus umstrittenen Clown-Einlage – die Vision einer Gleichberechtigung von Frauen in kirchlichen Ämtern und die einer gemeinsamen Mahlfeier über konfessionelle Grenzen hinweg. Die Basis des Ökumenischen Frauenkongresses aber bil-



**Frauen
gestalten
Kirche:**
**Solidarität ist
unsere Zukunft**

**Ökumenischer
Frauenkongress**
Forum am Schloßpark
Ludwigsburg
17.-19. Oktober 1997

Veranstaltet von
13 württembergischen Kirchen

dete die intensive Arbeit in den verschiedenen Foren, die den Themenschwerpunkten „Spiritualität – Liturgie – Glaube“, „Arbeit und Wirtschaft“, „Lebensentwürfe und Lebensformen“ sowie „Ökumene“ gewidmet waren und in denen Informationen ausgetauscht und Standpunkte offengelegt wurden. Der Meinungsbildungsprozeß begann nicht erst in Ludwigsburg; schon im Vorfeld des Kongresses wurden Mappen zur inhaltlichen Vorbereitung ausgegeben und in Gemeinden zu einzelnen Themen gearbeitet. „Wo Kirchenleitungen jahrelang Vorbehalte in der Zusammenarbeit ausräumen müssen, setzen Frauen das Bündnis in die Tat um“, freute sich denn auch Dorothee Moser, die als Pfarrvikarin im Büro der Frauenbeauftragten die Geschäftsführung des Kongresses innehatte.

Die einzelnen Foren verabschiedeten Leitlinien, die sich dann das Plenum, der Frauenrat, durch Abstimmung als gemeinsame Forderungen zu eigen machte. Diese Leitlinien wurden am Sonntag den Kirchenleitungen übergeben, die fast alle anwesend waren – für die Moderatorin des Gesprächs, SDR-Fernsehredakteurin Ute Giebel, eine Überraschung und ein Zeichen dafür, daß sie erkannt hätten, „wie wegweisend dieser Kongreß sein wird“. Ein Zeichen, das die Diözese setzte, scheint dies zu bestätigen, denn pünktlich zum Kongreß wurde die Besetzung der Stelle der Frauenbeauftragten bekanntgegeben. Keine Überraschung war hingegen, daß die einzelnen Forderungen auf unterschiedliche Resonanz stießen. So forderte das mit über 300 Teilnehmerinnen größte Forum zum Thema „Mit allen Sinnen feiern: Helfen neue Erfahrungen mit dem Abendmahl/der Eucharistie über alte Gräben hinweg?“ eine gemeinsame Mahlfeier beim Ökumenischen Kirchentag im Jahre 2003. Bischof Renz kommentierte knapp mit „kein Problem!“. Auch Bischof Kasper begrüßte das Anliegen, warnte aber davor, bestehende Unterschiede der Konfessionen einfach nur zuzudecken. Sie müßten wirklich überwunden werden. Sichtlich schwerer taten sich die Kirchenherren mit der Forderung, das Leitbild Ehe als Norm für die Lebensgemeinschaft unter Christen zu relativieren und daneben andere Lebensformen, darunter auch die homosexueller Paare, als gleichberechtigt anzuerkennen.

Während auf der großen Bühne oder in den Foren heiß diskutiert wurde, lief die Arbeit im Pressebüro ebenfalls auf Hochtouren. Fernsehkameras wurden hereinge-

schleppt, Interviewpartnerinnen vermittelt, Pressemeldungen verfaßt und Kaffee getrunken. Zwei Fernsehteams, drei Radiostationen und viele Pressefrauen von regionalen und überregionalen Zeitungen und Zeitschriften begleiteten den Kongreß mit großer Aufmerksamkeit. Für die Teilnehmerinnen wurde des nachts eine Zeitung mit den Ergebnissen des Tages hergestellt, die die Verlagsfrau Eva Hoffmann in Stuttgart souverän und (angesichts der späten Stunden) dankenswert gelassen zusammen mit dem Redaktionsteam im Computer setzte. Was bleibt, nachdem die Mikrofone abgebaut und alle Teilnehmerinnen wieder zuhause sind? Die Veranstalterinnen sind sich einig. Die Arbeit an den Leitlinien geht weiter; derzeit beraten Frauen in den einzelnen Kirchen, wie die nächsten Schritte aussehen könnten. Der ökumenische Horizont gerät dabei nicht aus dem Blick. Gemeinsam ist für den 8. März die Präsentation des Kongreßbandes geplant.

Frauen gestalten Kirche

Solidarität ist unsere Zukunft

Ökumenischer Frauenkongress

Hrsg.: Dorothee Moser / Barbara Schwarz-Sterra

Stuttgart 1998, 219 Seiten ISBN 3-7831-1630,

DM 19,80

„Rein und makellos sei das Weib“

Über die bleibende Wirkung eines alten Bildes

Tagung für Frauen in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Akademie Bad Boll

14.–16. November
Bad Boll
29 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dagmar Mensink
Ruth Habermann, Bad Boll

Referentinnen:
Ebba Drolshagen, Frankfurt a. M.
Gerburgis Feld, Paderborn
Ulrike Metternich, Lörrach
Vera Saller, Zürich

„Rein und makellos sei das Weib“, der Tagungstitel klingt wie ein Relikt aus vergangenen Zeiten. Doch wenn frau genauer hinschaut, erkennt sie, daß alte Vorstellungen darüber, daß eine Frau „rein“ zu sein hat, heute im säkularen Gewand fort dauern. So beobachtete die Frankfurter Autorin Ebba Drolshagen für die Werbung, daß Frauen aus Fleisch und Blut nicht vorkommen. Die Szene wird beherrscht durch andogyne Kindfrauen und Kindmänner. Ebenso wenig paßten Vollblutweib und Karriere zusammen. Eine Fotoreihe bekannter Journalistinnen im Fernsehen ergab, daß auch bei den Frauen inzwischen das Sakko zur Berufskleidung gehört. Damit hat sich ein traditionell männliches Kleidungsstück durchgesetzt. Dieses Äußere setzt sich nach innen hin fort, denn wenn eine Frau Erfolg haben will, sollte sie das spezifisch Weibliche, was den Ablauf stört, tunlichst im Hintergrund halten oder ganz vermeiden. „Menstruieren oder schwanger werden, das darf nicht sein.“ Darum, daß das im Blick auf die Menstruation gelingt, sorgt sich eine ganze In-

dustrie von Produkten der „Frauenhygiene“. Die Bildsprache ist entlarvend. „Damit die Regel sauber und diskret abläuft – da, wo sie passiert“, raunt die freundliche Stimme in der o.b.-Werbung, und die Kamera schwenkt auf eine geschlossene Faust, in der sich – diskret, versteht sich – ein Tampon befindet. Frau hat alles im Griff.

Betrachtet man die Geschichte der Menstruation und ihrer Tabus, wird der Hintergrund solcher Vorschriften deutlich. Die amerikanische Kulturanthropologin Mary Douglas hat in ihren Arbeiten herausgestellt, daß sie vor allem domestizierende Funktion haben. Die Entwertung der Körperlichkeit der Frau dient dazu, sie aus den Zentren sakraler und weltlicher Macht herauszudrängen. Magische Vorstellungen, die sich auf die Bedeutung von Blut beziehen, tun ein übriges und haben sich im allgemeinen Bewußtsein lange gehalten. Das wußten viele Tagungsteilnehmerinnen aus ihrer Jugendzeit zu berichten. „Wenn zu uns ins Haus der Metzger kam und schlachtete, hat er uns Weiberleut immer zuerst gefragt, ob eine ihre Tage hätte. Dann mußte sie herausgehen und durfte weder das Fleisch noch die Wurst berühren. Auch unsere Mutter hat uns darauf aufmerksam gemacht, daß wir während unserer Periode nicht einkochen sollten. Alle Weckgläser gingen wieder auf.“ (Zitiert nach dem auf die Tagung bezogenen Artikel von Anita Rüffer, Badische Zeitung vom 15.12.1997) Interne Vorschriften eines Unternehmens, menstruierende Frauen von der Halbleiterproduktion auszuschließen, zeigen, daß auch die moderne Industriegesellschaft an der Fortschreibung solcher Mythen beteiligt ist.

Auf der individuellen Ebene haben diese negativen Vorstellungen über das spezifisch Weibliche fatale Folgen gehabt. Teilnehmerinnen erzählten, daß sie sich bis heute während ihrer Periode schmutzig fühlen, daß ihnen ihre Blutung von Jugendzeit an das Gefühl einer Unterlegenheit oder sogar Minderwertigkeit vermittelte. Die Vorschriften der Kirche, insbesondere der katholischen, waren daran maßgeblich beteiligt. Generationen von Frauen litten darunter, nach der Geburt eines Kindes „unrein“ zu sein und von dieser Unreinheit erst mit einem besonderen Segen wieder erlöst werden zu können. In Dörfern bestand der Brauch, daß eine Frau bis dahin das Haus nicht verließ. Auch bei der Taufe des Kindes, die ja wenige Tage nach der Geburt stattfand, fehlte sie, denn „sie war ja noch nicht ausgesegnet“. Die Folge: Auch im

Selbstbild vieler Frauen galt alles, was mit Sexualität zu tun hat, als minderwertig.

Daß auch die Forschung davon nicht frei ist, zeigt ein Blick in die Geschichte der Psychoanalyse. Wie hilfreich es sein kann, der Frage nach der Bedeutung von Reinheitsvorstellungen bei Klientinnen nachzugehen, erläuterte Vera Saller aus Zürich. Sie verwies auf den Zusammenhang von Scham und Schuldgefühlen.

Bis heute ist das Verhältnis von weiblichem Körper und Gottesdienst ein spannungsvolles. So mutmaßen nicht wenige, daß der Ausschluß der Frau vom Weiheamt seitens der katholischen Kirche noch immer mit dem Ausschluß der potentiell Unreinen aus dem Raum des Heiligen zu tun hat. Diese Tradition läßt sich bis in die Anfänge der Kirchengeschichte zurückverfolgen. So verfügte Bischof Dionysius von Alexandrien im dritten nachchristlichen Jahrhundert, menstruierenden Frauen den Zutritt zum Altar zu verwehren, und erklärte zur Begründung, es sollte „jeder gehindert werden, zu den heiligen und allerheiligsten Dingen heranzutreten, der nicht an Leib und Seele vollkommen rein ist“.

Lange sahen auch feministische Theologinnen die Wurzel der Diskriminierung in den jüdischen alttestamentlichen Vorstellungen. Gerburgis Feld, die über Menstruationstabus in der Bibel und im frühen Christentum arbeitet, legte bei der Tagung das dahinter liegende Interesse offen: Eine solche Argumentation diene vor allem dazu, die Überlegenheit des Christlichen über das Jüdische herauszustellen und sei eine Variante des Antijudaismus in der christlichen Theologie. Zwar gibt es in der biblischen und rabbinischen Tradition ein ganzes Konvolut von Vorschriften für die Zeit der Menstruation, deren Grundzüge Ulrike Metternich vorstellte. Doch wurde die Unreinheit der Frau im Judentum nicht im Sinne der Abwertung des Weiblichen verstanden. Bis heute begriffen deshalb orthodoxe Frauen, die sich an diese Regeln halten, den vorgeschriebenen Verzicht auf Geschlechtsverkehr auch noch eine Zeit nach der Periode als Bereicherung der Partnerschaft, da er sie dazu nötige, auch andere Kommunikationsformen für Nähe zu entwickeln jenseits der physischen Attraktion. Unreinheit, so Ulrike Metternich weiter, sei der Bibel zufolge ein „Zustand des Fließens“, so daß auch Männer nach einer Ejakulation das rituelle Bad aufsuchen müssen.

Sowohl jüdische als auch christliche Frauen versuchen,

den alten Vorstellungen etwas entgegenzusetzen, indem sie die Tradition weiterschreiben. So entwickeln orthodoxe jüdische Feministinnen in Amerika die alten Reinigungsrituale weiter zu Heilungsritualen nach Verletzungen wie etwa einer Vergewaltigung. Christinnen entdecken neutestamentliche Frauenditionen neu und entwickeln ebenfalls Riten, die die Präsenz des Weiblichen in der Kirche neu zum Ausdruck bringen. Man hat den Eindruck, daß die Sensibilität für diese Fragen in den Religionen ausgeprägter ist als für die Frauenfallen in der säkularen Gesellschaft. Für beide Bereiche aber gilt, daß frau nur verändern kann, was sie auch durchschaut.

*Das Röslein,
das ich meine,
davon Jesaias sagt,
hat uns gebracht
alleine Marie,
die reine Magd.
Aus Gottes ew'gem Rat
hat sie ein Kind geboren,
wohl zu der halben Nacht.*

*...mehr als
drucken...*

■■■■■■ Beratung
■■■■■■ Gestaltung
■■■■■■ Fotosatz
■■■■■■ Desktop-Publishing
■■■■■■ Web-Design
■■■■■■ Internet-Support
■■■■■■ Buchdruck
■■■■■■ Offsetdruck



■■■■■■ Heusteigstraße 66
■■■■■■ 70180 Stuttgart
■■■■■■ Telefax (07 11) 6 45 59-31
■■■■■■ Telefon (07 11) 6 45 59-0
■■■■■■ eMail info@grafikdruck.com
■■■■■■ <http://www.grafikdruck.de/>

■■■■■■ seit 25 Jahren die Druckerei

Zum „Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus“

Das Trauma der Shoa im jüdischen Bewußtsein heute

27. Januar
Weingarten
72 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Leitung:

Dr. Abraham Peter Kustermann
Dagmar Mensink

Referentin/Referent:

Dr. Anat Feinberg, Heidelberg
Dr. Doron Kiesel, Arnoldshain

Das „Trauma der Shoa im jüdischen Bewußtsein heute“ stand im Mittelpunkt der Veranstaltung, zu der die Akademie zusammen mit der Pädagogischen Hochschule Weingarten und der Stadt Weingarten am 27. Januar, dem von Bundespräsident Roman Herzog initiierten Gedenktag für die Opfer des Holocaust, in die Räume der PH einlud.

Für die Kinder und Enkel der Täter- und Opfergeneration ist die Zeit des Nationalsozialismus mehr als ein halbes Jahrhundert nach den Ereignissen nur noch sehr vermittelt zugänglich. Sie sind, wo die Erzählungen in den einzelnen Familien verstummt sind oder nie weitergegeben wurden, auf öffentliche Zeugnisse aller Art angewiesen. Dazu zählen historische Dokumente ebenso wie literarische und filmische Auseinandersetzungen mit dieser Zeit. Eine besondere Bedeutung kommt dabei den Erinnerungen der Überlebenden zu.

Die Forschung über die sogenannte Holocaust-Literatur, die sich mit der Verfolgung und Vernichtung der Juden im Zeitraum von 1933 bis 1945 befaßt, ist noch ein sehr junger Zweig der zeitgenössischen Germanistik. Die Literaturwissenschaftlerin Dr. Anat Feinberg stellte daher ein-

drucksvoll Eigenart und Schwierigkeiten der Interpretation von Werken dieser Literaturgattung heraus. „Im Gegensatz [...] zur historischen Dokumentierung geht es nicht primär oder ausschließlich um die Aufzeichnung der chronologischen Ereignisse, sondern viel mehr um deren subjektive Wahrnehmung. [...] Der Schmerz jedes einzelnen, seine Qualen oder die Gedanken unmittelbar vor dem Sterben tragen das Merkmal des Individuellen“, erläuterte sie. Aus dem persönlichen Erleben heraus formten die AutorInnen ihr spezielles Zeugnis: in Form von Tagebüchern, Memoiren, Gedichten oder fiktionalen Prosawerken. Aus der radikalen Subjektivität der Perspektive resultiert jedoch auch die Problematik dieses Forschungsfeldes. Mit welchen Kriterien ist die Darstellung zu beurteilen, noch dazu von Menschen, die die „Hölle“ des Konzentrationslagers nie erlebt haben? Sind sie überhaupt zu einem Kommentar berechtigt? Es entsteht hier, so Anat Feinberg, unausweichlich der Zusammenhang von Literatur und Ethik. Doch dagegen, daß die Lektüre nur zu einem betroffenen Verstummen seitens der LeserInnen führt, das dann wieder in Verschweigen und Tabu mündet, verwahren sich Überlebende, allen voran Ruth Klüger: „Ihr müßt euch nicht mit mir identifizieren, es ist mir sogar lieber, wenn ihr es nicht tut. [...] Aber laßt euch mindestens reizen, verschanzt euch nicht, sagt nicht von vornherein, das gehe euch nichts an. [...] Werdet streitsüchtig, sucht die Auseinandersetzung!“, appelliert sie vor allem an die weibliche Leserschaft, an die sie sich in ihrem berühmten Buch *weiter leben* besonders wendet. Dieser Appell ist um so dringender, als Untersuchungen gezeigt haben, daß das Trauma der Shoa in vielfältiger Weise auch die Nachgeborenen affiziert, vor allem die Nachgeborenen der Überlebenden.

In Israel kam dieses Thema 1988 breit in die Öffentlichkeit, als der bekannte israelische Sänger Yehuda Poliker und sein Freund Ja'akov Gilad in einem Musikfilm ihre Familiengeschichten als Kinder von Überlebenden offenlegten. Gilads Mutter Halina Birnbaum war zehn Jahre alt, als die Nationalsozialisten Warschau besetzten, und konnte in letzter Minute dem Tod durch Gas entkommen. Yehuda Polikers Vater Jako stammt aus Saloniki, verlor Brüder, Frau und Sohn im Konzentrationslager. Der Sohn trägt den Namen des geliebten Bruders. „Wegen dieses Krieges“ eröffnete die Diskussion in Familien, Schu-

len und Universitäten neu, die Musik des Films – eindringliche Songs wie *kan ha-tachana Treblinka / Hier ist die Haltestation von Treblinka* – liefen monatelang im Radio, bestimmten das Filmfestival in Arad.

Die Jury der Evangelischen Filmarbeit in Deutschland erklärte „Biglal ha-Milchama hahi“ dann zum Film des Monats Januar 1989 und begründete: „Der Film zeigt eindringlich, aber zurückhaltend, überwiegend beschränkt auf die Dokumentation von Gesprächen in den Familien, wie die beiden unterschiedlichen Menschen Jako Poliker und Halina Birnbaum doch in ähnlicher Weise ihre Vergangenheit zu bewältigen versuchen: Sie wiederholen tagtäglich und fast zwanghaft ihre Geschichte, um die Erinnerung, wenn schon nicht loszuwerden, doch wenigstens ertragen zu können. Und die Jüngeren müssen immer wieder zuhören, obwohl sie es eigentlich irgendwann nicht mehr hören wollen. [...] Der Film ist sicher ein Beitrag, Erinnerung wach zu halten; seine Stärke liegt aber vor allem darin, das Tabu der Auswirkungen des Holocaust auf die Kinder der Überlebenden öffentlich zu machen.“ (Filminformation der Jury, hg. vom Fachreferat Film und AV-Medien im Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik e. V., Frankfurt a. M.) Als ein solcher kann dieser Musikfilm auch ein Beitrag sein, die Nachgeborenen der Täter und der Opfer miteinander ins Gespräch zu bringen.

*Dan Pagis, Anweisung zur Flucht über die Grenze.
Aus dem Hebräischen von Anne Birkenhauer.
Straelener Manuskripte 10, 1990, S. 7
(von Anat Feinberg im Vortrag interpretiert).*

*Erfundener Mensch, fahr los.
Hier ist der Paß,
du darfst dich
auf keinen Fall erinnern.
Du mußt den Aufgaben
entsprechen:
Deine Augen sind schon blau.
Flieh nicht mit
den anderen Funken
durch den Schornstein
der Lokomotive.
Du bist ein Mensch,
sitzt im Waggon –
setz dich richtig hin,
der Mantel ist doch anständig,
der Körper in Ordnung,
der neue Name bereits
in deiner Kehle.
Fahr los.
Du darfst auf keinen Fall
vergessen.*

„So sind unsere Herzen bedrückt und alle Tage ein bißchen mehr“

Lesung aus Victor Klemperers Tagebüchern mit zeitgenössischen Dokumenten 1933–1945

in Zusammenarbeit mit der Israelitischen Religionsgemeinschaft in Württemberg

27. Juli
Stuttgart-Hohenheim
96 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dagmar Mensink
Roman Mandelbaum, Stuttgart

Es lasen:
Ulrike Goetz, Stuttgart
Rudolf Guckelsberger, Stuttgart

Textzusammenstellung:
Christof L. Diedrichs, Berlin

Zu fünf Stunden gesprochenem Wort an einem heißen Sommernachmittag bei geschlossenen Jalousien einzuladen, ist das nicht purer Wahnsinn? Lernt doch jede(r) Praktikantin beim Funk, daß ein anspruchsvoller gesprochener Beitrag nicht länger als drei Minuten sein sollte. Auch die Printmedien haben (von konservativen Ausnahmen einmal abgesehen) unter dem Druck sinkender Verkaufszahlen zähneknirschend zugestanden, daß Bleiwüsten der Philosophie von gestern angehören und ein überzeugendes Zeitungsdesign, das den weißen Raum zwischen dem Schwarz als Gestaltungselement begreift, Teil ihres Produktes ist. Zugegeben: Eine solche Veranstaltung, zu der die Akademie erstmals gemeinsam mit der Israelitischen Religionsgemeinschaft in Württemberg eingeladen hatte, war ein Wagnis. Aber sie geriet den Veranstalterinnen zum Lehrstück, daß das gesprochene

Wort, wenn Inhalt und Präsentation stimmen, noch immer Menschen in den Bann ziehen kann, wider die Regeln der modernen Mediengesellschaft.

Dem weißen Raum zwischen den Buchstaben entsprachen an jenem Nachmittag in Hohenheim die kurzen Pausen zwischen den Passagen, die Ulrike Goetz und Rudolf Guckelsberger aus den Tagebüchern von Victor Klemperer vorlasen, denn sie gaben den Zuhörenden Gelegenheit, das soeben Gehörte mit den eigenen Gedanken zu verknüpfen.

„So sind unsere Herzen bedrückt und alle Tage ein bißchen mehr“, notierte Klemperer am 2. September 1938 in sein Tagebuch. Der Satz spiegelt die Haltung, mit der er sein persönliches Leben in dieser Zeit festhielt. Die minutiösen Beschreibungen, die von genauer Beobachtung zeugen, sind gepaart mit der fast aristokratischen Zurückhaltung eines deutschen Intellektuellen, dessen Geist oft dem Ungeist, dem er begegnete, nichts entgegensetzen hatte. So bat Klemperer nach seiner Verhaftung wegen fehlender Verdunkelung darum, man möge ihm seine beschlagnahmte Brille zurückgeben und Bleistift und Papier. Acht Tage Haft schreckten ihn nicht so sehr wie die Vorstellung, acht Tage ohne das gewohnte Medium auskommen zu müssen. Doch er erntete nur Hohn und Spott.

An anderen Stellen erschrickt man als Hörende heute fast über die Diskrepanz, wenn in aller Ausführlichkeit die Sorge um Führerschein und Auto beschrieben wird, während sich „draußen“ die nationalsozialistische Herrschaft unaufhaltsam weiter festigen kann. Denn in der von dem Germanisten und Kunsthistoriker Christof L. Diedrichs aus Berlin zusammengestellten Textkollage fahren dem Tagebuchsreiber immer wieder programmatische Äußerungen seitens der Herrschenden in die Parade, deren Pathos durch den Kontrast zu dem filigranen Schreibstil Klemperers noch grober wirkt. Bilder des offiziellen nationalsozialistischen Deutschland, wie etwa das durch die Diaprojektion überlebensgroße Profil eines muskelgestählten arischen jungen Mannes, tun ihr übriges.

Mit dem gleichen chronistischen Ton wie zu Beginn beschreibt Klemperer auch den Verlauf der Kriegszeit: die Zunahme der Diskriminierung und Entwürdigung, der die jüdischen Bürger der Stadt ausgesetzt waren, die permanente Angst vor Deportation, die erfolgte Deportation anderer, die Reaktionen auf Informationen über Hun-

ger und Vernichtung, den Selbstmord, um diesem Schicksal zuvorzukommen. Bei den Zuhörenden wuchs die Spannung manchmal bis ins Unerträgliche, spürte man aus der Perspektive der Rückschau auf die Ereignisse doch überdeutlich, wie sich die Schlinge Schritt für Schritt weiter zuzog. Die Relecture der Tagebuchnotate, die eine Chronik des Alltags im Nationalsozialismus ergeben, führte Satz für Satz vor Augen, daß das große Räderwerk des Nationalsozialismus aus vielen kleinen Bausteinen bestand. Gerade weil die Schilderungen Klemperers des Monumentalen entbehren, sind sie so erschütternd. Als nach insgesamt sechs Stunden Veranstaltungsdauer Rudolf Guckelsberger mit der Schilderung des Bombardements von Dresden, das Klemperer und seiner Frau das Tor zur Freiheit öffnete, die Lesung beschloß, konnte man im Saal eine Stecknadel fallen hören. Und erst als die Lesenden zu verstehen gaben: „Das war’s“, löste sich die Spannung in Applaus.

Der Genozid in der modernen Geschichte

Wissenschaftliches Kolloquium
mit dem Arbeitskreis Historische Friedensforschung,
der Bibliothek für Zeitgeschichte, Stuttgart,
und dem Hamburger Institut für Sozialforschung

28.–30. November
Stuttgart-Hohenheim
78 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dieter R. Bauer
Prof. Dr. Stig Förster, Bern
Prof. Dr. Gerhard Hirschfeld, Stuttgart

Referentinnen/Referenten:

Prof. Dr. Taner Akçam, Hamburg
Prof. Dr. Bernd Bonwetsch, Bochum
Dr. Marie-Janine Calic, Ebenhausen
Prof. Elisabeth Domansky, Bloomington
Prof. Dr. Norbert Finzsch, Hamburg
Hannes Heer, Hamburg
Prof. Dr. Manfred Henningsen, Honolulu
Prof. Dr. Ulrich Herbert, Freiburg i. Br.
Prof. Ben Kiernan, New Haven
Prof. Robert Melson, West Lafayette
Dr. Reinhard Merkel, Hamburg
Prof. Dr. Jan Philipp Reemtsma, Hamburg
Dr. Christian P. Scherrer, Kopenhagen
Prof. Dr. Trutz von Trotha, Siegen
Dr. Michael Zimmermann, Essen

Die NEUE ZÜRCHER ZEITUNG berichtete
am 22. Dezember 1997:

Mörderische Moderne

Der Genozid in der Geschichte – eine Tagung in Stuttgart

Unter den vielen Gesichtern des an Grausamkeiten reichen 20. Jahrhunderts zählt der staatlich begangene Genozid zu den besonders abstossenden Fratzen. Wieso kehrte der Völkermord, für Jahrhunderte in die koloniale Peripherie abgedrängt, nach Europa zurück, und wieso eignet diesem (schon in der Antike vorkommenden) Phänomen in der der Rationalität verpflichteten Moderne eine ungekannte „Dynamik“? Diese und andere Fragen wurden unlängst unter Leitung von Stig Förster (Bern) und Gerhard Hirschfeld (Stuttgart) in der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart diskutiert [...].

Der Sinn des Vergleichs ist dabei weder das Aufrechnen verschiedener Genozide gegeneinander noch die verharmlosende Relativierung des nationalsozialistischen Judenmords, sondern der Versuch, den Holocaust besser zu begreifen, der neben dem Massaker an den Armeniern im Ersten Weltkrieg als paradigmatischer Völkermord gelten muss. Der Begriff „Genozid“ ist freilich in mehrfacher Hinsicht problematisch. Auf Überlegungen des polnisch-amerikanischen Völkerrechtlers Lemkin zurückgreifend, definierte die UNO 1948 eine Handlung als Völkermord, „die in der Absicht begangen wird, eine nationale, ethnische, rassische oder religiöse Gruppe als solche ganz oder teilweise zu vernichten“, sei es durch direkte

Tötung, Schaffung tödlicher Lebensbedingungen, Verschleppung oder zwangsweise Unterdrückung von Geburten.

Der Terminus „Genozid“ ist also ein juristischer Begriff, der im Hinblick auf einen konkreten Vorgang, die systematische Ermordung der europäischen Juden im Zweiten Weltkrieg, formuliert wurde. Er erweist sich daher häufig als definitiv-fallische Falle, weil er zugleich zu weit und zu eng gefasst ist. Auf den Druck der Sowjetunion hin wurde beispielsweise die Verfolgung eines Kollektivs aus politischen Gründen ausgenommen. Die von Bernd Bonwetsch (Bochum) vorgetragene These, dass in der UdSSR Stalins zwar ganze Gruppen – etwa die Kulaken, die Kaukasusvölker, die Juden – als solche verfolgt worden seien, der Massentod im Gulag aber dennoch nicht als Genozid zu werten sei, rief vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Debatte um das „Schwarzbuch des Kommunismus“ heftigen Widerspruch hervor. Zu Recht verwies Bonwetsch allerdings darauf, dass man sich nicht von der eigentlichen, der noch immer unbeantworteten Frage ablenken lassen dürfe: Worin gründete diese extreme Unmenschlichkeit des Sowjetstaates, der ohne ursprüngliche Mordabsicht Millionen Menschenleben auf dem Gewissen hat?

Ein weiteres Problem der juristischen Genozid-Definition ist, dass die Absicht des Täters zur Begehung eines Völkermords nachgewiesen werden muss. Die komplexe historische Realität ist damit allerdings nur selten zu erfassen. Wie Ulrich Herbert (Freiburg) am Beispiel des nationalsozialistischen Judenmords ausführte, hatte die deutsche Besatzungspolitik 1941 nach dem Überfall auf die Sowjetunion eine mörderische Situation geschaffen, die schliesslich zur Bestätigung einer international zunächst nicht vorhandenen Tötungsabsicht führte. Die Schwierigkeiten, solche Verbrechen mit Hilfe juristischer Formeln zu erfassen, zeigen auch die Haager Prozesse gegen Kriegsverbrecher im ehemaligen Jugoslawien, in denen spitzfindige Überlegungen darüber angestellt werden müssen, ob eine Anklage wegen Genozids oder wegen der weiter definierten Verbrechen gegen die Menschheit eher zur gewünschten Verurteilung der Täter führe.

Durch die Fixierung der Öffentlichkeit auf den Begriff „Genozid“ setzt auch bisweilen ein befremdlicher Wettlauf ein, möglichst jedes Massenverbrechen als Völkermord anzuerkennen, als ob die Bewertung eines Massakers als „normales“ Kriegsverbrechen eine Verhöhnung der Opfer sei. So lässt sich bis heute trefflich – wenngleich fruchtlos – darüber streiten, ob die weitgehende Ausrottung der nordamerikanischen Indianer oder die Vernichtung ganzer Völker in den Kolonialkriegen nun als Genozid zu gelten haben oder nicht. Die von Ben Kiernan (Yale) geschilderte Schreckensherrschaft der Roten Khmer in Kambodscha ist ein Beispiel dafür, wie sehr sich politische und rassische Gründe für Massenmord vermischen können. 1,7 von insgesamt 7,9 Millionen Kambodschanern fielen der kommunistischen Utopie einer klassenlosen

Agrargesellschaft zum Opfer, doch auch dieser Massenmord im Namen einer egalitären Gesellschaftsvision kannte eine ethnisch definierte Opferhierarchie: Die chinesischen, vietnamesischen und muslimischen Minderheiten wurden fast vollständig ausgelöscht. Wer vermag hier „Rassenkampf“ und „Klassenkampf“ zu trennen?

Ein weiteres Dilemma: Die Schilderung eines Genozids aus der Täterperspektive schreibt ungewollt die entindividualisierende Opferrolle fest. Andererseits birgt die Umkehrung der Blickrichtung die Gefahr, jene „Logik“ in Gang zu setzen, derzufolge es doch irgend etwas mit den Opfern auf sich gehabt haben müsse, was ihr Schicksal verständlich oder zumindest erklärlich mache. Der Schlüssel zum Verständnis der dehumanisierenden „Logik“ eines Genozids liegt jedoch bei den Tätern.

Wenn ein Staat seine Aufgabe, das menschliche Zusammenleben so zu regeln, dass die Gewaltausübung minimiert wird, ins Gegenteil wendet, indem er selbst eine zuvor kenntlich gemachte Opfergruppe systematisch tötet oder ihren Tod billigend in Kauf nimmt, ist jener Zivilisationsbruch erreicht, dessen Verhinderung gerade der Kern aller Politik, das heißt des auf ein Gemeinwesen bezogenen Verhaltens, sein sollte. Die von Jan Philipp Reemtsma (Hamburg) skizzierten Wege in diesen Abgrund sind vielfältig und können durchaus in einer humanistischen oder eschatologischen Rhetorik der zeitlich oder räumlich „leider noch“ unumgänglichen Gewaltanwendung begründet sein. Doch von der Denkfigur des „Welche Untat begingen wir nicht, um zukünftige Untaten zu verhindern“ ist es bisweilen nur ein kleiner Schritt zur aktiven Bejahung der Gewalt als konstitutives Element, nicht bloss als unvermeidliche Nebenerscheinung der Politik. Die von Manfred Henningsen (Universität Hawaii) aufgeworfene Frage, ob auch demokratische Staaten einen Genozid begehen könnten, bleibt beunruhigend; dass Zivilgesellschaften dagegen gefeit seien, ist nicht mehr als eine Hoffnung, von der zu wünschen bleibt, dass ihr Gegenteil nie zur Gewissheit wird.

Christoph Jahr



Bursenreliquiar aus Ennabeuren (um 700)

Die Alamannen und das Christentum

Wissenschaftliche Studientagung
in Zusammenarbeit mit dem Schwäbischen Heimatbund
und der Universität Tübingen

17.–20. Juli
Stuttgart-Hohenheim
116 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dieter R. Bauer
Prof. Dr. Sönke Lorenz, Tübingen
Prof. Dr. Barbara Scholkmann, Tübingen

Der südwestdeutschen Landesgeschichte in besonderer Weise verpflichtet, konnte die Akademie, speziell deren Referat Geschichte, an einem Großereignis des Jahres 1997 in Stuttgart auf keinen Fall vorübergehen: *DIE ALAMANNEN – Landesausstellung Baden-Württemberg*.

In enger Kooperation mit dem Institut für Geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften sowie dem Lehrstuhl für Archäologie des Mittelalters an der Universität Tübingen und unter Beteiligung des Schwäbischen Heimatbunds wurde eine Wissenschaftliche Studientagung konzipiert, durch die ein zentraler Aspekt des Gesamtkomplexes näher beleuchtet, wissenschaftlich bearbeitet und diskutiert werden sollte: *Die Alamannen und das Christentum*. In enger Verbindung zur Ausstellung ging es um intensive Beschäftigung mit einer für die Geschichte Südwestdeutschlands grundlegenden Thematik.

Die Begegnung der Alamannen mit der christlichen Religion und ihr Übertritt zum Christentum in einem allmählich sich vollziehenden Prozeß stellen einen Vorgang von großer Tragweite dar, der die weitere Geschichte Alamanniens nachhaltig mitgestaltet hat und bis in die Gegenwart hinein prägt. Schriftliche und materielle Zeugnisse ermöglichen es, den Prozeß der Verchristlichung nachzuvollziehen – das heißt, die Begegnung der vorchristlichen religiösen Vorstellungen mit dem Christentum der Spätantike ebenso zu verfolgen wie die allmähliche Zuwendung der Alamannen zur christlichen Religion. Insbesondere die archäologischen Quellen – Bestandteile der Grabausstattung mit religiösem Sinngehalt, speziell mit Darstellungen aus der Bildwelt des Christentums, wie auch die Überreste früher Kirchenbauten, die in neuerer Zeit bekannt geworden sind – haben zu neuen Erkenntnissen geführt.

Die wesentlichen Elemente des Vorgangs der Christianisierung, die zeitliche Dimension der Ausbreitung des Christentums und Fragen einer „Transformation“ des spätantiken Christentums in der Begegnung mit einer „paganen“ Religiosität wurden im Rahmen der Studientagung beleuchtet und diskutiert. Beiträge zur politischen Geschichte der Alamannen, zur Besiedlungsentwicklung und -struktur, zum Wirtschafts- und Sozialgefüge stellten Raum und profanes Umfeld dar, in dem sich der Prozeß des Glaubenswandels vollzog.

Programm:

Die Alamannen und das Christentum im Spiegel der Schriftquellen

Prof. Dr. Sönke Lorenz, Tübingen

Ethnogenese, Struktur und Verfassung der Alamannen vor 500

Prof. Dr. Dieter Geuenich, Duisburg

Alamannische Besiedlungsgeschichte nach archäologischen Quellen

Dr. Michael Hoeper, Freiburg i. Br.

Die Entwicklung der Grundherrschaft bei den Alamannen

Prof. Dr. Thomas Zotz, Freiburg i. Br.

Vorchristliche und christliche Bildwelt

Prof. Dr. Helmut Roth, Bonn

Besuch der Ausstellung *Die Alamannen*

Begegnung einer elaborierten mit einer „einfachen“ Religion:

Der Transformationsprozeß des Christentums im Frühmittelalter

Prof. Dr. Arnold Angenendt, Münster

Christentum und pagane Religiosität in Pactus und Lex Alamannorum

Prof. Dr. Ruth Schmidt-Wiegand, Münster

Spätantikes Christentum und das Kontinuitätsproblem nach archäologischen Quellen

Dr. Carola Jäggi, Basel

Die Eigenkirche: Grundelement der Kirchenstruktur bei den Alamannen?

Prof. Dr. Wilfried Hartmann, Tübingen

Neue archäologische Aspekte zur Christianisierung der Alamannen

Prof. Dr. Horst Wolfgang Böhme, Marburg

Die Goldblattkreuze als Zeichen der Christianisierung

Prof. Dr. Matthias Knaut, Berlin

Frühe Kirchen Alamanniens

Prof. Dr. Barbara Scholkmann, Tübingen

Eintritt in den abendländischen Kulturkreis:

Ende einer eigenständigen alamannischen Kultur?

Statements – Podiumsgespräch – Schlußdiskussion

Leitung: Martin Blümcke, Stuttgart (Schwäbischer Heimatbund)

mit Statements von

Dr. Franz Höllinger, Graz (Auswirkungen frühmittelalterlicher Christianisierung auf spezifische religiöse Verhaltensweisen und Haltungen zu Kirche bis heute)

Dr. Gustav Schöck, Stuttgart (Mehr als Mundart und Fastnacht: das Alemannische in Südwestdeutschland)

Dr. Ingo Stork, Stuttgart (Alamannien: Gegenstand heutiger Faszination und denkmalpflegerischer Auftrag)

Eine Tagungsdokumentation ist in Vorbereitung.



Martinus-Siegel aus dem Stift Sindelfingen (1477)

Martin von Tours († 397)

Zum 1600-Jahr-Gedenken des Diözesanpatrons

Studientagung in Zusammenarbeit mit dem Geschichtsverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart

10.–14. September
Weingarten
93 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer
Prof. Dr. Hubert Wolf, Frankfurt a. M.

In diesem Jahr feiern wir den 1600. Todestag unseres Diözesanpatrons, des heiligen Martin von Tours. Mit diesem Martinsjahr wollen wir in unserer Diözese die Vorbereitung auf das Große Jubiläum des Jahres 2000 beginnen. Die gesamte Kirche macht sich in diesen Jahren auf den Weg, um im Blick auf die Jahrtausendwende sich neu auf Jesus Christus zu besinnen. Er ist Ursprung und Mitte unseres christlichen Glaubens. Nur wenn wir uns auf ihn besinnen, finden wir den Weg, um unsere Kirche zu erneuern. Dazu brauchen wir Vorbilder, Menschen, an deren Leben wir konkret ablesen können, was es heißt, Christ zu sein und als Christ in der Welt zu wirken. Kaum ein anderer kann uns dies so eindringlich zeigen wie Martin. Darum stellen wir dieses Martinsjahr unter das Motto: „Christus erkennen“. [...]

Martin von Tours wurde zu Beginn des vierten Jahrhunderts im heutigen Ungarn in einem heidnischen Elternhaus geboren. Ähnlich unserer Zeit war dies eine Epoche ungeheurer Umbrüche. Die damalige Welt war aus den Fugen geraten. Das Römische Reich brach innerlich und äußerlich unter dem Ansturm der neu aufstrebenden Germanenvölker zusammen; das alte Heidentum war am Ende. Die Kirche – gerade erst der Zeit der Verfolgung entkommen – wurde zu einer prägenden Macht, aber sie war zerstritten und von inneren Konflikten um den wahren Glauben an Jesus Christus erschüttert.

In dieser Situation des Niedergangs war Martin eine der herausragenden Lichtgestalten, welche den Menschen aus dem Glauben neu Orientierung geben konnten. Damit hat Martin auf die Menschen seiner Zeit einen überwältigenden Eindruck gemacht. Bis heute ist er im Bewußtsein der Menschen lebendig geblieben; das zeigen zahlreiche volkstümliche Bräuche. Allein schon die etwa 80 Martinskirchen in unserer Diözese bezeugen die Bedeutung und die Verehrung, welche diesem Heiligen in unserem Land zuteil wurde.

So beginnt Bischof Dr. Walter Kasper seinen „Brief an die Gemeinden der Diözese Rottenburg-Stuttgart zur österlichen Bußzeit 1997“ unter dem Titel „Christus erkennen. Botschaft und Vorbild des heiligen Martin für uns heute“. Ein Jahr vielfältiger Aktivitäten um den heiligen Bischof, orientiert an ihm als ein der ganz großen Gestalten christlichen Glaubens, wurde damit „eingeläutet“. Es lag daher nahe, die gemeinsame Studientagung von Geschichtsverein und Akademie der Diözese Rottenburg-

Stuttgart in diesem Jahr Martinus zu widmen – dies um so mehr, als die Veranstaltung, wie alle ihre 16 Vorgängerinnen, in Weingarten auf dem *Martinsberg* stattfand. Seit rund 1300 Jahren wird der heilige Martin hier in Altdorf-Weingarten verehrt; er ist Patron der Klosterkirche. Ein facettenreiches Bild des historischen Martin, des Bischofs von Tours in seiner Zeit, seines Wirkens und seines geschichtlichen Nachwirkens wurde vor Augen gestellt.

Programm:

Martin von Tours und sein Hagiograph Sulpicius Severus
Spuren für eine Biographie
Prof. Dr. Karl Suso Frank, Freiburg i. Br.

Zwischen Stadt und Land: Christentum im spätantiken Gallien – Ein gesellschaftliches und kirchliches Koordinatensystem für das Wirken Martins
Prof. Dr. Jochen Martin, Freiburg i. Br.

Martin von Tours, der Episkopat seiner Zeit und die Funktion des spätantiken Bischofs
Christoph Müller, Freiburg i. Br.

Martin von Tours und die Liturgie seiner Zeit
Prof. Dr. Andreas Heinz, Trier

Martins Rolle in der Sicht seiner Nachfolger (von Briccius bis Gregor von Tours)
Dr. Martin Heinzlmann, Paris

Kleines Orgelkonzert
Franz Raml, Ochsenhausen

Typus eines Heiligen
Martin als Gottesmann
Prof. Dr. Arnold Angenendt, Münster

Schutzpatron von Königen
Formen und Funktionen politischer Martins-Verehrung
Prof. Dr. Klaus Schreiner, Bielefeld

Martinskirche, Martinkloster, Martinskult in Altdorf-Weingarten
Prof. Dr. Norbert Kruse, Weingarten

Ikonographie der Martinsdarstellung
Wolfgang Urban, Rottenburg

Der heilige Martin im Brauchtum (Lucerna-Perikope)
Prof. Dr. Werner Mezger, Freiburg i. Br.

Martinus – Patron der Diözese Rottenburg-Stuttgart
Domkapitular Prälat Dr. Werner Grob, Rottenburg

Der heilige Martin im Kontext frühmittelalterlicher Patrozinien in Südwestdeutschland
Prof. Dr. Franz Quarthal, Stuttgart

Schlußdiskussion

Festlicher Gottesdienst
in der Basilika St. Martin Weingarten
mit Abt Dr. Lukas Weichenrieder

Ein Großteil der Beiträge wird im übernächsten Band des Rottenburger Jahrbuchs für Kirchengeschichte (18/1999) erscheinen.

Wenn einer den griechischen Titel des „Großheiligen“ verdient, dann Martin von Tours! In ihm leuchtet die Einheit des Römischen Reiches und Europas auf, die Kraft des Mönchtums und des Bischofsamtes, die Liebenswürdigkeit der Volksfrömmigkeit und des Brauchtums.

Theodor Schnitzler

*Mantelteilung
(Oberschwäbischer Meister, um 1440,
Diözesanmuseum Rottenburg)*





Titelminiatur der *Dialoge Gregors d.Gr.* (romanisch /Ausschnitt)

Hagiographie im Kontext

Wissenschaftliche Studientagung

10.–13. April

Weingarten

44 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

PD Dr. Klaus Herbers, Tübingen

Referentinnen/Referenten:

Dr. Monika Balzert, Stuttgart

PD Dr. Helmut Flachenecker, Eichstätt

Prof. Dr. Michael Goodich, York/Toronto

Dr. Stephanie Haarländer, München

Dr. Christian Krötzel, Tampere

Dr. Maiju Lehmijoki, Boston

Dr. Annette B. Mulder-Bakker, Groningen

Dr. Hedwig Röckelein, Hamburg

Friederike Sauerwein, Hamburg

Prof. Dr. Bernhard Schimmelpfennig, Augsburg

Dr. Gabriela Signori, Bielefeld

Dr. Ursula Swinarski, Küsnacht

Dr. Silke Tammen, Hamburg

Prof. Dr. Werner Williams, Augsburg

Hagiographische Quellen finden schon seit einiger Zeit in ganz verschiedenen historisch arbeitenden Disziplinen zunehmend hohes Interesse und werden unter den denkbar unterschiedlichsten Fragestellungen genutzt. Die Diskussion um die Möglichkeiten einer angemessenen Auswertung ist seither nicht abgerissen; sie findet in Deutschland unter anderem im „Arbeitskreis für hagiographische Fragen“, der an der Akademie angesiedelt ist, ein Forum.

Unter dem Thema „Hagiographie im Kontext“ sollten in einem etwas systematischeren Zusammenhang Fragen aufgegriffen werden, die sich in den vergangenen Jahren immer wieder stellten – zunächst auf der Ebene der Überlieferung und Verbreitung: Mit welchen Werken wird z.B. eine hagiographische Schrift überliefert? Welche Rolle spielt der Überlieferungszusammenhang für die Wirkung oder Veränderung dieser Schriften? ... – Darüber hinaus ging es aber auch um das Wirken im „real“-geschichtlichen Umfeld; die politische Instrumentalisierung von Heiligenkulten ist nur die bekannteste Form solchen Zusammenwirkens. Verschiedene Formen und Mechanismen wurden vorgestellt und diskutiert – mit dem Ziel, die unterschiedlichen Phänomene weiter systematisieren und in ein Gesamtbild einordnen zu können.

Überlegen Sie zu Konzeption und Zielvorstellung entwickelte Klaus Herbers in seinem grundlegenden Einführungsreferat. Daraus nachfolgend eine längere Passage: *Die „Sorge um den rechten Text“ – so ist mehrfach von seiten der Editoren – am eindringlichsten von H. Fuhrmann – das Hauptanliegen einer kritischen Aufbereitung von Texten formuliert worden. Die Sorge um den rechten Kontext könnte unser Motto für die nächsten Tage werden. Was heißt das konkret?*

„Hagiographie und Kontext“: Dieser Titel, Rahmen für unsere gemeinsame Arbeit, hatte in der Vorlaufphase zumindest etwas Gutes: Er regte an, nach- und weiterzufragen. Ist es nicht trivial, daß Hagiographie ebenso

wie jede andere Form der Verschriftlichung an einen Rahmen, an den Kontext, gebunden ist? Keine Schrift entsteht aus dem Nichts und wirkt im Nichts. Das Umfeld, wenn dies denn mit Kontext gemeint sein sollte, ist immer zu berücksichtigen; so ein methodischer Grundsatz, der im Grunde für alle Disziplinen gilt, die an unserem Kolloquium beteiligt sind. Was kann also genauer gemeint sein? Es war nicht immer ganz leicht, bei den diversen Nachfragen mit wenigen Sätzen zu verdeutlichen, welche spezifischen Fragestellungen und Forschungsperspektiven unter dem Titel „Hagiographie und Kontext“ angesprochen sein könnten.

Weiter reichten wahrscheinlich die spontanen Assoziationen derjenigen, die seit 1994 an den kürzeren, thematisch freier gestalteten Arbeitstagen unseres Kreises teilgenommen hatten. Hier reifte ja der gemeinsame Plan, in Abständen von zwei bis drei Jahren unter einem relativ breit gefaßten Thema einige Probleme aufzugreifen und systematischer anzugehen, die sich während der bisherigen Arbeitssitzungen ergeben hatten. [...]

Die Begriffe

„Kontext“, fast ein Modebegriff. Ist er für unsere Fragen und Ziele spezifisch genug? Über die Tauglichkeit müssen wir am Tagungsende erneut sprechen. Bei der ersten Formulierung des Themas verwendeten wir wohl alle noch den Terminus Kontext relativ naiv, etwa im Sinne von Zusammenhang. Als erster Ausgangspunkt nicht schlecht, trotzdem ist nun eine klarere Begrifflichkeit gefragt.

„Contextus“ und „textus“ gehören zusammen. Ludolf Kuchenbuch arbeitet inzwischen – vor allem begriffsgeschichtlich – zum Terminus „textus“ und trug erste Überlegungen beim Historikertag in Leipzig 1994 vor. Seine noch unpublizierten Ergebnisse, die er mir zur Verfügung stellte, versprechen vielfältige Aufschlüsse. Wir wissen, wie sehr die Textmetapher dem handwerklichen Vorgang des Webens verpflichtet ist: „texere“ und davon abgeleitet „textum“ bzw. „textus“ bezeichnen in der Antike noch fast ausschließlich „weben“, „flechten“ oder dann substantiviert das „Gewebe“, das „Geflecht“. Erst in zweiter Bedeutung verzeichnet Georges' Lateinisches Wörterbuch „textus“ auch als Darstellung, Inhalt, oder als „Text“ im heute gängigen Sinn: „textus“ bezieht sich dann auf das „Gewebe der Rede“. D.h.: Die Aufeinander-

folge der Argumente, der Gedanken konstituiert, was man als „textus“ bezeichnet. Belege mit dieser Konnotation bleiben allerdings bis in die Karolingerzeit noch ausgesprochen selten – nach der ersten Sichtung Kuchenbuchs scheinen sie in Heiligenviten oder Mirakelsammlungen überhaupt zu fehlen. Bis in diese Zeit diente „textus“ jedenfalls nicht als zentraler Begriff. Nur andeutungsweise entwickelte sich „textus“ zu einem Ordnungsbild, unter dem ein „Muster“ verstanden werden kann.

Wenn aber das mittelalterliche „textus“ immer noch die Gewebemetaphorik transportierte, dann ist „contexere“, abgeleitet auch der „Kontext“, fast pleonastisch, eigentlich unnötig. Aber: Es gibt „contexere“, auch „contexte“, „contextim“ sowie „contextus“ sogar schon im klassischen Latein. Habe ich die Belege richtig rezipiert, so geht es vor allem um die Aneinanderreihung von Lage an Lage, das Zusammenfügen von Schicht um Schicht. Das heißt: Ich knüpfe an etwas an, ohne in das schon Gewobene, den „textus“, das „textum“, unbedingt einzugreifen, aber doch in engem Kontakt mit dem Vorliegenden, mit dem bereits Ge- und Verwobenen. Georges übersetzt dann auch „contextus“ mit Zusammenfügung, Zusammensetzung und in besonderen Fällen auch mit Zusammenhang.

Zu bedenken bleibt somit der enge Bezug von „textus“ und „contextus“. Es geht jedoch nicht nur um den „textus“, um die Genese, um das Weben der Buchstaben und Worte – so wichtig dieser Aspekt ist –, sondern stärker um die Vergesellschaftung des schon Gewobenen. Aber: Die Grenzen werden fließend: Füge ich eine Schicht hinzu? Entferne ich dabei einen Teil, wie den Prolog, um mit anderem einen neuen „contextus“ zu konstituieren? Oder werden die aufeinander bezogenen Argumente so stark geändert, daß ein neues Gewebe, ein neuer „textus“, entsteht? Bringt also der Kontext zuweilen einen neuen Text hervor? Kontext bezieht sich außerdem auch auf „textus“ in seiner breiten, noch nicht unbedingt schriftlichen Bedeutung. Der Begriff wäre in dieser vorläufigen Arbeitsdefinition geeignet, um das Zusammengefügtsein verschiedener Gewebe, verschiedener Texte zu erschließen, die sich hagiographisch, das heißt in schriftlicher Form um Heilige und deren Kult, niedergeschlagen haben. Dabei bleibt eine schöne Variante, daß „contextus“ im Mittellatein auch die Urkunde bezeichnet und „contexere“ sogar – in einer gewissen Begriffs-

verengung – „erfinden“ und „fälschen“ bedeuten kann. Und der Terminus „Hagiographie“? Mit der Parallelisierung von Historiographie und Hagiographie bei unserem ersten Treffen 1994 hatten wir uns schon definitorischen Überlegungen von Martin Heinzemann, von François Dolbeau oder auch von Guy Philippart genähert. Nach Dolbeau gehören hagiographische Texte meist in die Nähe von Literatur, von Briefen und epischen Werken, aber besonders von Historiographie. Folglich wären – so Dolbeau – eher narrative hagiographische Texte, wie Viten, Translationsberichte und Mirakel, von eher liturgischen Stücken in Kalendarien, Martyrologien, Offizien oder Litaneien zu scheiden. Geht man davon aus, daß in der Regel – unabhängig, ob überliefert oder nicht – zunächst narrative Texte verfaßt wurden, danach diese Texte gegebenenfalls für liturgische oder andere Zwecke überarbeitet wurden, dann erscheint durchaus plausibel, daß sich die hagiographische Forschung bisher eher der narrativen Texte angenommen hat. Die Integration dieser Texte, z. B. in liturgische Bücher, gewinnt aber für die hier verfolgten Fragen an Gewicht, und zu diskutieren wäre, inwieweit die Trennung in narrative und weitere hagiographische Schriften und das bisher ungleichgewichtige Interesse nach unseren Diskussionen aufrechterhalten werden sollte.

Programm:

Hagiographie im Kontext
Konzeption und Zielvorstellung
Priv.-Doz. Dr. Klaus Herbers, Tübingen

Die sächsische Hagiographie der Karolingerzeit:
Historiographie, Genealogie, Urkunden und Briefe
Dr. Hedwig Röckelein, Hamburg

Hagiographie und urkundliche Quellen von Klöstern im 12./13. Jahrhundert
Dr. Stephanie Haarländer, Mainz

Prokuratoren, Notare, Dolmetscher und Zeugen
Kanonsationsprozeß und Kontext im Spätmittelalter
Dr. Christian Krötzel, Tampere

Religiöse Identität oder „Heiliger Schein“?
Weibliche Lebensgestaltung und hagiographische Überlieferung am Beispiel der hl. Lioba
Friederike Sauerwein, Hamburg

Der ganze und der zerteilte Körper
Zu zwei gegensätzlichen Vorstellungen im mittelalterlichen Reliquienkult
Dr. Ursula Swinarski, Küsnacht

Die kriegerische Flucht als Wunder in mittelalterlichen Kanonsationsakten
Prof. Dr. Michael Goodich, York/Toronto

Heiligenviten als Kommunikationshilfe für Fremde
Zu hagiographischen Werken aus dem Umkreis hochmittelalterlicher Schottenklöster
Priv.-Doz. Dr. Helmut Flachenecker, Eichstätt

Niederländische Hagiographie des 13. Jahrhunderts
Dr. Anneke B. Mulder-Bakker, Groningen

Kleines Orgelkonzert in der Basilika
Kirchenmusikdirektor Heinrich Hamm

Eine gemalte Magdalenenvita um 1280:
Bild und Text, Sehen und Hören auf der Florentiner Pala des Magdalenenmeisters
Dr. Silke Tammen, Hamburg

Ein Ablaßprediger, ein Dorf und seine Geschichte:
Die Eichseler Translationsakten aus dem Jahr 1504
Dr. Gabriela Signori, Bielefeld

Humanisten als Hagiographen
Ein Carmen sapphicum in der Legenda Aurea-Appendix
Dr. Monika Balzert, Stuttgart

Kultpflege und literarische Überlieferung
Zur deutschen Hagiographie der Dominikaner im 14. und 15. Jahrhundert
Prof. Dr. Werner Williams, Augsburg

Heiligung durch „vita activa“?
Die soziale Bedeutung in den Viten dominikanischer Bürgerinnen
Dr. Maiju Lehmijoki, Helsinki/Boston

Bernard Gui: Hagiograph und verhinderter Heiliger
Prof. Dr. Bernhard Schimmelpfennig, Augsburg

Ergebnisse und Ausblicke
Schlußdiskussion

Eine Tagungsdokumentation ist in Vorbereitung.



*HI. Jakobus mit Pilgern, Fresko, um 1460,
Jodok-Kapelle, Überlingen*

Oberschwaben und Spanien an der Schwelle zur Neuzeit

Einflüsse – Wirkungen – Beziehungen

Studientagung im Rahmen des Bodensee-Festivals

9.–11. Mai

Weingarten

78 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

PD Dr. Klaus Herbers, Tübingen

Elmar L. Kuhn, Markdorf

Die Wende vom Mittelalter zur Neuzeit – je nach Blickwinkel: das Zeitalter der Kirchenreform oder der Glaubensspaltung, die Epoche der Entdeckungen, aber nicht zuletzt auch der Großkaufleute – war für Oberschwaben eine große Zeit seiner Geschichte. Die Verbindung mit Spanien – vorgegeben durch das Thema des Bodensee-Festivals 1997 –, einem Land, das damals zur Weltmacht aufstieg, lohnt in diesem Zusammenhang eine spezielle Betrachtung.

Noch stand der Bodenseeraum im Zentrum des Reiches; vor allem die Städte nahmen einen bedeutenden wirtschaftlichen Aufschwung, allen voran Augsburg, das Mitte des 15. Jahrhunderts – nach Meinung Enea Silvio Piccolominis – an Reichtum alle Städte der Welt übertraf. Mit augsburgischer, nämlich fuggerischer Finanzhilfe wurde der spanische König zum deutschen König und Kaiser gewählt: Karl V., ein Habsburger – auch dies eine Brücke zum habsburgischen Stammland um den Bodensee. Selbstbewußt orientierten sich die Kaufherren der oberschwäbischen Städte bei ihren Geschäften großräumig in ganz Europa und darüber hinaus; Reisen führten sie in viele Länder und Regionen, speziell auch nach Spanien, zu befreundeten Kaufherren und Niederlassungen schwäbischer Handelshäuser.

Die Glaubensspaltung schuf den Stadtrepubliken (indem sie die „neue“ Religion übernahmen) neue Möglichkeiten der Unabhängigkeit. Gleichzeitig erneuerten und intensivierten sich aber auch traditionelle Formen der Frömmigkeit – nicht zuletzt das Wallfahrtswesen, mit regionalen wie überregionalen Zielen. Von besonderer Bedeutung war in Oberschwaben (wie anderswo) die Pilgerfahrt zum Grab des Apostels Jakobus (d. Ä.) in Nordspanien: nach Santiago de Compostela. Eine der Hauptpilger-„Straßen“, der sogenannte „Schwabenweg“, führte von Ulm über Ravensburg und Konstanz nach Einsiedeln und von dort aus in Richtung Spanien – und hinterließ deutliche Spuren, nicht nur im religiösen Kult.

Programm:

Vom Bodensee nach Spanien:
Eigenes und Fremdes im Blick eines Reisenden um 1500
Priv.-Doz. Dr. Klaus Herbers, Tübingen

Fernhandel mit Spanien im Spätmittelalter:
die Große Ravensburger Handelsgesellschaft
Priv.-Doz. Dr. Andreas Meyer, Zürich

Iacobus in Oberschwaben
Dr. Robert Plötz, Kevelaer

EXKURSION

Ravensburg: Sitz der Großen Ravensburger Handelsgesellschaft

Führung: *Alfred Lutz*
und

Auf Jakobs Spuren: Markdorf – Überlingen
Führung: *Elmar L. Kuhn / Dr. Robert Plötz*

Wirtschaftliche Beziehungen zwischen Augsburg
und Spanien

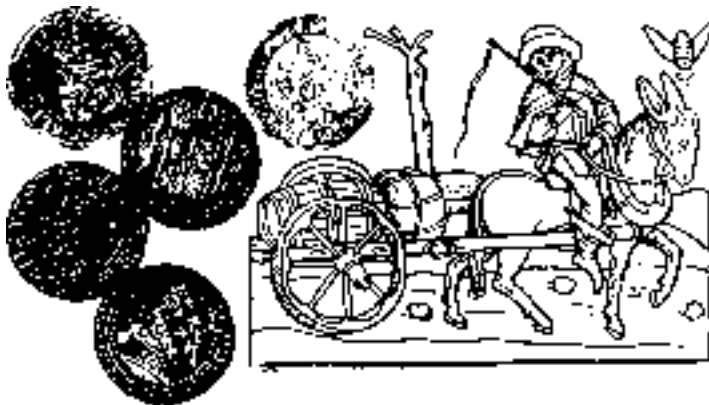
Der Spanienhandel der Fugger 1525–1645
Stephanie Haberer, Augsburg

Spanien und die ober- und vorderösterreichischen
Lande

Relikte einer gemeinsamen Vergangenheit in Religion,
Politik und Kunst

Univ.-Doz. Dr. Franz-Heinz Hye, Innsbruck

Ein Tagungsband ist in Vorbereitung.



mehr als drucken

Beratung
Gestaltung
Fotosatz
Desktop-Publishing
Web-Design
Internet-Support
Buchdruck
Offsetdruck

Grafik
Druck

Heusteigstraße 66
70180 Stuttgart
Telefax (07 11) 6 45 59 31
Telefon (07 11) 64 55 90
eMail info@grafikdruck.com
<http://www.grafikdruck.de/>

Aschermittwoch der Künstlerinnen und Künstler

12. Februar
Stuttgart-Hohenheim
275 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Leitung:

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.
Dr. Gebhard Fürst

Vortrag:

Dr. Annette Schavan, Stuttgart

Musik:

Ulrike Eickenbusch, Stuttgart
Prof. Eugen Wangler, Frankfurt a. M.
Klaus Weber, Ludwigsburg

Der Aschermittwoch der Künstler und Künstlerinnen ist im Jahreskalender der Diözese das größte Fest der Begegnung von Kunst und Kirche und wird von der Akademie ausgerichtet. Einmal im Jahr lädt der Bischof die Kulturschaffenden aus verschiedenen Bereichen wie Architektur, Bildende Kunst, Musik, Schauspielerei und Schriftstellerei ein. Im Zentrum der Begegnung steht der intensive Austausch über die verschiedenen Gattungen der Kunst mit den Fragen der Theologie, des Glaubens und den existentiellen Anfragen des Lebens.

Nach der Predigt von Bischof Walter Kasper im Aschermittwochs-Gottesdienst reflektierte die baden-württembergische Kultusministerin Dr. Annette Schavan in ihrem Vortrag mit dem Titel „Die Risse im Brot“ über das komplexe, schwierige, aber unmittelbar miteinander verwobene Verhältnis von Politik, Kirche und Kunst. Der Schwarzwälder Bote wies in einer am gleichen Tag (12.2.1997) erschienenen Vorbesprechung auf die besondere Bedeutung des Aschermittwochs festes hin:

Steigendes Interesse am Aschermittwoch der Künstler

Kultusministerin Schavan spricht über das Verhältnis von Politik, Kirche und Kunst – Bischof Kasper hält Gottesdienst

Die baden-württembergische Kultusministerin Dr. Annette Schavan wird am heutigen Aschermittwoch der Künstler in der Diözesanakademie Hohenheim unter dem Titel „Die Risse im Brot“ über das Verhältnis von Politik, Kirche und Kunst referieren. Davor hält Bischof Walter Kasper den Aschermittwochs-Gottesdienst in St. Antonius, wo er auch predigen und das Aschenkreuz austeilen wird.

Das Interesse der Kulturschaffenden aus dem Raum der Diözese Rottenburg-Stuttgart ist nach Akademie-Angaben mit über 250 Anmeldungen in diesem Jahr so groß wie nie. Der Aschermittwoch der Künstler, der in den 20er Jahren in Paris eingeführt wurde, wird in der Diözese seit Anfang der 80er Jahre begangen.

In seiner Einladung verweist Bischof Kasper auf die große Bedeutung der Künste für das Verhältnis des Ganzen der Offenbarung Gottes in Wort und Bild, Geist und Materie. Wo der Blick auf das Ganze im Pluralismus der Angebote und Meinungen unterzugehen drohe, komme den Künsten „wegweisende Qualitäten zu, die sie in der Nähe der Verkündigung rücken“.

Mit dem Aschermittwoch beginnt 40 Tage vor Ostern die Fastenzeit oder österliche Bußzeit und damit der Osterfestkreis. Die Zahl 40 steht symbolisch für die Zeitlichkeit des Lebens. Die katholischen Christen lassen sich am Aschermittwoch in einem Gottesdienst mit Asche ein Kreuz auf die Stirn zeichnen. „Bedenke Mensch, daß du Staub bist und wieder zum Staube zurückkehrst.“

Der Empfang des Aschenkreuzes ist seit dem 11. Jahrhundert bezeugt. Schon in der Antike und im Alten Testament galt die Asche als Sinnbild des Nichtigen und Wertlosen, aber auch der Buße und Reinigung durch Feuer. Der Dulder Hiob setzte sich in Asche – als Ausdruck seiner maßlosen Trauer, und in den Psalmen ißt der Trauernde sein Brot „wie Asche“ (Ps. 102, 10). Im Judentum wurde von Opfertieren gewonnene Asche als heilig betrachtet, die auch der Körper-Reinigung diene. Übrigens: Die an Aschermittwoch verwendete geweihte Asche stammt von verbrannten Palmzweigen.

Neben dem Karfreitag ist der Aschermittwoch der einzige vorgeschriebene strenge Fastentag in der katholischen Kirche. An ihm soll sich der Gläubige gemäß der kirchlichen Bußpraxis nur einmal satt essen und auf Fleischspeisen verzichten. Viele Christen beginnen an diesem Tag zeichenhaft

und ganz bewußt ihre „Fastenzeit“ als Vorbereitung auf Ostern als Fest der Auferstehung und Triumph des Lebens über den Tod.

Augenfällig wird der Bußcharakter der Fastenzeit in den Kirchen und Gottesdiensten. Der Blumenschmuck wird weniger, die Priester und Ministranten tragen violette Gewänder. In den Gottesdiensten entfallen die feierlichen Gloria- und Hallelujagesänge. Neben den Meßfeiern werden Bußandachten und Kreuzwegandachten gebetet, Jugendliche und junge Erwachsene treffen sich zu meditativen Früh- und Spätgottesdiensten.

Durch Einschränkungen des eigenen Konsums als Hilfe für die Armen in aller Welt erhält die Fastenzeit auch eine soziale Dimension. Mit der großen Kollekte des Hilfswerks Misereor zwei Wochen vor Ostern sammeln die Katholiken Geld für die Entwicklungshilfe. Die Misereor-Fastenaktion von Aschermittwoch bis Ostern steht in diesem Jahr unter dem Leitwort „Brich mit den Hungrigen dein Brot“.

Manche mögen die Feier der Liturgie des Aschermittwochs und seine Symbolik als fremd empfinden. In Wirklichkeit ist die Bedeutung der heutigen Liturgie keine Fremdbestimmung des Lebens. Im Gegenteil: Wer sich dem Ritus der Aschenbestreuung unterzieht, vollzieht die Annahme seiner selbst.

Wir leben nicht im Paradies, sondern hier auf Erden. Keiner von uns bleibt ewig jung und immer voller Kraft und geistiger Frische. Keiner von uns ist unsterblich. In all seiner Einzigartigkeit und Großartigkeit wird der Mensch wieder zu Staub.

Wer sich mit Asche bestreuen läßt, nimmt sich selbst an, bejaht seine eigene Lebenssituation. Die Annahme der eigenen Endlichkeit ist die Kehrseite eines sinnvollen und glücklichen Lebens: Dies lehrt die christliche Anthropologie. Erst durch diese Erkenntnis hindurch finden wir zum wahren Leben.

Akademiedirektor Dr. Gebhard Fürst in seiner Einleitung zum Aschermittwochs-gottesdienst

Auszug aus der Predigt von Bischof Dr. Walter Kasper:

Der Künstler ist nie der selbstmächtige Herr seiner selbst. Autonomie der Kunst heißt: Die Kunst folgt ihren eigenen, den ihr gemäßen Gesetzen, nicht den Gesetzen einer ihr fremden Instanz. Niemand kann aber bestreiten, daß zu den Gesetzen der Kunst die unverfügbare Inspiration gehört, das Vorweg des „anderen“. Wer künstlerisch tätig ist, weiß, daß man Inspiration, die geistige Eingebung, nicht erzwingen kann, daß künstlerisches Schaffen Aufmerksamkeit, Hörbereitschaft verlangt, ja Ehrfurcht und die Bereitschaft zu warten und das Kommen- de dankbar zu empfangen.

Der Künstler ist nicht einfach Produzent des Kunstwerks. Er ist vielmehr Teil eines Entstehungsprozesses, Medium, durch das sich eine ästhetische Aussage Ausdruck verschafft, ein Bild Gestalt gewinnt, Unsagbares ins Wort kommt. So weist das künstlerische Schaffen, auch dort, wo es sich selbst beschränkt, über sich und seine Welt hinaus, überschreitet sich ins Unendliche und wird so letztlich zur Ikone des göttlichen Schöpfungsaktes. „Es gibt ästhetisches Schaffen, weil es die Schöpfung gibt. Es gibt formale Struktur, weil wir Form geworden sind“, schreibt Georg Steiner.

Meine lieben Schwestern und Brüder, mag auch das Verhältnis von Kirche und Kunstbetrieb schwierig geworden sein – Kunst und Religion gehören untrennbar zusammen. Jedes Kunstwerk, indem es auf den anderen verweist und Sinn beansprucht, zeugt letztlich von der Gegenwart Gottes. Das gilt auch noch, wenn die metaphysische Frage nicht thematisiert wird, ja auch noch in der bewußten Abschottung gegenüber der Transzendenz. Das Kunstwerk bezeugt Gottes Gegenwart, auch noch, wenn es ihn als Abwesenden, als deus absconditus bezeugt.

Kunst ist, sofern sie es ernst meint, ein wichtiger Platzhalter des Religiösen in unserer religiös dürftigen Zeit. Sie ist dies auch und gerade in ihrer kritischen Funktion. Sie durchstößt die Käseglocke unserer Konsumwelt, die den Blick nicht mehr freigibt auf das, was unsere oft banalen Bedürfnisse übersteigt. Sie entlarvt, sofern sie nicht selbst in der Geschäftigkeit des Kunstbetriebs aufgeht, die Seichtheit alltäglicher Zerstreuung, sie hinterfragt die Scheinsicherheit unserer bürgerlichen Existenz, sie vermag unseren Blick auch auf die Kehrseite des Le-



bens zu lenken: auf das Leiden, auf die Vergessenen, auf die Namenlosen der Geschichte. Kunst kann unerbittlich, ja provozierend und unbequem mit der Nase auf die Wahrheit stoßen. Die Kunst kann auch uns Christen und der Kirche insgesamt die Augen öffnen für die Tiefendimension ihres Glaubens, sie kann davor warnen, sich in allzu glatt-erbaulichen Antworten zu beruhigen, sich im vermeintlich sicheren Haus theologischer Begrifflichkeit einzurichten.

So ist die Kunst – in ihren Aussagen wie als schöpferischer Prozeß – für Christen wie Nichtchristen, innerhalb wie außerhalb der Kirche ein einzigartiges Zeugnis von der Größe und vom Elend des Menschen, vom Spannungsbogen zwischen unserer Freiheit und unserer Verstricktheit und Endlichkeit.

Auszug aus der Rede von Kultusministerin
Dr. Annette Schavan:

Die Risse im Brot

Über Politik, Kirche und Kunst

In den letzten Jahrzehnten war es in unseren Breiten eher nicht die Kunst, die ihren Standpunkt nicht halten konnte und zu Politik und Kirche distanzlos übergelaufen wäre. Weit häufiger ist bei uns der Fall, daß Politik und Kirche versuchen, die Kunst zum Vehikel zu machen und sie im politischen oder kirchlichen Handeln einfach aufgehen zu lassen.

Von seiten der Kunst liegt die Versuchung vielleicht manchmal darin, die Spannung ganz abreißen zu lassen, indem sie sich rundweg von Politik und Kirche verabschiedet. Daran kann sie natürlich niemand hindern, und mancher wird diese Form der Entspannung dankbar annehmen. Selten, aber nicht unmöglich, ist auch der Fall, daß die Kunst für sich selbst eine messianische Totalität beansprucht, die nur deshalb weitgehend folgenlos bleibt, weil ihr die Zwangsmittel fehlen. Damit ist sie manchen integralistischen Bestrebungen in der Kirche nicht unähnlich. All dies sind Versuchungen, die Spannung nicht weiter auszuhalten, sie kollabieren zu lassen und vereinfachende und vereinnahmende Lösungen zu suchen.

Für die Ideologie des Marktes, unter deren Ansprüchen der unterschiedene Bereich des Politischen immer weiter zusammenschrumpft, für diese Ideologie von Angebot und Nachfrage ist das ständige Auflösen und Abschaffen von Spannungen ein hervorstechender Charakterzug. Die letztlich konsumistische Vorstellung, daß in allen Lebensbereichen lediglich Nachfragen formuliert würden, für die dann irgendwie das passende Angebot zu finden und möglichst schnell bereitzustellen ist, um erfolgreich zu sein, diese Vorstellung einer fortwährenden Stillung und Sättigung kann dazu führen, daß notwendige Spannungen zu schnell abgebaut werden und eben nur noch die Kraft der Nachfrage, aber keine produktive Kraft mehr entwickeln. Dies wird zum Beispiel deutlich an Kindern und Jugendlichen, die ihre Zukunftspläne nur noch als eine mehr oder weniger realistische Staffelung von Konsumwünschen und -forderungen formulieren können. Politik als die Kunst, Spannungen aufrechtzuerhalten und produktiv zu machen, wäre also, einfach gesagt, die Kunst, Hunger auf mehr zu machen als das, was man essen kann.

Zu solcher Politik gehört eine Kunst der positiven Wahrnehmung und Wertschätzung von Spannungen, Unstimmigkeiten, Brüchen und Rissen. Ich möchte dazu eine Stelle des Philosophenkaisers Marc Aurel zitieren, der in seinen Selbstbetrachtungen geschrieben hat: „Es gibt Nebenerscheinungen von Naturvorgängen, die etwas Reizendes und Anziehendes an sich haben. So bekommt zum Beispiel manchmal das Brot beim Backen Risse. Diese Zwischenräume, die nicht in der Absicht des Bäckers liegen, stechen irgendwie hervor und erregen in eigentümlicher Weise den Appetit zum Essen.“ In diesen Worten steckt schon eine erste Annäherung an das, was nötig wäre, um Spannungen und Risse nicht nur als eine Belastung zu empfinden, nicht nur als das vom marktwirtschaftlichen Angebot schleunigst zu Tilgende.



Magdalene Erkert-Moser Mensch und Landschaft

Malerei – Zeichnung – Mischtechniken

28. Januar – 25. April
Vernissage am 28. Januar
Stuttgart-Hohenheim
175 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Leitung und Vortrag:
Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

Referent:
Klaus Obermann, Bad Dürkheim

Musik:
Andreas Baumann, Wernau
Kálmán Dobos, Stuttgart

In die Ausstellung „Mensch und Landschaft“ mit malerischen und zeichnerischen Arbeiten von Magdalene Erkert-Moser führte der Kunstkritiker Klaus Obermann ein. Seit vielen Jahren verfolgt und begleitet er als kritischer und kundiger Betrachter das Werk der Künstlerin. Auf der Grundlage der kunsttheoretischen Schrift von Willi Baumeister versucht er, einen interpretatorischen Zugang zu den Bildern der Malerin herzustellen.

Emil Wezel, der das Werk von Magdalene Erkert-Moser von seinen Anfängen her interpretierend begleitete, bringt hier zu Recht den Begriff des Unbekannten ins Spiel: „Das Unbekannte hat viele Namen. Es ist das Ungewisse, das Ungesicherte, das Rätselhafte, das Überraschende.“

Mit diesem Begriffsensemble charakterisiert er die Fragehaltung des Betrachters vor ihren Bildern und gibt zugleich den Werken ihre Dimension, indem er sie als Fragezeichen definiert, die ihre ikonische Botschaft als Frage aussenden.

Die Fragen der Künstlerin kreisen um das Problem der Anfänge. Hier läßt sich Kant zitieren: „Der Anfang ist das Dasein, welchem eine Zeit vorangeht, darin das Ding, welches anfängt, noch nicht war.“ Diese vorangehende Zeit macht sie zum Ausgangspunkt ihrer schöpferischen Tätigkeit. Es ist der Punkt im leib-seelischen Erleben, in dem der ursprüngliche Zusammenhang von Eindruck und Ausdruck noch existiert, um dann durch die Arbeit in die Subjektivität der Künstlerin und den Objektcharakter des Werkes zu zerfallen. Das unvermittelte und oft gewaltsame Auftreffen der Nachtfarbe Schwarz mit der Lichtfarbe Weiß steht für den Weg aus der Einheit des Unbewußten in die Welt der Gegenstände, Gedanken und Systeme. Die begleitenden Linienbündel versuchen nun im Objekt, dem Bild, diese verlorene Einheit in der künst-

lerischen Form wiederzugeben. Da die Bilder sehr nahe am schöpferischen Ausgangspunkt stehen, müssen sie auf das Schöne verzichten.

Magdalene Erkert-Moser hält die Dinge in der Verwandlung, aus der heraus das Bild für den Betrachter im Sinne eines Gestaltkreises entsteht. Im Gestaltkreis wird ein Handlungsvorgang nicht auf einen Anfang und ein Ende hin determiniert, sondern je nach Gestimmtheit des Betrachters bauen sich in ihren Bildern neue Farb- und Formkonstellationen auf. Sie können sich zu einer bestimmten Gestalthöhe und Prägung entwickeln, um dann bei verändertem leib-seelischem Empfinden zu zerfallen und neuen Gestalten Raum zu geben. So kann sich der Betrachter zur Figur und Landschaft hin bewegen, je nach Einordnung der Form-Grundbeziehungen. Entscheidend jedoch für das Gelingen des Bildverständnisses und der Bildformen ist, daß der Betrachter an Stelle der traditionellen Wahrnehmungsmuster neue Sehweisen setzt, die auf das Entweder-Oder verzichten und sich auf eine neue Welt der Wandlung einlassen.

Die Bilder der Künstlerin bauen sich auf mehreren Ebenen auf. Am Anfang steht eine Vision. Die Künstlerin läßt langsam ihre Empfindungen am Widerstand des Materials sich entwickeln. Sie überläßt ihren Geräten, was sie herzugeben imstande sind. Sie hat eine Fläche vor sich mit ihren Eigenschaften. Während die Vision Anweisungen gibt, dokumentieren erste Striche die Fläche, die vordem nicht greifbar war. Jede Form ergibt selbsttätig die Negativformen in ihrer Umgebung. Die Ausdeutung der Fläche durch Bestimmungspunkte, Linien und Flächenwerte zieht die Künstlerin immer mehr in den Einflußbereich ihrer Ausdrucksmittel und des nun Sichtbar-Werdenden. Was sie auf die Fläche brachte, hat sie als Stadium und neuen Ausgangspunkt vor sich. Jedes Ausspielen, besonders auch der Farben, hat eine vielfältige Wirkung. Alles Sichtbar-Werdende tritt in ein Kraftfeld von Beziehungen. Die Fläche hebt und senkt sich durch helle und dunkle Zonen. Die Fläche wird erschüttert, ohne prinzipiell aufgehoben zu werden. Indem die Malerin die Fläche mehr und mehr bedeckt, ist sie nicht bemüht fertigzustellen, sondern zu steigern.

Johannes Hewel

Opake Welt – Bunte Erinnerung

Malerei und Glas

14. Mai bis 28. September 1997
Vernisage am 14. Mai
Stuttgart-Hohenheim
175 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Leitung und Vortrag:

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

Referentin:

Dr. Susanne Beeh-Lustenberger, Darmstadt

Musik:

Thomas Weber, Köln

Die „KUNST-RAUM-AKADEMIE“ der Diözese Rottenburg-Stuttgart ist seit Jahren in Deutschland der einzige Ausstellungsort, der die Glasmalerei neben den anderen bildnerischen Gattungen jährlich und in regelmäßigen Abständen ausstellt. Während der gängige Ausstellungsbetrieb die historische Bedeutung und einmalige Entwicklung dieser luziden Kunst nahezu ignoriert, feiert die deutsche Glasmalerei im Ausland internationale Triumphe. Bis heute gilt sie in der Welt als tonangebend und wird hoch geachtet. Zahlreiche Schulen haben sich in den USA, Kanada, Australien, Skandinavien, Japan und Europa unter künstlerischem Einfluß aus Deutschland gebildet.

Über 40 Jahre mußten vergehen, bis man bei uns das erste Deutsche Glasmalerei-Museum in Linnich am 28. November 1997 eröffnete. Das Kunstreferat der Akademie der Diözese konnte fundamental durch ihren praktischen Sachverstand und ihre wissenschaftliche Kompetenz den Linnicher Ausstellungsort bei dem musealen, konzeptionellen Aufbau und der inhaltlichen Ausrichtung der ersten großen Eröffnungsausstellung in al-



len wichtigen Phasen und Entscheidungen begleiten und unterstützen. Der aus dieser Arbeit hervorgegangene Katalog („Lichtblicke“) zur Glasmalerei in Deutschland im 20. Jahrhundert ist in seiner Dichte und in seinem Überblick einmalig. Mit dabei war unter anderem Professor Johannes Hewel, der einzige deutsche Lehrstuhlinhaber für Glasmalerei an einer deutschen Kunstakademie. Vorab zeigte der Maler, Graphiker und Glasmaler Hewel seinen extra für die KUNST-RAUM-AKADEMIE ausgearbeiteten, umfangreichen Glas- und Ölbildzyklus unter dem Titel „Opake Welt – Bunte Erinnerung – Malerei und Glas“. Im Hohenloher Tageblatt (28.5.1997) stellte Andreas Hartman dazu fest:

Von wegen Kunstgewerbe!

Glasmaler Johannes Hewel stellt in Stuttgart aus

Der Mann ist auf Reisen, macht nicht viel Aufhebens um sich und ist zudem in einem künstlerischen Bereich tätig, der in Deutschland – leider, leider – ein Schattendasein fristet. Also ist der in der Gemeinde Rot am See lebende Glasmaler Johannes Hewel (50) selbst in Hohenlohe nicht so bekannt, wie er es sein sollte. Der gebürtige Rheinländer ist nämlich nicht nur einer der bedeutendsten Glasmaler und -bildner unserer Zeit, er ist auch der Inhaber des einzigen Lehrstuhls für Glasmalerei an einer deutschen Kunstakademie – in Stuttgart. In der Landeshauptstadt ist derzeit auch erstmals sein neuester Zyklus „Talvez“ zu sehen. Was ein Verdienst der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart ist. Deren „Kunst-Raum-Akademie“ im Tagungshaus in Hohenheim präsentiert unter dem Titel „Opake Welt – Bunte Erinnerung“ die neuen Arbeiten des renommierten Künstlers, dem Hohenlohe zur zweiten Heimat geworden ist. Es ist schon seltsam: Während die deutsche Glasmalerei weltweit hochgeschätzt wird, führt sie im eigenen Land ein Schattendasein, wird oft als kunstgewerbliche Gattung verunglimpft. Gegen diese Fehleinschätzung kämpft die „Kunst-Raum-Akademie“ engagiert an. Die Hewel-Ausstellung ist bereits ihre fünfte zur zeitgenössischen Glas-Kunst – und vielleicht die gewichtigste.

Johannes Hewels Bildersprache ist figurativ, seine Farbpalette polychrom. Immer wieder tauchen in seinen Glas- und Ölmalereien Textzitate und selbsterfundene Wörter auf, bei aller Ernsthaftigkeit bleibt viel Platz für Witz und Schalk. Hewels Entwürfe sind, so formulierte es Dr. Justinus M. Calleen von der Akademie der Diözese in seiner kenntnisreichen Einführung, oft kühn, virtuos, manchmal gar frech. Der Künstler liebt das Spiel mit Linien, Farben und Formen. Auch Hewels Experimentierkunst ist ausgeprägt. Er malt mit farbigen Glasscheiben, indem er durch Ätztechniken Schichten abträgt. Für den Kunsthistoriker und Glaskunst-Kenner Calleen sind Hewels Bilder „variantenreich, impressionistisch, assoziativ splitterhaft, fraktal mehrdimensional“ und „künstlerisch gebrochen“. Also in einem hohen Maße vielschichtig und vielseitig. Der aktuelle Zyklus ist auf etwa 100 Glas- und Ölmalereien angelegt und trägt den Titel „Talvez“, eine Wortschöpfung aus den beiden spanischen Wörtern ‚tal‘ und ‚vez‘. „Talvez“ könnte dem deutschen Wort „vielleicht“ entsprechen. Und könnte somit schon Programm sein, denn dem Künstler, so Calleen, „geht es weniger um Wahrheiten oder um eindeutige Aussagen, sondern um das Ausloten von verschiedenen Möglichkeiten- beziehungsweise Vielleicht-Beziehungen“. Johannes Hewels höchst eigene und eigenwillige Bildersprache kann noch bis 1. August und dann wieder ab 1. September (bis 28. September) im Tagungshaus Hohenheim der Diözese Rottenburg-Stuttgart erlebt werden.

Eckhard Gehrman

Steindrucke

Ausstellung vom 8. Oktober 1997 bis 23. Januar 1998
Vernissage am 8. Oktober
Stuttgart-Hohenheim
82 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Leitung und Vortrag:
Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

Referent:
Dr. Stephan Mann, Frankfurt a. M.

Musik:
Norbert Küpper, Köln

Die letzte Ausstellung in der KUNST-RAUM-AKADEMIE war dem in der Nähe von Frankfurt lebenden Künstler Eckhard Gehrman gewidmet. Er gehört zu den ganz wenigen Künstlern in Deutschland, die sich – abgesehen von der Zeichnung – vorwiegend mit dem Steindruck beschäftigen. Wohl kaum einer von ihnen dürfte sich über Jahre so intensiv mit einer mannshohen Steinplatte (181 x 131cm) künstlerisch auseinandersetzen, wie es Gehrman tut. In seinen neuesten Arbeiten ging er dabei noch einen Schritt weiter, indem er die fertigen Drucke mit malerischen Mitteln nachträglich bearbeitete. Anlässlich der Ausstellung ist ein Werkkatalog erschienen, der über die Pressestelle der Akademie zu beziehen ist. Beeindruckt von der „harnäckigen“ Materialtreue führte Thomas Moritz Müller im Katholischen Sonntagsblatt (19. 10. 1997) aus:

Mit Fels und Farbe

Eckhard Gehrman's Steindrucke in der Akademie

Ob man es Treue nennen soll? Manche Künstler wechseln ihre Materialien gerne und häufig, nehmen für jedes Bild, jede Skulptur eine neue Leinwand, einen neuen Holzblock. Eckhard Gehrman hingegen konzentriert sich seit 1992 in seinen Arbeiten auf ein und denselben Stein.

Das bedeutet nicht, daß die Ergebnisse seines Schaffens austauschbar wären. Im Gegenteil: Die sensible Bearbeitung der Oberfläche seines rund 180 mal 130 Zentimeter mannsgrößen und 14 Zentimeter dicken Lithosteins aus Solnhofener Schiefer bringt höchst unterschiedliche Strukturen zum Vorschein, wenn auch das Format der darauf gepreßten Drucke das gleiche bleibt. Wenn Gehrman seiner Platte buchstäblich zu Leibe rückt, dann hat er stets das zuvor entstandene Bild vor Augen. Mit Fett und Säure und gelegentlich auch unter Zuhilfenahme von Schablonen prägt er dem Stein jeweils ein neues Antlitz ein, schreibt eine neue Geschichte in die Oberfläche, in die Teile der alten einfließen.

„Der Stein vergißt nichts.“ Dieser Ausspruch Gehrman's spiegelt jahrelange Erfahrung mit einem gleichsam zum Partner gewordenen Stoff wider. Neun seiner großflächigen Drucke sind derzeit in den Räumen der Akademie der Diözese in Stuttgart-Hohenheim zu sehen: Gedeckte naturnahe Farben, in breitem Strich verteilt, ordnen sich zu oval gerundeten Formen an – halboffene Zugänge in noch unerforschtes Terrain. Da scheint vieles im Fluß, wie auch die Haut des Steins, mit dem Gehrman im Raum zwischen menschlicher Vergänglichkeit und felsgewordener Dauerhaftigkeit Maß nimmt, sich wandelt.

Wer die Formen interpretieren möchte, hat ausreichend Freiheit: Gehrman betitelt seine Werke nicht. Menschliche Gestalt läßt sich dabei ebenso herauslesen wie Landschaft, ununterbrochen Bewegtes ebenso wie vorübergehend Stillstehendes. Immer jedoch scheint das Gezeigte der Erde verbunden, der Materie, dem Gewachsenen und Gewordenen – wie der Stein selbst, auf und aus dem es geschaffen ist und dem Gehrman in liebender Zuneigung einen gewichtigen Platz in seiner künstlerischen Existenz eingeräumt hat.

Die Vorliebe für die Arbeit mit Stein hat frühe Wurzeln: Gehrman, 1957 in Bad Homburg geboren, ist schon in der Kindheit mit handfesten Materialien in Berührung gekommen – der Vater besaß ein Baugeschäft. Aber auch als Zeichner und Radierer geht Gehrman gerne auf Entdeckungsreise. Intensive Studien widmet er der Farbe, genauer: der Mischung von Farben. Die Resultate seiner Erkundungen hat er in Büchern festgehalten, sie dienen ihm gewissermaßen als Magazin, auf das er zurückgreifen kann, um neue Versuche zu wagen.

Gehrman's schöpferische Kraft speist sich aus sinnlichem Erleben. Ihn inspiriert nicht nur der Geruch der Farben in seinem Atelier, der ihn täglich umfängt, sondern ganz besonders auch die Spannung, die in der Konfrontation erwächst aus dem harten Fels, auf den er die Farbe aufträgt, und dem weichen Papier, das die Farbe beim Pressen in sich aufnimmt. Das Ergebnis dieses differenzierten Vorgangs ist nicht berechenbar: Das vom Künstler vorgedachte Bild gewinnt auf dem Weg in die Realität ein eigenes Gesicht: ein Stück Schöpfung, das seinem Schöpfer eigen-sinnig gegenübertritt.





Seite 115: Eckhard Gehrmann, *Ohne Titel*, 1996,
Steindruck, 177 x 124 cm

Seite 116: Barbara Keidel, *Pelota I.*, 1996,
Acryl und Cochenille auf Leinwand, 110 x 95 cm

„Ohne Zeit“

**Zeichnung, Malerei und Skulptur
von Barbara Keidel und Michael Schoenholtz**

16. November 1997 – 20. Februar 1998
Vernissage am 16. November
Weingarten
56 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Leitung und Vortrag:
Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

Referent:
Nikolai B. Forstbauer, Stuttgart

Musik:
Ewa Staszewska, Stuttgart

Nach dem Bildhauer-Symposium mit 21 Künstlern der Klasse Henk Visch zeigte das Tagungshaus Weingarten eine Ausstellung mit dem Berliner Künstler-Ehepaar Barbara Keidel und Michael Schoenholtz. Als eine Art Kontrastprogramm und als ein kleines Symposium erwies sich diese anschließende Ausstellung. Barbara Keidel zeigte Malereien auf Leinwand und Lithographien, während Michael Schoenholtz bildhauerische Arbeiten ausschließlich aus Stein und monochrome Kohlezeichnungen präsentierte. Eine Woche vor Ausstellungseröffnung wurde Prof. Michael Schoenholtz von der Berliner Akademie der Schönen Künste gar an die Spitze des Deutschen Künstlerbundes berufen. Gleich drei Premieren konnten im Tagungshaus Weingarten gefeiert werden. Es war die erste Ausstellung von Schoenholtz in seiner neuen Funktion als Vorsitzender des Deutschen Künstlerbundes, zweitens war es die erste Ausstellung eines Künstlerbundpräsidenten in der Akademie der Diözese, und drittens spielte in einer Premierenaufführung die Stuttgarter Cellistin und Gambistin Ewa Staszewska eine moderne Komposition auf der Gambe, die eine befreundete japanische Komponistin speziell für sie geschrieben hatte. Für die Schwäbische Zeitung (17.11.1997) kommentierte Peter Engelhardt die „sehenswerte Ausstellung“:

„Poesie des Zweifels“ in Kunstform gebracht

Eine sehenswerte Ausstellung ist gestern in der katholischen Akademie auf dem Martinsberg eröffnet worden. Zu sehen sind Zeichnungen, Bilder und Skulpturen von Barbara Keidel und Michael Schoenholtz zum Thema „Ohne Zeit“. Schoenholtz ist vor einer Woche zum Vorsitzenden des Deutschen Künstlerbundes gewählt worden.

Barbara Keidels Bilder, so hob Dr. Justinus Maria Calleen hervor, bewegten sich zwischen den Antipoden von Abstraktion und Gegenständlichkeit. Bildformen und -titel ließen immer wieder Bezüge zu gegenständlichen Objekten aus der Welt des Interieurs oder der vom Menschen gestalteten Umwelt erkennen. Keidels Farbenrepertoire bezeichnete der Laudator trotz aller unterschwelligem Leidenschaftlichkeit als emotional gezügelt, sensibel aufeinander abgestimmt und keine lauten Akkorde kennend.

Die Formen in Keidels Arbeiten, so fügte der Akademiereferent für bildende Kunst hinzu, seien reduziert und variierten in ihren Rundungen und Kanten von geschmeidiger Weichheit bis zur verhärteten Tektonik. Über allem stehe ein die Fläche überwindendes Prinzip, das die Bildformen in eine dreidimensionale Bewegung bringe und halte. Bei aller Präzision der kompositorischen Anlage dominierte das freie Spiel der Kräfte und Formen.

Die aus Granit, Sandstein, Muschelkalk, Soester Grünstein und Basaltlava geschaffenen Skulpturen von Michael Schoenholtz, so betonte Calleen, leben werktechnisch gesehen vom subtrahierenden Prinzip der Wegnahme, des Herausschneidens. Als dringendes Anliegen des Skulpteurs machte Dr. Calleen die tastende und körperliche Durchdringung der Umgebung und deren kommunizierende Einbindung in das Objekt dingfest. Neben der Schwere der steinernen Masse und seiner konstruktivistisch anmutenden bis gestisch verhaltenen Formgebung falle auf, daß deren Volumen mit der spannungsreichen, linearen Richtungslenkung der Steinkörper und -kanten interagiere.

Der aufmerksame Betrachter der Ausstellung, so sagte der zweite Laudator, Nikolai B. Forstbauer von der Stuttgarter Zeitung, werde den Dialog zwischen den Konfigurationen von Michael Schoenholtz und Barbara Keidel nicht übersehen können. Gerade in Barbara Keidels Vokabular des Fragmentarischen erschließe sich das eigentliche Moment der Schau und damit des künstlerischen Ansatzes, der Keidel und Schoenholtz bei allen formalen Unterschieden verbinde. Forstbauer sprach abschließend von einer Poesie des Zweifels.

Für den musikalischen Teil der Vernissage zeichnete die Cellistin Ewa Staszewska aus Stuttgart verantwortlich. Sie demonstrierte hohes musikalisches Können auf der Gambe.



*Michael Schoenholtz, Gehäuse, 1997,
Muschelkalk, 89 x 25 x 25 cm*

4. Weingartener Akademie-Bildhauer-Symposium

Seit 1988 veranstaltet in den Sommermonaten die Akademie der Diözese in Weingarten rund um das Tagungshaus ein Bildhauer-Symposium. Nach den Klassen Prof. Dr. Otto Herbert Hajek und Prof. Jürgen Brodwolf folgte eine klassenungebundene Einladung an bereits schon etablierte Künstler und Künstlerinnen. Um aber die jungen Studenten und Studentinnen nicht aus dem Blick zu verlieren, entschied man sich, für das vierte Symposium von 1997 wieder eine kunstakademiegebundene Bildhauerklasse einzuladen. Unserer Akademie ist es wichtig, jungen, noch nicht „entdeckten“ Künstlern eine alternative Möglichkeit der Selbstentfaltung zu bieten und auf sie in einer größeren Öffentlichkeit aufmerksam zu machen.

Nach längeren Vorüberlegungen ging die Einladung an die Klasse des niederländischen Künstlers und documenta-IX-Teilnehmers Prof. Henk Visch von der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Stuttgart.

Studierende der Stuttgarter Kunstakademieklasse Prof. Henk Visch:

Ulla Becker – Carola Benz – Isabella Berg – Stefan Bombaci – Hartmut Bubenzer – Jörg Buchmann – Tomas Cechura – Daniela Dietmann – Sonja Füsti – Norman Grabfelder – Birgit Hochleitner – Bernhard Kinzler – Regina Mrosik – Chris Nägele – Stefanie Reling – Steffen Schlichter – Stefan Schulz – Stef Stangel – Eva Teppe – Kathrin Wörwag

Im Vorfeld der ersten Ausstellung und gleichzeitig als Grundlage für das Bildhauer-Symposium verfaßte die Klasse Prof. Henk Visch eine programmatische Schrift zu ihrem künstlerischen Anliegen und zu ihrer methodischen Vorgehensweise:

Gast in Weingarten

Ein Gast zu sein, ist eine schöne Sache.

Wir, die Klasse Henk Visch, wurden von der Diözese Rottenburg-Stuttgart eingeladen.

Der erste Teil der Einladung betrifft eine Ausstellung, der zweite ein Symposium, wobei wir unterschiedlich vorgehen werden. Bei beiden findet eine Auseinandersetzung mit dem Kloster auf vielen Bedeutungsebenen statt.

Die Ausstellung versucht, die Magie der ersten Begegnung zu bewahren. Es werden Arbeiten gezeigt, die in den Ateliers in Stuttgart entstanden sind. Diese werden so präsentiert, daß ihre Beziehung zum Kloster darin besteht, dort zu sein. Alle anderen Beziehungen, die vor Ort entstehen werden, sind offen, unabsichtlich und dem Reich (Reichtum) der Willkür überlassen.

Bei dem Symposium dagegen wird alles, d. h. so viel wie möglich an Referenzen, in das künstlerische Vorgehen einbezogen. Die Mauer wie die Geschichte der Mauer, das Sichtbare wie das Unsichtbare, Überschwang und existentielle Stille.

Warum wir diese Einladung so schätzen, liegt in der Möglichkeit, für die Dauer des Symposiums gemeinsam an diesem Ort zu arbeiten. Jede einzelne Arbeit ist wichtig. Der Austausch untereinander intensiviert die Auseinandersetzung mit dem Kloster und ist der Kern unseres Aufenthaltes in Weingarten.

Klasse Prof. Henk Visch

Der kleine Mehrwert

Studentinnen und Studenten der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Stuttgart zeigen ihre Arbeiten

23. März
Weingarten
127 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Leitung und Vortrag:
Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

Musik:
Roland Graeter; Apt (Frankreich)

In der ersten Ausstellung von März bis Juni sollten ausschließlich Arbeiten gezeigt werden, die außerhalb von Weingarten und ohne unmittelbaren Bezug zum Ort entstanden sind. Die Werke sollten sozusagen von außen nach innen „hereingetragen“ werden. Die zweite Ausstellung von Juni bis Oktober hat im Zusammenhang mit dem ortsgebundenen, zweiwöchigen Bildhauer-Symposium den Prozeß genau umgekehrt.

Dort kam es darauf an, sich vom Ort und dessen Geist und Geschichte inspirieren zu lassen, um dann mit den jeweils eigenen künstlerischen Mitteln unmittelbar auf die Umgebung einzugehen und zu reagieren. Das Alterspektrum der Studierenden reichte von den Zwanzig- bis zu den Dreißigjährigen. In sehr erfreulicher Weise aufgerundet wurde das Bild durch eine absolut ausgeglichene Geschlechterquote von weiblichen und männlichen Mitwirkenden. Zur ersten Ausstellungseröffnung unter dem Titel „Der kleine Mehrwert“ und der zweiteiligen künstlerischen Konzeption merkte Andrea Heidinger von der Schwäbischen Zeitung (24.3.1997) an:

Auftakt des Bildhauer-Symposiums mit einer Ausstellung von Stuttgarter Studenten

Die Magie der ersten Begegnung mit dem Kloster

„Der kleine Mehrwert“ nennt sich eine Ausstellung von Studenten der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Stuttgart, die am Sonntagmorgen in der Kunst-Raum-Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart auf dem Martinsberg eröffnet worden ist. Die Ausstellung der Klasse von Henk Visch bildet den Auftakt zum Weingartener Bildhauer-Symposium 1997, bei dem sich die 20 Studenten vom 12. bis 24. Mai in und um das Tagungshaus der Akademie künstlerisch mit dem Kloster und dem kultur- und geschichtsträchtigen Ort Weingarten auseinandersetzen werden. Die Ergebnisse dieses Bildhauer-Symposiums werden bei einer zweiten Vernissage am 1. Juni um 15 Uhr vorgestellt.

Bei der laufenden Ausstellung werden Arbeiten gezeigt, die in Stuttgarter Ateliers entstanden sind und bei denen die Studenten versucht haben, die „Magie der ersten Begegnung mit dem Kloster“ zu bewahren. Diese Magie hat bei den Studenten eine Vielfalt von Gestaltungsideen und verwendeten Materialien hervorgebracht, die für den Betrachter wiederum einen besonderen Reiz der Ausstellung ausmachen. Einzige Gemeinsamkeit der 21 Aussteller inklusive Professor Henk Visch ist die zwingende Integrierung eines Tapeziertisches in das Gezeigte. So entstanden aus, auf, in und bei 21 Tapeziertischen die unterschiedlichsten Exponate wie beispielsweise ein Fühltisch, bei dem die Unterseite mit Mohairwolle beklebt ist, ein aus alten Zeitungen gewebter Teppich, unter dem der Tisch ganz verschwindet, eine Art Badewanne, die aus dem Tisch herausgesägt und mit einer schützenden Schicht aus Fotos von auffangenden Händen gefüllt wurde, oder ein umgedrehter Tisch, ein Tisch ohne Beine, ein Tisch, aus dem Neonröhren in Form von Leitern emporklettern, ein Ausstellungstisch mit Informationen über vergangene Künstleraktionen.

Die meisten Aussteller benutzen ihren Tisch jedoch als Unterlage für ihre eigentlichen Exponate. So sind Einmachgläser mit bunten Flüssigkeiten zu sehen, in denen verschrübte Luftballons lagern – zum Verwechseln ähnlich mit Eingelegtem. Oder ein „Ding“ betitelt Exponat, das zur Hälfte aus einem Hähnchenkörper und zur anderen Hälfte aus einem in Gips gegossenen Puppenkopf besteht. Gezeigt werden auch Glasplatten, in die kleine Bronzeskulpturen integriert sind, und ein mit künstlichen Blättern verkleidetes Rohr, ein Mosaik aus Fruchtgummis und Lakritz sowie eine Metallskulptur, die einen antiken Wagenlenker mit einer postmodernen Dreirad-Stange verschmilzt.

Für den Betrachter ergibt sich aus der linearen Anordnung

der Tisch, in den Fluren der Akademie die Möglichkeit, wie bei einem Flohmarkt von Stand zu Stand zu gehen und das Gezeigte auf sich wirken zu lassen. „Und ganz nebenbei wird unser klassischer Bildhauer-Begriff auf den Kopf gestellt“, stellte Dr. Justinus Maria Calleen in seiner Einführung tref-fend fest. Denn neben den klassischen Bildhauerzeichnungen und Kleinplastiken tauchten Darstellungsformen auf, so Calleen, die versuchten, den bildhauerischen Kunstbegriff in Rich-tung einer Installations-, Aktions-, Konzept- und Objektkunst so weit zu erweitern, daß man sich letztendlich von ihm ver-abschieden könne.

Vom Ausstellungstitel „Der kleine Mehrwert“ hat sich auch Roland Graeter inspirieren lassen. Er wendete den Titel zu „Trewhem Enielk Red“ und brachte eine lautmalerisch-mu-sikalische Darbietung zum Vortrag, von ihm selbst „eine aku-stische Geste ohne Rückendeckung“ genannt.



Vorderseite des Programms zum
4. Weingartener Akademie Bildhauer-Symposium

4. Weingartener Akademie Bildhauer-Symposium

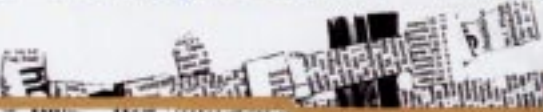
Ausstellungsdauer: 01.06.1997-23.10.1997
Vernissage: 01.06.1997 13:00
Ort: Martinsberg und Tagungshaus,
Weingarten

Die Künstler: Henk Visch, Ulla Becker,
Carola Benz, Jabella Berg, Stefan Bombaci,
Harimut Bubenzer, Jörg Buchmann,
Thomas Cechlars, Daniela Dietmann,
Sonia Fiati, Norman Grabfelder,
Birgit Hochenleiner, Bernhard Kintler,
Regina Mroski, Chris Nägele, Stefanie Relling,
Steffen Schlicher, Stefan Schulz, Stef Stagel,
Eva Teppie, Kathrin Wörwag

Veranstalter: Die „Kunst-Raum-Akademie“
der Diözese Rottenburg-Weingarten unter
der Leitung von Dr. Justinus Maria Calleen

Größen Dank an Dr. Justus Maria Calleen
dafür, dass er uns alles ermöglicht hat,
Dr. Rainer Ditzschlberger, dem Koch und allen
Damen, die uns so liebevoll umsorgt haben,
Gerhard Mayer (Bilddruck), Helmut Jähres (and
Herrn Bauer vom Buchhof Weingarten),
Baumstraße Wölggenhausen, Firma Malbrenstringer
und den Mönchen der Benediktinergemeinschaft
Weingarten.
Dank auch an die Vögel im Garten für ihren
Morgensingsang.

Impressum: Bild- und Textmaterial: Beteiligte
Künstlerinnen, Auswahl und Gestaltung:
Daniela Dietmann, Bernhard Kintler, Stef
Stagel, Technik: Rüdiger John, Repro: Art Litho,
Stuttgart, Druck: Druckerei Gerstmayer
Offenbruck, Weingarten.



Banken sind Mangelware
des Kapitalismus
Verrentung des Kapitals
Streben nach Glück
Schmerz, Schmerz, in dem
Schmerz, in dem
Schmerz, in dem
Schmerz, in dem
Gott, Gott, was Gott
verfügen über
was sie
verfügen über
was sie

Stefan Schulz: Der Augenblick ist eine Illusion
Der Himmel und farbige Dinge ist es nicht
Die Luft ist sehr persönlich
Das Dazwischen ist der Highway der Ästhetik

Henk Visch a.T.
Carola Benz a.T.
Daniela Dietmann der Tauch
Fotografieren
Chris Nägele Gegenüber

Jörg Buchmann a.T.

Jabella Berg Lucy in the Sky

Bayre Hochener
Thomas Cechlars
Sonia Fiati

Harimut Bubenzer

Stefan Bombaci
Ulla Becker

Jabella Berg ANNA

WIE SCHÖN WIRD ALLES SEIN, WENN MAN ES VER
LIEBE IST B
DIE GRENZEN DER SEHNSUCHT SIND NICH
WEINEN TUT MAN AL

Ich meine EN

Das ist ein Teil einer Karte, die die Weingarten Akademie zeigt. Die Karte ist in verschiedenen Farben gehalten und zeigt Gebäude, Straßen und Grünflächen. Ein großer roter Pfeil weist auf die Akademie hin.

Das ist ein Teil einer Karte, die die Weingarten Akademie zeigt. Die Karte ist in verschiedenen Farben gehalten und zeigt Gebäude, Straßen und Grünflächen. Ein großer roter Pfeil weist auf die Akademie hin.

Das ist ein Teil einer Karte, die die Weingarten Akademie zeigt. Die Karte ist in verschiedenen Farben gehalten und zeigt Gebäude, Straßen und Grünflächen. Ein großer roter Pfeil weist auf die Akademie hin.

Das ist ein Teil einer Karte, die die Weingarten Akademie zeigt. Die Karte ist in verschiedenen Farben gehalten und zeigt Gebäude, Straßen und Grünflächen. Ein großer roter Pfeil weist auf die Akademie hin.

4. Weingartener Akademie Bildhauer- Symposium Klasse Prof. Henk Visch

**Staatliche Akademie der Bildenden Künste,
Stuttgart**

1. Juni
Weingarten
184 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Begrüßung:
Dr. Gebhard Fürst

Leitung und Vortrag:
Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

Kooperationspartner vor Ort:
Dr. Rainer Öhlschläger

Musik:
Christoph Enzel, Schwaigern
Tobias Fuchs, Leingarten

In der Zeit vom 12. bis zum 23. Mai 1997 arbeiteten die 20 Studierenden der Klasse Prof. Henk Visch von der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Stuttgart mit ihrem Lehrer in Weingarten. In diesen zwei Wochen herrschte reges und lebendiges Treiben in und um die Akademie herum. Während bei den vorherigen Symposien 8 bis 12 Künstler vor Ort arbeiteten, waren es diesmal – wie bei der ersten Ausstellungseröffnung im März – insgesamt 21 Schaffende.

Aus der Begrüßung von Akademiedirektor Dr. Fürst:

„Die als Vorbereitung des Symposions verstandene Ausstellung ab März dieses Jahres unter dem Titel „Der kleine Mehrwert“ brachte Arbeiten in die Klosteranlage Weingarten, die außerhalb, im Stuttgarter Atelier der Künst-

ler, entstanden. Zum Symposium selbst schrieb die Klasse Henk Visch in einem Antwort-Brief an die Akademie: „Beim Symposium dagegen wird alles, – d.h. soviel wie möglich an Referenzen (zum Ort) – in das künstlerische Vorgehen einbezogen. Die Mauer wie die Geschichte der Mauer, das Sichtbare wie das Unsichtbare, Überschwang und existentielle Stille.“ Die aus dieser Grundeinstellung entstandenen Kunstwerke sind nun hier auf dem Martinsberg zu sehen.

Ich werde ab und an gefragt, warum denn die Akademie in Weingarten und in Stuttgart immer nur zeitgenössische Kunst präsentiert und nicht auch Ausstellungen großer Malerei und Kunst wie zum Beispiel der klassischen Moderne zeige. – Dazu kann ich nur sagen: Die Akademie wendet sich ganz bewußt der zeitgenössischen Kunst zu. Und ich möchte dies kurz begründen:

Ein erster Gedanke:

Wir suchen in der gesamten Arbeit der Akademie konsequent die Begegnung und Auseinandersetzung mit der uns umgebenden Welt in all ihren Facetten. Kunst in besonderer Weise ist immer auch ein Seismograph für die Verfaßtheit der Zeit, in der wir leben, ein Seismograph für ihre inneren Tendenzen, für ihre Antriebe, Sehnsüchte und Abgründe. Sie wollen wir kennenlernen durch zeitgenössische Künstler, die zu uns kommen, und durch die zeitgenössische Kunst, die wir bei uns ausstellen. Mit ihnen wollen wir uns auseinandersetzen. Das Unübliche, das noch nicht in unsere Sehgewohnheiten Eingemundete, das Unverbrauchte, das Unbekannte wollen wir an uns heranlassen und die Besucher unserer Veranstaltungen zu überraschenden Begegnungen verlocken. – Indem wir die Arbeit der Akademie so konzipieren, praktizieren wir Zeitgenossenschaft. (F. Nietzsche: „Seien wir Kinder unserer Zeit“) Sie zu üben, ist der Akademie seit ihrem Bestehen aufgetragen.

Ein zweiter Gedanke:

Bei aller spontanen Kreativität entsteht auch Kunst nie aus dem Nichts, sondern immer auch aus der Begegnung mit dem, was war und was ist: in negativer Abgrenzung oder in positiver Überwindung. Die grandiose barocke Anlage des Klosters Weingarten, ihre Architektur, ihre religiös aufgeladene Bilderwelt und die Spiritualität, die von hier ausstrahlt – dies sind inspirierende Kräfte, denen sich auszusetzen lohnt. Auch deshalb haben

wir junge, unabhängige, schöpferische Künstlerinnen und Künstler eingeladen. Ich möchte mich bei der Klasse Henk Visch herzlich bedanken, daß sie die Einladung der Akademie zum 4. Weingartener Künstlersymposium angenommen hat. Mehrere Wochen haben sie hier verbracht: gelebt, gewohnt, kommuniziert, künstlerisch gearbeitet. Die Produkte ihrer schöpferischen Arbeit an diesem Ort sind heute und in den nächsten Wochen hier zu sehen.

Für Begegnungen solcher Art läßt sich die Akademie von der Idee der Gastfreundschaft leiten. Wir laden nicht nur alte Bekannte und uns bestens Vertraute zu uns ein, sondern auch fremde, uns zunächst nicht bekannte Menschen und versuchen, sie gast-freundlich aufzunehmen und zu begleiten. Wir möchten so dem Unbekannten, dem Fremden, dem Unerhörten einen Ort geben. Einen Ort für das Fremde in dem uns Eigenen. Das ist Gastfreundschaft, und das ist immer auch ein Wagnis, ein Wagnis für beide Seiten. Aber aus diesem Wagnis entsteht die Spannung, die solche Begegnungen so attraktiv macht. Die Kunst der respektvollen Begegnung mit dem Fremden und den uns Fremden ist gerade in unserer Zeit zur Überlebenskunst avanciert. Deshalb: Wir brauchen nicht nur Sozialstationen, wir brauchen auch Kunststationen!

In den Kunstobjekten der Klasse Visch wird Ihnen, meine Damen und Herren, Unbekanntes und Nicht-Deutbares begegnen. Ich möchte Sie einladen, sich nicht vorschnell Ihre Meinung zu bilden. Lassen Sie Kunst mit den Fragen, die sie auslöst, an sich heran, haben Sie Geduld, bis sich etwas erschließt und lassen Sie es zu, daß manches verborgen bleibt. Wir müssen nicht alles entschlüsseln, versprachlichen und verstehen. Das Geheimnisvolle hat sein eigenes Recht. Erst wer zu ihm findet, findet auch zum Staunen, dem Anfang allen Denkens.

Das Besondere der Weingartener Künstlersymposien liegt in der Möglichkeit, mit den jungen Künstlern selbst persönlich ins Gespräch zu kommen über ihre Werke und die Gedanken, die sich in ihnen ausdrücken. Ich freue mich, daß dieses Gespräch möglich ist. Und wir möchten schon heute darauf aufmerksam machen, daß wir am Ende dieses Symposiums eine Abschlusdiskussion führen möchten – mit Ihnen und den Künstlerinnen und Künstlern. Sie sind herzlich eingeladen, Ihre Kritik, Ihre Fragen und Eindrücke mit in dieses Gespräch einzubringen.

Ich wünsche ihnen, den Besuchern, daß Sie in der Begegnung mit der Kunst der Klasse Henk Visch entdecken, daß in die schöpferischen Prozesse dieses Symposiums gegenseitige Inspirationen eingegangen sind zwischen den Künstlern, ihren Werken und der Klosteranlage Weingarten, dem Entstehungsort ihrer Kunst.

Wir von der Akademie danken der Klasse Henk Visch, daß sie unsere Einladung angenommen hat. Und wir tun das mit Freude! Denn nicht nur „Gast zu sein, ist eine schöne Sache“ (Klasse Henk Visch), sondern auch Gastfreundschaft zu üben.“

Aus der Eröffnungsrede von Dr. Calleen:

„... Die erste, am 23. März dieses Jahres eröffnete Ausstellung mit dem Titel „Der kleine Mehrwert“ sollte – von außen nach innen, aus den Ateliers heraus und ohne jede Berührung – die Arbeiten nach Weingarten hineinbringen. Die zweite Ausstellung von heute sollte die Richtung und den Ansatz genau umkehren. Aus der ersten Berührung sollten vor Ort die eigentlichen Berührungen, Aus-Einander-Setzungen und Ent-Gegen-Setzungen mit dem geistigen und materiellen Raum von Weingarten entstehen. Und wie die heutige Präsentation zeigt, ist das den Künstlern und Künstlerinnen in mannigfacher, höchst individueller und überzeugender Weise gelungen. So wurden die Objekte entweder in Einzelarbeiten, Werkgruppen oder gleich in mehreren, unterschiedlichen Exponaten ausgeführt. Varianz und Reichtum der hier entstandenen, bildnerischen Lösungen sind überwältigend, bedenkt man die kurze Zeitspanne des Symposiums.

Was mich bis heute immer noch sehr beeindruckt, ist der gemeinschaftliche Geist der Klasse Henk Visch. Vergleicht man diese Haltung des sozialen und kollegialen Miteinanders mit dem aktuellen Kunstbetrieb, kann man von einer künstlerischen Erneuerung sprechen. Ohne jede Einschränkung und Ausjurierung konnte jeder Student – und das ist in deutschen Kunstakademien eher unüblich – an beiden Ausstellungen in Weingarten teilnehmen. Die Klasse stellt sich somit selbst dar, und es werden hier nicht die Vorlieben eines Akademie-Professors ausgestellt. Und nur ganz nebenbei möchte ich anmerken, wie froh ich bin, daß nicht nur ein „Ausländer“ dieses Symposium als Lehrer künstlerisch geleitet hat, sondern daß es ein uns benachbarter Niederländer war,

der überzeugend belegen konnte, daß eine demokratische Gruppen-Haltung auch in der Kunst ihre Ver-Ortung kennt.

Bei der ersten Ausstellung im März beschränkte sich jeder Student auf die Grundform und Größe eines Tapeziertisches und entwickelte daraus wie darauf seine eigene künstlerische Lösung. Die qualitätsvolle Fülle der künstlerischen Werke entstand aus einem gleichzeitigen Mangel an größeren Ausstellungsflächen. Während des Bildhauer-Symposiums erfolgte die Verteilung der Standorte ebenso nur in gegenseitiger Absprache. Ständig tauschte man sich über den jeweiligen Stand des eigenen Schaffens aus. Überhaupt wurde neben all dem praktischen Machen der Reflektion des eigenen Handelns sehr viel Zeit, Energie und Aufmerksamkeit gewidmet.

Jeder einzelne wurde so zu einem Teil des ganzen, gemeinschaftlichen Kunstprozesses. Im Vordergrund stand nicht die Präsentation einer Sammlung von einzelnen bzw. vereinzelt Kunstobjekten, sondern die Idee einer gemeinsam durchdachten, miteinander ausdifferenzierten und persönlich weiterentwickelten Gruppenausstellung. Dabei erhielt die Konzeption der Gruppe den gleichen Stellenwert wie die bildnerische Idee des einzelnen. Trotz und gerade wegen der zahlreichen gegenseitigen Abstimmungen wurde der Raum für die eigene künstlerische Individualität niemals verletzt oder gar in Frage gestellt. Jeder einzelne war gezwungen, sich mit der Gemeinschaft, mit den besonderen Rahmenbedingungen von Weingarten wie auch mit seiner eigenen künstlerischen Konzeption intensiv auseinanderzusetzen. Wahrhaftig keine einfache Aufgabe. Vielleicht aber ein Grund dafür, warum so viele unterschiedliche Arbeiten entstehen konnten.

Getragen von einem theoretischen Ansatz, versuchte ein jeder, sein Bild und seine Position von und gegenüber zu Weingarten mit gestalterischen Mitteln zu finden und zu formulieren. Für Willkür oder Beliebigkeit war keiner zu haben. Bei aller überreichen, sinnlichen Intuition gab es in der Gruppe wie bei jedem einzelnen die wachsame Instanz der kritischen Reflektion. Aus dieser selbst auferlegten Strenge gebar sich die künstlerische Freiheit und der individuelle Reichtum der Gruppe. Und diese ambivalente Dialektik aus Mangel und Fülle brachte die Pluralitäten hervor.

Dabei kennen die in Weingarten verwendeten Werkstoff-

fe schier keine Grenzen, sondern lediglich den Zustand der permanenten, phantasievollen Grenz-Überschreitung: Stein, Glas, Textilien, Kunststoff, Metalle, Holz, Gips, elektrischer Strom, Lampen, Pflanzen, Photographien, Videoarbeiten, serielle Objekte, Klanginstallationen, künstlicher Rasen, Fundstücke, industriell vorgefertigte Produkte, Beton, eine Gummipuppe, eine durchlöchernte Bodenplatte, Straßenfragmente aus Teer, Schuhe, ausgehobene Erdlöcher, Knetgummi, Spiegel, süße Plätzchen, Tauschen und Schenken, Geben und Nehmen und zu guter Letzt das Geld gehören unter anderem zum offenen Repertoire der gestalterischen Ausgangsmaterialien. Grundsätzlich wie augenfällig unterscheiden sich die Werke des diesjährigen Bildhauer-Symposiums in Inhalt und Form von den vorherigen Symposien.

Und ganz nebenbei und ohne laute Gebärde hat man sich vom klassischen Bildhauerbegriff verabschiedet. Die partikularistische, klassische Auffassung der auf sich bezogenen „Volumen-Plastik“ wurde zugunsten der ganzheitlichen, materiell und immateriell miteinander kommunizierenden „Raum-Plastik“ aufgegeben. Es ging nicht darum, das Volumen der einzelnen plastischen Arbeit aus sich heraus zu artikulieren, sondern den geistigen wie dinglichen „Um-Raum“ in das Kunstwerk mit einzubeziehen.

Die Werke wollen nicht nur darstellen, wiedergeben, reagieren oder inszenieren, sondern aus dem Hier und Jetzt im umfassenden Sinne nach vorne hin agieren. Gleichzeitig suchen sie die offenen Ent-Gegen-Setzungen zu den Traditionen und Rahmenbedingungen, ohne sie negieren zu wollen. Die Raum und Zeit überwindende Kommunikation und Inter-Aktion werden auf diese Weise zum erweiterten, künstlerischen Ausgangsstoff.

Niemals stand eine Verliebtheit zum eigenen Werkstoff im Vordergrund, sondern der synthetisierende Versuch, Material, Raum und Geist in ein wechselseitiges, energetisches, aber auch katalysatorisches Spannungsverhältnis zu bringen. Dabei werden die entstehenden Spannungen nicht als Ausgangspunkt für effektiv inszenierte Provokationen verstanden, sondern als handlungsinizierende Herausforderungen, neue Zugangsweisen, Erlebnis-Welten und Prozesse in Gang zu setzen. Nicht nur der Künstler und die Kunst waren und sind vor Ort herausgefordert, sondern ebenso die Sinne des Betrachters als Teil des aktivistisch gesinnten Kunstobjektes.



Ohne die Fähigkeit einer selbstvergessenen Auf- und Hingabe, ohne Los-Lassen und neuem Fest-Halten werden wir hierbei nicht auskommen können, wollen wir die Konturen des Neuen, Unbekannten und des ganz und gar anderen erspüren: Wandel durch Annäherung, Annäherung durch Wandel.

Die Künste wie die Religionen haben bei allen Unterschieden bestimmt eines gemeinsam: Sie verlangen nach einer totalen Durchdringung mit Blick auf das Ganze der Welt. Sie erzeugen die visionäre Kraft, an einer sozialen, geistigen, aber auch zweckfreien, über den Beweisen stehenden, sinnlichen Gestaltung des Lebens mitzuwirken. Sie fragen nicht nach rationalisierbaren Gewißheiten oder schönen Ein-Sichten. Sie fragen eher nach dem offenen, gestalterischen Prozeß der komplexen Viel-Sichtigkeiten jenseits von gelehrsamem Ein-Deutigkeiten und gefälliger Erbauung.

Mit einem Zitat von Romano Guardini möchte ich meine zeitbedingt lücken- und skizzenhafte Einführung beenden: „Viele ahnen, daß Kultur etwas anderes ist, als die Neuzeit gemeint hat: keine schöne Sicherheit, sondern ein Wagnis auf Leben und Tod, von dem niemand weiß, wie es ausgehen wird.“ Eine wahrhaft fundamentale Erkenntnis, die von Romano Guardini bestimmt nicht nur für die Welt der Kunst und Kultur formuliert wurde.“

Die Material-, Formen- und Themenvielfalt kannte so gut wie keine Grenzen. Dabei fiel auf, daß sich die meisten Studierenden der Stuttgarter Akademieklasse vom klassischen Bildhauerbegriff und der traditionellen Bearbeitung von Stein, Holz und Metall verabschiedet hatten. Statt dessen bediente man sich moderner Medien und Materialien, unter anderem in Form von Kunststoffen, audiovisuellen Gerätschaften oder elektrifizierter Objekte. Dazu kamen ferner die künstlerischen Elemente von Performances, Installationen, Objekten, Aktionen und temporären Ortsverwandlungen. Große Zustimmung fanden die künstlerischen Ergebnisse des Symposiums in der Presse. Nur vereinzelt – aber das gehört nun einmal zur modernen Kunst – kam es zu ablehnenden Äußerungen von seiten der Besucher und Besucherinnen oder von ortsansässigen Künstlern und Künstlerinnen. Im Katholischen Sonntagsblatt vom 15. Juni 1997 schrieb Christina Mayer überrascht, irritiert und begeistert zugleich:

Wer schreit, bekommt einen Keks

Junge Künstler experimentieren auf dem Gelände der Akademie in Weingarten

„Ich wollte ausprobieren, wie Verführung funktioniert.“ Daniela Dietmann verführte in Weingarten mit selbstgebackenen Keksen. Das klingt ziemlich hausfraulich, aber die Studentin hatte anderes im Sinn, als ein Lob für ihre Backkunst zu ernten. Sie sammelte beim 4. Weingartener Bildhauersymposium Klänge für eine Klanginstallation. Besucher bekamen den leckeren Keks nur, wenn sie innerhalb des barocken Gemäuers des Weingartener Klosterhofes einmal ordentlich losbrüllten. Die Künstlerin tauschte einen Keks für einen Schrei. Was da innerhalb von zwei Werkwochen in Weingarten entstand, mutet schon ziemlich seltsam an. Da puhlt eine Studentin schmale Streifen Kunstrasen in die Fugen des Kopfsteinpflasters. Ein anderer montiert Hinweisschilder in die blinden Fensterspiegel der Außenmauer. Ein dritter brütet über einem Foto mit fremden Galaxien, und ein vierter schleift mit Hingabe an einem Paar Engelsflügel. Alle Arbeiten der 21 Künstler aus der Klasse Henk Visch der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Stuttgart antworten in ihren Kunstwerken auf die besondere Umgebung des barocken Klostergeländes. Die jungen Künstler sind der „Magie“ dieses kultur- und geschichtsträchtigen Ortes auf der Spur.

Werke in Wechselwirkung zum Kloster

Das 4. Weingartener Bildhauer-Symposium findet nach einer fünfjährigen Pause dieses Jahr nicht mit etablierten Künstlern, sondern mit Studenten statt. Das Ausstellungskonzept wurde vom Kunstreferenten der Akademie der Diözese, Justinus Maria Calleen, neu erarbeitet. Die Studenten stellen zweimal aus. Zunächst brachten sie im April ihre Atelierarbeiten nach Weingarten. Dann hatten sie zwei Wochen Zeit, sich mit dem Ort Weingarten auseinanderzusetzen. Die Produkte dieser Werkwoche sind jetzt zu sehen. Sie stehen alle in einer deutlichen Wechselwirkung zum Kloster. Denn mit der modernen Kunst verändert sich auch Weingarten:

Der Steinmetz Stefan Schulz fühlte sich von dem gelben Sandstein der Basilika angesprochen. Er meißelt aus einem Steinquader einen Sitz, wie er formgleich auf dem Gelände an verschiedenen Orten herumsteht. Auf seinen Sitz kommt allerdings eine tabernakelähnliche Kiste, darauf ein Sandkissen, und ganz oben plazierte er eine Schrotte. So nennt man die steinernen Bruchstücke, die beim Behauen des Steins wegspringen. Einerseits geht es dem Künstler um Erholung, da er ein Abfallbröckchen auf komplizierte Art erhaben zur Schau stellt. „Es geht mir aber auch um Zeit, Zeit, die ich bei dieser Arbeit mit mir verbringe, und um Zeitphänomene.“ „Die Zeit geht hier in Oberschwaben sowieso anders“, stellen fast alle Künstler fest, die überwiegend zum ersten Mal in barocker

Umgebung arbeiten. Viele verfallen in eine kontemplative Stille. Ursula Becker hat sich auf die Toilette zurückgezogen. Hier hat sie Ruhe und vor allen Dingen Wasser für ihre Gipsarbeiten. Goldene Spindeln sollen an der Ausstellung aus dem Boden ragen. Stephan Bombaci verfolgt das Phänomen Zeit in seinen Fotokollagen. „Morgens beim Marmeladenbrot-Streichen den Geist in das All schicken und gleichzeitig die Füße in den Schuhen spüren“ heißt der vielsagende Titel seiner Arbeit. Er beschreibt und zeigt die wohlvertraute Spannung zwischen himmlischer Ferne und dem Festgehalten-Sein am Boden des Alltags.

Kaum Mut für einen wirklich herzhaften Schrei
Erste Auswirkung der Ausstellung sind jetzt schon rund um Weingarten hörbar. So erzählte eine Touristin in einer Eisdielen ihrer Bekannten, sie hätte ein ganz komisches Erlebnis gehabt. Sie sei im Kloster aufgefordert worden zu schreien. Dabei sei es ihr ganz seltsam ergangen, und sie habe gemerkt, daß sie sich kaum getraute, einen wirklich herzhaften Schrei loszulassen. Die beiden Frauen unterhielten sich lange über alle möglichen Lautäußerungen. So sammelt die Künstlerin nicht nur Schreie für eine Klanginstallation, sondern auch Begebenheiten und Geschichten. In ihnen schreibt sich die Geschichte des Ortes Weingarten auf kuriose Weise fort.

4. Weingartener Akademie-Bildhauer- Symposium Klasse Prof. Henk Visch

Staatliche Akademie der Bildenden Künste Stuttgart

Finissage und Abschlusdiskussion

22. Oktober
Weingarten
60 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Leitung:
Dr. Justinus Maria Callen M.A.



„Viel Feind, viel Ehr“

Kulturelles (Über-)Leben in der Region Oberschwaben–Bodensee

20. März
Weingarten
64 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Leitung:

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

Referentin:

Dr. Gisela Linder, Weingarten

Der Anlaß für die Veranstaltung war eine hitzige und zu Teilen auch polemisch geführte Diskussion, die die Gemüter in den Zeitungen der Region Oberschwaben-Bo-

densee über Monate beschäftigte. Beklagt wurde von den Betroffenen, daß von seiten der Politik und der Verantwortlichen zuwenig für eine professionelle und hochstehende Kulturförderung geleistet würde. Dazu kam ein leidenschaftlich ausgetragener Konflikt zwischen den hauptberuflichen Künstlern und den Hobby-Künstlern. Immer wieder wurde das Fehlen von objektiven Kunstkriterien und die beliebige, nicht an Qualitätskriterien orientierte Ausstellungspolitik bemängelt. In dieser aufgeladenen und ein wenig verfahrenen Situation wollte die Akademie vermitteln und lud die langjährige, erfahrene Kulturjournalistin Dr. Gisela Linder in das Tagungshaus nach Weingarten ein. Sabina Leichs kommentierte für die Schwäbische Zeitung (22.3.1997) die Diskussionsveranstaltung mit folgender Einleitung: Rund 50 Interessierte kommen zum Clubabend der Diözesan-Akademie, um mit Dr. Gisela Linder über Kultur in der Region zu diskutieren

Photographie: Justinus Maria Calleen, „On est né seul, on mourra seul“ (Für...), 1993



Das Lob auf die Heimat ist mit vielen Namen und Anekdoten garniert

„Wir haben eine Streitkultur in Oberschwaben“, betont Dr. Gisela Linder immer wieder. Die ehemalige Feuilleton-Redakteurin der Schwäbischen Zeitung beleuchtete am Donnerstagabend auf dem Martinsberg schlaglichtartig das kulturelle Leben in der Region. Eingeladen zu Vortrag und anschließender Diskussion hatte die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Heftige Auseinandersetzungen in Leserbriefen über Kunst und Kultur waren der Anlaß für das Treffen in Weingarten gewesen.

Rund 50 Teilnehmer hörten Gisela Linders Vortrag zu, in dem Namen, Ereignisse und Anekdoten rasant wechselten und immer wieder ihr Lob auf die Heimat durchschimmerte. Neben Heinrich Böll und Martin Walser wurden die vielbeachteten Wolfegger Konzerte ebenso erwähnt wie der Künstler Sepp Mahler aus Bad Wurzach. Aber auch die Intoleranz der oberschwäbischen Bevölkerung beschrieb Gisela Linder mit Beispielen.

So hatten 1975 in Kißlegg aufgebrachte Bürger versucht, eine Lesung mit Günter Grass zu verhindern. Die Journalistin, die auch selbst als Autorin und Herausgeberin von Büchern fungiert und Ausstellungen organisiert, attestierte ihren Oberschwaben zwar Intoleranz, aber doch auch große Lebendigkeit. Das zeige sich nicht nur bei den Kulturschaffenden der Provinz, sondern sei auch bei den Besuchern von Ausstellungen, Konzerten und Theateraufführungen zu beobachten: „Die Streitkultur, das ist die Chance für alle am kulturellen Leben Beteiligten“, betonte sie gegenüber dem Publikum.

Das jüngere Publikum – ausnahmslos Studierende der Akademie für Bildende Kunst mit ihrem Professor Henk Visch, die ab Sonntag Arbeiten auf dem Weingartener Martinsberg präsentieren – bekam jedenfalls wirklich eine Chance. Die Nachwuchskünstler erfuhren, worauf sie sich einlassen, falls sie mit ihren Arbeiten hier Einfluß nehmen wollen.

Was macht ein Kunstwerk zum Kunstwerk?

16. April
Stuttgart-Hohenheim
142 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Leitung:
Dr. Maria Justinus Calleen M.A.

Referent:
Prof. Dr. Helmut Bachmaier, Konstanz

Die Frage nach den „echten“ Qualitätskriterien der Kunst gehört wohl zu den Hauptanliegen des zeitgenössischen Kunstdiskurses. Im Oktober vergangenen Jahres hatte die Akademie zu einem hochkarätig besetzten, interdisziplinären Symposium „Was ist das: Kunst?“ eingeladen. Die Mehrzahl der Bewerber für die Tagungsteilnahme konnte damals leider nicht berücksichtigt werden. Aus diesem Grunde und um den Diskurs inhaltlich weiterzuführen, wurde der Konstanzer Germanist und Kunstförderer Professor Helmut Bachmaier eingeladen. In Anlehnung an die biblischen Zehn Gebote versuchte er, in zehn Punkten ein analytisches Bewertungssystem für die künstlerischen Qualitätskriterien zu entwickeln. Regina Käsmayr vom Katholischen Sonntagsblatt (18.5.1997) gelang es in bemerkenswerter Präzision, den umfangreich und subtil angelegten Vortrag mit wenigen, aber stichhaltigen Worten wiederzugeben:

„Kunst“ ist nicht gleich Kunst

Prof. Helmut Bachmaier wagt eine Definition von Kunst

Während einige Freunde moderner Kunst stundenlang vor einer weißen Fläche stehen können und darin die Antworten auf sämtliche Fragen der Menschheit sehen, schütteln andere nur verständnislos den Kopf. Was der erste noch als provozierende Darstellung bewertet, ist für den zweiten schlichtweg „ekelhaft“. Doch was macht nun ein Kunstwerk zum Kunstwerk? Professor Helmut Bachmaier, Literaturwissenschaftler an der Universität Konstanz, wagte eine Definition im Rahmen einer Diskussion in der katholischen Akademie in Stuttgart-Hohenheim.

Theorien über „die Kunst“ gibt es viele, doch in der Praxis sind sie kaum bis gar nicht anwendbar. Eine Darstellung ist ein Kunstwerk, wenn es betroffen macht, heißt es da zum Beispiel, wenn es kreativ, nicht langweilig oder einfach nur neu ist. Bachmaier widerspricht diesen Definitionen mit der Aussage: „Diese Urteile besagen nichts über ein Kunstwerk, sondern über den Urteilenden.“

Im Gegenzug stellt er „Zehn Gebote“ auf – Kriterien, die allesamt erfüllt sein müssen, um ein Kunstwerk zum Kunstwerk zu machen. Zum ersten ist das die „singuläre Totalität“, die besagt, die Komposition müsse einmalig und unverfälscht sein.

Zweitens: die „Unverfügbarkeit“. Das Werk muß für sich allein stehen können, darf also nicht zweckgebunden sein.

Drittens: die „Selbstreferenz des Kunstwerks“. Es verweist gänzlich auf sich selbst, ist in sich stimmig und besitzt eine erkennbare Botschaft.

Als viertes Gebot nennt Bachmaier die „Offenheit des Kunstwerks“. Verschiedene Deutungen der Betrachter dürfen sich nicht ausschließen, eine immer wieder neue Auseinandersetzung mit dem Bildnis muß möglich sein.

„Alterität“ als fünftes Kriterium besagt, daß nur solches ein Kunstwerk ist, das etwas nicht Alltägliches darstellt, das Blicke fängt und sich vom Gewohnten unterscheidet.

Sechstes Gebot: Eine Darstellung soll ihre „Historizität“ wahren, also in ihrer geschichtlichen Herkunft einordenbar sein, ohne dabei zum bloßen Relikt zu erstarren.

Siebens: „Kommunikativität“. Das Werk muß imstande sein, einen Dialog zwischen sich und dem Betrachter anzuregen. Dieser ist Voraussetzung, um ein Werk zu verstehen, um es zu analysieren und letztendlich zum Kunstwerk zu deklarieren.

Achtes Gebot ist die „Erfüllungsgestalt“. Eine Darstellung erfüllt den Sinn ihrer Existenz, wenn sie beim Betrachter eine Glückserfahrung auslöst.

Als neuntes Kriterium nennt Bachmaier die „Expressivität“. Nicht nur im Kopf des Künstlers darf ein Werk ausdrucksvoll sein, sondern es soll seinen Charakter auch beim Betrachter durchsetzen können.

Zehntes und letztes Gebot ist die „Negativität“. Sie besagt, daß ein Kunstwerk niemals die Wirklichkeit, sondern stets deren Verneinung darstellen muß.

Nicht erfüllen kann diese 10 Kriterien laut Bachmaier zum Beispiel der verhüllte Reichstag von Christo und Jeanne Claude. „Das war für mich kein Kunstwerk, sondern eine grandiose zirkusähnliche Veranstaltung.“ Auch Joseph Beuys „Fettfleck“ nennt er lediglich ein „kulturelles Symptom“ oder ein „rituelles Zeichen“.

„Große Schwierigkeiten habe ich vor allem mit Georg Baselitz“, betont Bachmaier. „Viele seiner Werke sind für mich purer Dilettantismus.“

Eine solch klare Entscheidung über Kunst und UnKunst zu fällen, fiel allerdings Bachmaiers Zuhörern auch nach dem Vortrag nicht leicht.



Photographie S. 130:
Justinus Maria Calleen,
„Rosige Bewegungen“,
für E.M. und F.M., 1997

Photographie S. 131:
Justinus Maria Calleen,
„Romeo und Julia“,
für T. Weber, 1993

Hitlers willige Verdränger

Wolfgang Borchert – Ein kritisches Literaturportrait

20. November
Weingarten
63 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Leitung:
Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

Referent:
Prof. Dr. Volker Neuhaus, Köln

Anlässlich des 50. Todestages von Wolfgang Borchert (20.11.1947) hat die Akademie zum kritischen Literaturgespräch eingeladen. Der renommierte Kölner Germanist Prof. Dr. Volker Neuhaus hatte in Anlehnung an die Goldhagen-These seinen Vortrag unter den Titel „Hitlers

willige Verdränger – Zur Bedeutung Wolfgang Borcherts für die deutsche Nachkriegsliteratur“ gestellt. In seinem Referat wies Neuhaus neben einer literaturwissenschaftlichen und geschichtlichen Einordnung auf die gesellschafts- und sozialwissenschaftliche Bedeutung von Borchert hin.

Die Art und Weise, wie der Schriftsteller auf die Ereignisse und Ergebnisse des Zweiten Weltkrieges einging und die Folgen der frühen Nachkriegszeit beschrieb, und in welcher Form die Leserschaft sein Werk aufnahm, scheint nach dem Referenten von einer deutlichen Verdrängungsleistung getragen zu sein. In dem Werk von Borchert, seiner öffentlichen Rezeption und seiner bevorzugten Verwendung für deutsche Schulbücher sieht Neuhaus bei aller literarischen Qualität auch unübersehbare analytische Anteile und (literatur-)historische Belege für eine spezifisch deutsche „Unfähigkeit zu trauern“. Rundfunkjournalist Pit Klein war von der Ankündigung der Literaturveranstaltung begeistert und lud den Kölner Germanisten Prof. Dr. Volker Neuhaus für die „Kulturnotizen“ im SDR-2 (20.11.1997) zum fünfminütigen Interview ein:



P. Klein:

Manchmal ist es geradezu spannend, auf den Plan zu gucken, mit dem die Redaktion eine Sendung, wie z. B. diese Kulturnotizen, vorbereitet. Da steht im vorliegenden Fall: „Hitlers willige Verdränger – Wolfgang Borchert als Dichter des deutschen Selbstmitleids“.

Der Anlaß ist unstrittig. Wolfgang Borchert starb heute vor 50 Jahren, einen Tag vor der Uraufführung seines inzwischen weltberühmten und vielgespielten Stückes „Draußen vor der Tür“, in einem Krankenhaus in Basel. Der Krieg hatte seine Gesundheit radikal ruiniert. Das ist, wie gesagt, unstrittig. Aber ist er ein Dichter deutschen Selbstmitleids, der durch die Beschreibung des Krieges und seiner Folgen, wie ihn die Deutschen durchmachen mußten, diesen Deutschen hilft, ihre Untaten, die sie ja zweifelsohne auch begangen hatten, zu verdrängen? Diese Frage geht an Prof. Dr. Volker Neuhaus, Neuere deutsche und vergleichende Literaturwissenschaft der Uni Köln. Der muß das wissen. Sie wissen das, Herr Neuhaus?

V. Neuhaus:

Ja, ich habe diesen Titel gewählt. Ich werde in der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart in Weingarten bei Ravensburg über Borchert sprechen zu seinem Todestag. Und ich habe aus diesem Anlaß nochmal die natürlich meistens uns wohlvertrauten Kurzgeschichten durchgelesen und auch das Drama, das Sie schon erwähnt haben, „Draußen vor der Tür“ und Ihre Formulierung, „den Krieg, den die Deutschen durchleiden mußten“, das ist im Grunde schon ..., das trifft mitten 'rein. Ich will jetzt auch gar nicht als jüngere Generation (ich war zwei Jahre bei Kriegsende, vier Jahre, als Borchert starb), will ich nicht irgendwie richten, sondern nur aufzeigen, daß dieser kometenhaft, raketenhaft zum Klassiker aufgestiegene Dichter nichts artikuliert hat als das Leiden der Deutschen im Krieg, am Krieg, in einem Gefängnis, wo nicht näher beschrieben wird, wie man da 'reinkommt, und die Bomben und den Hunger der Nachkriegszeit. Daß, wie Sie auch gesagt haben, die Deutschen auch irgend etwas getan haben, kommt bei Borchert nicht vor. Will er denn den Deutschen dazu verhelfen zu verdrängen? Das will er sicher nicht. Nein, aber er hat die eingeschränkte Perspektive, jetzt sind ziemlich frisch noch in einem Taschenbuch seine Briefe erschienen; er hat sich wesentlich als

Opfer gefühlt und hat das niedergeschrieben aus seiner Erfahrung. Das war richtig. Ich habe deshalb ja jetzt auch nicht Borchert mit dem Titel angesprochen, sondern die, die gesagt haben, das ist *der* deutsche Dichter nach 45. Bereits sechs Jahre nach seinem Tod begann seine Karriere als Schulbuchklassiker. Es war für das konservative deutsche Gymnasium Rekordzeit. Er wurde kurz nach seinem Tode mit Georg Büchner verglichen. Und er hat sich ja bis heute im Schulkanon gehalten, und das sagt etwas über die Art aus, wie die Deutschen bis Ende der fünfziger Jahre den Krieg erlebt haben. Nämlich im wesentlichen als seine Opfer.

P. Klein:

Hatte der Krieg den Borchert zu einem radikalen Pazifisten gemacht?

V. Neuhaus:

Auch nicht, er war im Grunde ein unpolitischer Mensch. Er ist ins Gefängnis gekommen wegen Wehrkraftzersetzung usw., weil er in Briefen Formulierungen geschrieben hat, die tausend andere Soldaten oder zehntausend andere auch geschrieben hätten, Tausende vielleicht geschrieben haben. „Nun sind wir hier an der Ostfront mit all dem Sterben, das doch so sinnlos ist“, und solche Formulierungen. Und diese Briefe sind zufällig in die Hände der Justiz gefallen, und er ist damit zu Gefängnis und später zu Strafbataillon verurteilt worden, was ihm auch alles so eine untadelige Biographie gibt. Man kann ihn selbst gar nicht jetzt als hundertfünfzigprozentigen Nazideutschen oder dergleichen oder auch Nationalisten einstufen. Er war im Grunde ein künstlerisch besessener Mensch, für den die Krankheit das Schrecklichste war, ein fürchterliches Leberleiden, das er sich zugezogen hat, an dem er ganz jämmerlich dann eingegangen ist unter unsäglichen Leiden. Das Schlimmste daran war, daß es ihn an seinen soeben eingegangenen Bühnenverpflichtungen als Dramaturg, Intendant und dergleichen gehindert hat.

P. Klein:

Wie ist denn das Gedicht zu bewerten: „Da gibt's nur eins, dann gibt es nur eins, sag' Nein“. Das ist doch die Aufforderung, nie wieder zur Waffe zu greifen?

V. Neuhaus:

Ja, das ist richtig. Aber es bleibt perspektivlos, „... doch die deutsche Mutter sagt Nein, sagt alle Nein“, usw. Klar. ... Sie lesen Borcherts Kurzgeschichten und erfahren im Grunde nicht, wer da schießt – das heißt irgendwie, die Deutschen bleiben unter sich im wesentlichen.

P. Klein:

Also im Widerstand gegen Hitler war er nicht, das haben Sie schon gesagt, und Bernd M. Kraske von der internationalen Wolfgang-Borchert-Gesellschaft in Hamburg schildert ihn als einen smarten jungen, lebensfrohen Mann, der hinter jedem Rock her war, als Strahlemann und Hallodri. Dagegen ist ja nichts zu sagen, nur man stellt ihn sich immer etwas depressiv vor. War er nicht?

V. Neuhaus:

Nein, war er nicht. Und er bedauerte, wegen seines schweren Leberleidens weder rauchen noch trinken zu dürfen, wenn Freunde ihn besuchten, und er war ein lebensfroher junger Mensch. Schreckliche Umstände und eben zweifelsfrei ein Opfer dieses Krieges. Aber daß dieser Krieg von Deutschen ausgegangen ist und begonnen worden ist und daß zunächst einmal nicht die Deutschen die Opfer waren, sondern die Polen, die Franzosen, in ganz hohem Maße die Sowjetunion mit den höchsten Todeszahlen und dergleichen, das kommt bei Borchert nicht vor. Ich mache ihm keinen Vorwurf daraus, sondern daß diese Sicht der Nazizeit des Krieges, des Bombenkrieges und der ersten Nachkriegszeit, daß die die klassische und herrschende und über die Schulen immer wieder perpetuierte geworden ist, kann man als Literaturwissenschaftler einfach feststellen.

P. Klein:

Prof. Dr. Wolfgang Neuhaus über Wolfgang Borchert, der heute vor 50 Jahren gestorben ist.

Der Zorn des Mitleids

Heinrich Böll – Ein kritisches Literaturportrait

10. Dezember

Stuttgart-Hohenheim

95 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Leitung:

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

Referent:

Erich Kock, Köln

Aus Anlaß des 80. Geburtstages von Heinrich Böll (21.12.1917) hatte die Akademie zum kritischen Literaturgespräch mit Erich Kock, dem renommierten Kölner Autor zahlreicher Sachbücher, Biographien und Fernsehdokumentationen, eingeladen. Als Privatsekretär hatte er von 1961 bis 1968 täglich intensiven Umgang mit dem einzigen deutschen Nachkriegs-Literaturnobelpreisträger (1972). Vor dem Hintergrund seiner persönlichen Einblicke stellte Kock ein bisher in der Öffentlichkeit kaum bekanntes, umfassendes Portrait vor.

Während Böll zu Lebzeiten als der umstrittenste deutsche Literat galt und von den konservativen Medien mit Häme und übler Nachrede verfolgt wurde, ist heute seine literarische Bedeutung – und nicht nur als kompromißloser Humanist und politisch engagierter Moralist – unangefochten. In ihrer Septemбераusgabe vom letzten Jahr kam (sogar) die FAZ zu dem uneingeschränkten Urteil: „Böll war Deutschland. Seit seinem Tod ist seine Position vakant.“ Brigitte Jähnigen von der Stuttgarter Zeitung (17.12.1997) faßte die Veranstaltung zusammen:

Erich Kock spricht in Hohenheim über Heinrich Böll – Die widerständige Macht

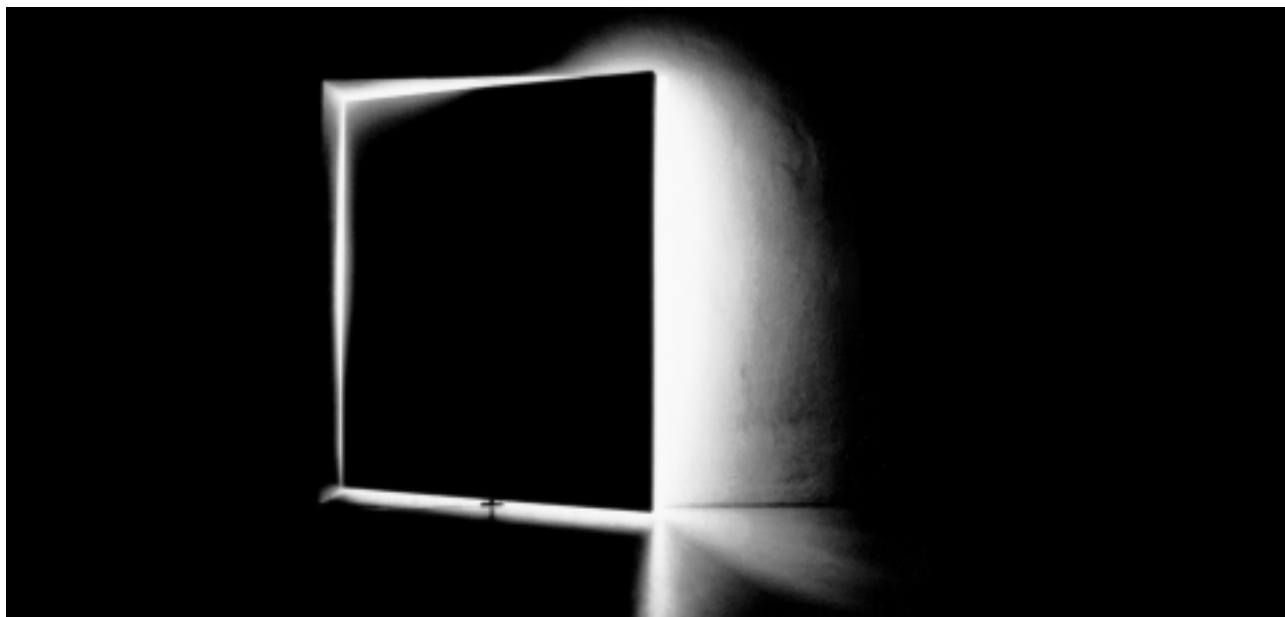
Auf dem Grab in Bornheim-Merten sollen täglich frische Blumen liegen. Und der Grabstein sei mit kleinen Steinen übersät. Heinrich Böll, der am 21. Dezember 80 Jahre alt geworden wäre, ist von Deutschen und Juden nicht vergessen, sagt Erich Kock. Heinrich Böll, Vertreter einer Generation, die keineswegs unschuldig ist „an diesem Jahrhundert der Verzweiflung“ (Kock), habe sich mit Wortmacht und Wahrhaftigkeit gegen das Vergessen gewehrt. Denn Erinnern sei „eine widerständige Macht“.

Von einem „kaum bekannten Böll“ wollte der Kölner Autor, Fernsehjournalist und frühere Privatsekretär Bölls beim Akademieabend in Hohenheim sprechen. Und tatsächlich erzählte Kock anekdotisch aus der Sicht des langjährigen Freundes von einem Menschen, den er als bohrend hartnäckig, finanziell großzügig, verzweifelt ob der politischen Situation in Deutschland, fromm, rechthaberisch, nachdenklich und eitel beschreibt. Die Männerfreundschaft begann 1963 mit der Anfrage Bölls bei Erich Kock. Beide arbeiteten beim WDR.

Der Journalist Kock hatte „Billard um halb zehn“ und „Haus ohne Hüter“ rezensiert. Als Privatsekretär hatte Erich Kock Briefe von Lesern zu beantworten, „Routinelächler und Wichtigtuier“ abzuwiegeln und zu Weihnachten „schier unermeßliche Mengen an Kölnisch Wasser an die Ehefrauen von Dissidenten“ zu verschicken. Überhaupt staunte Kock über das Ausmaß der Böllschen Hilfsbereitschaft, die von New York bis Moskau reichte. Und Kock sah, daß Bölls Bücher „die Frucht ziemlicher Mühen und zahlreicher Schreibstationen“ waren. Daß er „mit einem weinenden und einem lachenden Auge“ schrieb und „mit Kölscher Treffsicherheit“ Verwandte und Freunde dazu benutzte, sie in satirischen Werken wie in „Nicht nur zur Weihnachtszeit“ zu verewigen.

Auf die RAF-Zeit angesprochen und „Die Demaskierung des Heinrich Böll“ (Helmut Schelsky in der „Welt“) durch (nicht nur) die Springermedien, gestand Erich Kock: „Böll war sehr allein.“ Heute sehe er: Böll war „zornig aus Mitleid“ und bat im Zusammenhang mit den RAF-Terroristen „um Gnade als Christ“. Schon 1963 habe Böll ob der Phantasielosigkeit der Politiker gebeten: „Laß dich in diesem Irrenhaus Bundesrepublik nicht verrückt machen.“ Als Deutschlands damals wohl umstrittenster Schriftsteller 1985 starb, stand die Beerdigung des Katholiken unter dem Motto der Therese von Avila: „Schlafd nicht. Schlafd nicht. Es gibt keinen Frieden.“

Photographie: Justinus Maria Calleen, „Ungeduldiges Fenster eines Adventskalenders“, für Ulrike Eickenbusch, 1997



Der Herrenberger Altar

Integrale Kunstbetrachtung mit neuen Medien

Expertengespräch

13.–16. Mai
Weingarten
16 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dr. Hermann Josef Schmitz
Dr. Heinz Hermann Peitz

Mag sein, daß Mr. Bell sich nicht träumen ließ, wozu sein Telefon einmal gut sein würde, mag sein, daß er sich die Nutzung seiner Erfindung ganz (?) anders vorgestellt hatte: Ihren Verwendungszweck generieren technische Erfindungen nur begrenzt aus sich selbst. Daß gegenwärtig Multimedia primär mit Actionspielen assoziiert wird, hat auch damit zu tun, daß ein gesellschaftlicher Dialog über die Nutzung der neuen Techniken nur begrenzt und mit wenig kreativer Phantasie geführt wird. Auf Kultur und Computer können sich viele Kulturschaffende eben keinen Reim machen. Zwischen Technikfreaks und Kulturbegeisterten herrscht im günstigsten Fall Funkstille.

Da stimmt ein Projekt hoffnungsvoll, das die Sindelfinger Kunsthistorikerin Dr. Ingrid Burgbacher-Krupka gemeinsam mit ihrem Mann, dem Informatiker Konrad Burgbacher (vermutlich stimuliert durch den innerfamiliären Dialog) auf den Weg gebracht hat: der Herrenberger Altar im virtuellen Raum. Das Werk Jörg Rathgebs in der Stuttgarter Staatsgalerie und der verwaiste Chorraum der Herrenberger Stiftskirche werden real wohl kaum mehr zusammenkommen. Dabei sind sie konzeptionell untrennbar verflochten, und eins erschließt erst das andere. Können die neuen digitalen Techniken helfen, mindestens virtuell zusammenzuführen, was zusammengehört, und so einen neuen Verstehenszusammenhang erschließen? Kann darüber hinaus der zeit- und kunst-

geschichtliche Zusammenhang in neuer Weise erschlossen werden? Kann so der Frömmigkeitsgeschichtliche und theologische Kontext dieser „steingewordenen Liturgie“ neu erlebbar gemacht werden?

Interdisziplinär arbeiten in diesem Projekt Kunstgeschichtler, Historiker, Theologen, Architekten und Informatiker zusammen, das Spektrum reicht von der dreidimensionalen, begehbaren Rekonstruktion in der „Cave“ des Fraunhofer-Instituts IAO in Stuttgart-Vaihingen bis zu den im Internet zugänglich gemachten Arbeiten eines Seminars der Fakultät für Architektur an der Universität Stuttgart. Dies alles nicht in einem nur formal zusammengebundenen Nebeneinander, sondern in einem intensiven dialogischen Miteinander.

Im Kontext dieses laufenden Dialogs lud die Akademie nun Mitarbeiter des Projekts und hochrangige Experten aus dem In- und Ausland zu einem Symposium ein. Von Hohenheim aus fuhr man zunächst nach Herrenberg und erlebte dort mittels einer aufwendigen Projektion, wie die alte Ausstattung des Chorraums virtuell und doch ungeahnt real präsent wurde. Eine lateinische Begrüßung und eine Hinführung durch den Herrenberger Stadtarchivar Dr. Janssen und die Rezitation einer zeitgenössischen Predigt von Gabriel Biel gaben dem Zeitsprung zusätzlich Farbe. Am nächsten Tag dann z.T. skeptische, auf jeden Fall tastende Bewegungen in der Cave: Nicht nur der Kirchenraum, auch die Altarbilder selbst konnten virtuell begangen werden. Das ergab ungeahnte Perspektiven bis hin zu ganz realen Schwindelgefühlen. Schließlich die gemeinsame neue Begegnung mit dem Originalwerk in der Staatsgalerie, wo die Aufstellung inmitten grüner Wände durch das Vorhergehende zugleich relativiert und skandalisiert erlebt wurde.

In Weingarten fand dann ein intensiver Austausch der verschiedenen Fachperspektiven statt. Das größte Problem dabei war, die Kompetenz der Teilnehmer und ihrer Beiträge in ein zeitliches Raster zu bändigen. Scheinbar skurile Perspektiven wie eine ornithologische Bestandsaufnahme der Altarbilder wurden zur faszinierenden Bereicherung, die Person Jörg Rathgebs blieb leidenschaftlich fragwürdig, kunstgeschichtliche Bezüge und Differenzen wurden anschaulich, Zugänge zum historischen und theologischen Kontext versucht, mediale Spezifika diskutiert und die neuen technischen Möglichkeiten auf ihre Potentiale, aber auch ihre Grenzen

befragt. Das Programm kann nur einen Eindruck von dem Spektrum der behandelten Themen vermitteln. Einig war man sich darin, daß multimediale Mittel eine neue Darstellung ermöglichen, in der sich der Rezipient nicht mehr linear wie im Buch, sondern frei und womöglich auch assoziativ bewegt. Darüber hinaus machten die Teilnehmer eine Erfahrung, die auch die Studenten des Architekturseminars der Stuttgarter Universität aus ihrer Erfahrung bestätigten: Die neuen Medien verändern nicht nur die Präsentation, sie führen auch zu neuen Fragen, sie lassen neu und anders sehen.

Computersimulation des Herrenberger Altares

Programm:

Eröffnung im Chorraum der Stiftskirche

Was ist? Was war?

Dr. Roman Janssen, Stadtarchivar, Herrenberg

Zeitgenössische Predigttexte

Dr. Gerhard Faix, Stuttgart

Der Herrenberger Altar in der Staatsgalerie

Dr. Elsbeth Wiemann, Staatsgalerie Stuttgart

Rudolf Veit, Universität Stuttgart



Der Herrenberger Altar im virtuellen Kunstraum
Dipl.-Ing. Roland Blach, Fraunhofer-Institut IAO, Stuttgart-Vaihingen

abends in Weingarten:

Der Herrenberger Altar im virtuellen Raum –
Erfahrungen eines Seminars an der Fakultät für
Architektur der Universität Stuttgart
*Dipl.-Ing. Constantin Boytscheff, Dr. Klaus Jan Philipp
und Studenten, Universität Stuttgart*

Theologische Kontexte des Altars
– frömmigkeitsgeschichtlich
– biblisch
– liturgisch

Impulse:

Liturgisches Kirchenjahr
Dr. Roman Janssen, Stadtarchiv Herrenberg

Die ganze Natur spricht
Prof. Dr. Ulrich Bubenheimer, PH Heidelberg

Bilderwelt Ratgebs und Zeitbilder der
Bauernkriege

Historische Kontexte
– Bauernkrieg
– Brüder vom gemeinsamen Leben
– Sozialgeschichtliche Aspekte
– Kunsthistorische Zuordnungen

Impulse:

Selbstverständnis und Organisation der Brüder vom
gemeinsamen Leben
Dr. Gerhard Faix, Universität Stuttgart

Jerg Rathgeb, Künstler und Bürger
Dr. Lisa Farber, Pace University New York

Lebensprofile: Bürger – Bauer
Dr. Günter Scholz, Bauernkriegsmuseum Böblingen

Kunsthistorische Kontexte

Impulse:

Narren und Spieler im Welttheater
Rudolf Veit, Universität Stuttgart

Druckgraphische Anregungen und deren Umsetzung
in der Reformationszeit
Dr. Elsbeth Wiemann, Staatsgalerie Stuttgart

Wandmalereien im Karmeliterkloster Frankfurt
Prof. Dr. Viktoria Schmidt-Linsenhoff, Universität Trier

Architektur im Bild
Dr. Klaus Jan Philipp, Universität Stuttgart

Möglichkeit zur Sichtung und Diskussion des Films:
Bei lebendigem Leib
Erinnerungen an Jörg Rathgeb
Rainer C. Wagner, SDR Stuttgart

Mediale Spezifika
Formale und dramaturgische Strukturen

Impulse:

Filmdramaturgie
Rainer C. Wagner, Haus des Dokumentarfilms, Stuttgart

Visionen im virtuellen Raum
Dipl.-Ing. Constantin Boytscheff, Universität Stuttgart

Informationsraum
Dipl.-Ing. Roland Blach

Videodramaturgie
Prof. Dr. Thomas Kuchenbuch, FH Druck Stuttgart

Hypermedien
*Dipl.-Ing. Konrad Burgbacher u. Dr. Ingrid Burgbacher-
Krupka, Sindelfingen*

PR statt Journalismus?

Wieviel Journalismus leisten wir uns (noch)?

18. Hohenheimer Mediengespräch
in Zusammenarbeit mit
Zentralstelle Medien der Deutschen
Bischofskonferenz

23.–24. Oktober
Stuttgart-Hohenheim
71 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz
Dr. Hella Tompert, Bonn

Referentinnen/Referenten:

Hubert Karl Boos, Köln
Nelly Chatziioanou, St. Gallen
Dr. René Grossenbacher, Zürich
Dr. Michael Hermann, Weingarten
Dr. Kurt Hesse, Nürnberg
Ulrike Kaiser, Bonn
Prof. Dr. Stephan Ruß-Mohl, Berlin
Dr. Ansgar Zerfaß, Stuttgart

Aus der Begrüßung von Akademiedirektor
Dr. Gebhard Fürst:

„PR statt Journalismus: Wieviel Journalismus leisten wir uns (noch)? – Die Headline der Tagung, zu der ich Sie begrüße, benennt kein Allerweltsthema, sondern – bei aller gebotenen Vorsicht mit Dramatisierungen – ein an den Lebensnerv einer funktionierenden Demokratie gehendes Problem: Ohne öffentliche Kommunikation kann es keine politische Meinungs- und Willensbildung geben, und ohne politische Meinungsbildung fällt eine Demokratie in sich zusammen. Das zentrale Or-

gan öffentlicher Kommunikation ist der Journalismus. Ohne funktionierenden Journalismus also keine funktionierende Demokratie!

Meine Damen und Herren, so stellt sich mir der Rahmen für das 18. Hohenheimer Mediengespräch dar, das von Anfang an immer in enger Kooperation zwischen der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart und der Zentralstelle Medien der Deutschen Bischofskonferenz durchgeführt wird. Ich begrüße deshalb besonders akzentuiert den Leiter der Zentralstelle Medien der Deutschen Bischofskonferenz, Herrn Dr. Reinhold Jacobi. Seien Sie herzlich willkommen!

Ich möchte Ihnen, sehr geehrter Herr Dr. Jacobi, in diesem Kontext und aus Anlaß der Eröffnung der Hohenheimer Mediengespräche für die langjährige, ebenso kompetente wie angenehme Kooperation herzlich danken, die auch wieder zu dieser Tagung geführt hat.

Die Kooperation ermöglicht den beiden Instituten, der Zentralstelle und der Akademie, jeweils wichtige Themen und Probleme im Medienbereich aufzugreifen und dafür auch qualifizierte Experten, Teilnehmerinnen und Teilnehmer zu gewinnen. Für diesen produktiven Synergieeffekt sind wir von der Akademie dankbar. Und ich darf dies auch im Namen von Herrn Dr. Hermann-Josef Schmitz sagen, der an der Akademie die Medien als Schwerpunkt seiner Arbeit vertritt und von seiten der Akademie diese Tagung mit leitet. Und ich möchte das Gesagte auch beziehen auf Frau Dr. Hella Tompert, die als Referentin der Zentralstelle Medien diese Tagung mit vorbereitet hat und mit leiten wird.

Meine Damen und Herren, wir brauchen die von mir angesprochenen Synergieeffekte, wollen wir mit den einschneidenden Veränderungen, die sich im Medienbereich derzeit vollziehen, angemessen, sachkompetent und wirkungsvoll umgehen.

Die derzeitigen Veränderungen im Medienbereich beurteile ich als durchaus dramatisch. Sie stellen den Journalismus in seinem herkömmlichen Selbstverständnis in Frage: Ich meine das Selbstverständnis und das Ethos der präzisen Recherche und der sachgerechten, differenzierten Information im Interesse des informierten und deshalb urteilsfähigen Bürgers in einer demokratischen Gesellschaft.

Die Veränderungen kann ich nur stichwortartig skizzieren:

1. Punkt: Kapitalagglomeration

Der technische Investitionsbedarf, der einhergeht mit der rasanten Entwicklung der Kommunikationstechnologie, der allgewaltige Faktor Markt und die Notwendigkeit, zu ihm Zutritt zu bekommen und auf ihm mächtig zu werden oder unterzugehen, sowie die konkurrierenden Multimedia-Unternehmen machen aus Zeitungsverlagen, Druckzentren, Rundfunkanstalten usw. kapitalintensive High-Tech-Medienunternehmen. Unternehmen, die sich zuerst als Wirtschaftsunternehmen verstehen und wohl verstehen müssen. Unternehmen, die nicht unbedingt und auch in der Regel nicht mehr zuerst publizistisch interessiert und engagiert sind. Journalismus degeneriert in dieser sich ökonomisierenden Welt zum Kostenfaktor. Werbung und PR avancieren – ökonomisch gedacht – zum entscheidenden Faktor.

2. Zu der aus den skizzierten Mechanismen resultierenden gigantischen Zusammenballung von Kapital tritt als zweites Moment der Veränderung die *Digitalisierung und Vernetzung* der Informationen und Informationszentren. Technisch kann sich bereits (fast) jeder ohne großen Aufwand direkt an (fast) jeden wenden. Was heute schon möglich ist, wird morgen wirklich und selbstverständlich sein.

3. Die sachbezogene Information gerät unter dem Diktat des Marktes und der Konsumentenorientierung in den Sog des omnipotenten Kriteriums „*Unterhaltungswert*“ und unterwirft sich den Gesetzen der Unterhaltungstechnik. Aus dem nüchternen Informationsgeschäft wird das *Big Business des Infotainment*.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, der in dem skizzierten übermächtigen Kontext allenthalben zu diagnostizierende Boom der Kommunikationsbranche ist demnach noch lange kein Boom des Journalismus.

Auch einem nicht defätistisch veranlagten Zeitgenossen, für den ich mich halte, drängt sich doch auf, im folgenden einige Gefahren zu markieren:

- Die öffentliche Kommunikation läuft Gefahr, im Boom der Kommunikationsbranche ihre Themen, ihre Qualität und ihre Verbindlichkeit zu verlieren.
- Die gigantische Informationsfülle produziert eine Ge-

sellschaft, Bürgerinnen und Bürger, die *overnewsed but underinformed* sind. Die Informationsgesellschaft bringt nicht unmittelbar die informierte Gesellschaft hervor.

- Die sich als Wirtschaftsfaktoren verstehenden Medienunternehmen produzieren eine Infotainmentflut, in der so etwas wie Sachwissen, Orientierung und Kritik immer weniger schick werden, dem Geschäft abträglich erscheinen und in der sich die Lautesten, die Schriellsten und Grellsten durchsetzen.

Ob gegenüber solchen Mächten die Leitvorstellung und Alltagswirklichkeit einer Zivilgesellschaft standhält, darf und muß gefragt werden.

Damit sind wir bei der eingangs festgestellten Interdependenz von Demokratie und Journalismus, und deshalb ist die Frage dieses 18. Hohenheimer Mediengesprächs nicht einfach nur eine berufspolitische oder berufsethische, sondern es geht in der zugespitzten Formulierung „PR statt Journalismus?“ in der Tat um Essentials einer demokratischen Gesellschaft.

Meine These zum Schluß: Die Journalisten, der Journalismus und die Medien sind in der Rolle der Moderatoren einer öffentlichen Kommunikation, die es verdient, so genannt zu werden, unersetzbar. Das Wort im öffentlichen Dialog öffentlich zu erteilen, neue Themen in den Kommunikationsprozeß einzuspeisen, Zwischenergebnisse im Diskurs zu formulieren und gesellschaftliche Entwicklungen und Prozesse zusammenzufassen: Dieses ist für eine demokratische Gesellschaft wesentlich und deshalb weder ersetzbar noch vernachlässigbar. Es sei denn, man nimmt in Kauf, das System Zivilgesellschaft zu beschädigen und in Frage zu stellen.

An die Grundfunktionen und Grundleistungen von Journalismus zu erinnern und sie neu einzufordern, ist gerade in Zeiten, in denen überall von Kostenminimierung, Einsparungen und ökonomischer Effizienz die Rede ist, höchst angebracht. Andernfalls setzten wir uns bewußt der Gefahr aus, dem ökonomischen Diktat die lebenserhaltenden Systeme unserer demokratischen Gesellschaft zu opfern.

Wieviel Journalismus leisten wir uns? Diese Frage, meine Damen und Herren, die schon in der Formulierung die ökonomische Dimension berücksichtigt, geht allerdings

nicht in der Ökonomie auf. Die Frage, wieviel Journalismus wir uns leisten wollen, sollen und müssen, zielt auf die politische Gestaltungsaufgabe, die sich uns gegenwärtig unabweisbar stellt.

FUNKKORRESPONDENZ 47-48. 97

Immer weniger Zeit für journalistische Arbeit

Hohenheimer Mediengespräch über Probleme zwischen PR und Journalismus

Public Relations (PR) – eingedeutscht: Öffentlichkeitsarbeit – bestimmt die Berichterstattung der Massenmedien. Gleichzeitig unterliegt journalistische Arbeit durch Rationalisierung und ökonomisches Effizienzdenken einem zunehmenden Produktionsdruck, der ausreichende Recherche immer schwerer macht. Angesichts des Einflusses der Öffentlichkeitsarbeit auf die Themenauswahl in Presse, Radio und Fernsehen müssen sich nun auch humanitäre Organisationen den Gesetzmäßigkeiten professioneller Selbstdarstellung anpassen. Dies war eine Erkenntnis, die das 18. Hohenheimer Mediengespräch (Thema „PR statt Journalismus?“) lieferte.

Die Veranstaltung, organisiert von der Zentralstelle Medien der Deutschen Bischofskonferenz und der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, fand am 23. und 24. Oktober in Stuttgart statt. Die faktische Ohnmacht journalistischer Arbeit gegenüber strategisch geplanter PR läßt Appelle wie den, guter Journalismus sei einer demokratischen Gesellschaft verpflichtet, genauso hilflos erscheinen wie den Hinweis, die Bürger seien angesichts der Flut an Medienprodukten heutzutage ohnehin „overnewsed but not informed“, wie es auf der Tagung formuliert wurde. Der aus Sicht der Medienunternehmen allein wichtige ökonomische Erfolg publizistischer Produkte lasse keinen Platz mehr für eine Debatte über die Aufgabe der Medien und Journalisten in der modernen Gesellschaft.

Daten und Fakten zur Macht der Öffentlichkeitsarbeit lieferte auf der Stuttgarter Veranstaltung René Grossenbacher vom Forschungsinstitut Publicom AG in Zürich. Dabei kritisierte er falsche Mythen des Journalismus. So sei der Anspruch, die vierte Gewalt im Staat zu sein, die die Mächtigen kontrolliere und die Öffentlichkeit objektiv informiere, in Wahrheit schon immer eine Fiktion gewesen. Journalisten seien immer Vertreter der Meinung der Mächtigen gewesen. Organisierte Öffentlichkeitsarbeit gebe diesem Status jetzt einen weiteren Schub. Mittlerweile kämen auf einen journalistisch Tätigen vier Öffentlichkeitsarbeiter, und sie präsentierten den Medi-

en Informationen „pfannenfertig“. Wer hingegen nicht zur professionellen PR in der Lage sei, komme in der Berichterstattung nicht mehr vor. Politik werde durch PR ersetzt, aber die Medien forderten auch medientaugliche Politiker.

Die Mär von der vierten Gewalt

Für Grossenbacher ist journalistische Autonomie bei der Auswahl von Informationen eine Mär. Die Forschungen von Barbara Baerns über Zeitungsberichterstattung in Nordrhein-Westfalen hätten bereits vor 15 Jahren ergeben, daß zwei Drittel aller Beiträge in PR-Maßnahmen ihren Ursprung gehabt hätten. Schweizer Studien stützten die Erkenntnis, pressegerecht aufgemachtes PR-Material erreiche doppelt so viel Resonanz in der Berichterstattung. Die Arbeit der Journalisten begnüge sich oft nur damit, allzuviel Selbstlob des PR-Materials abzumildern. Kritik und Interpretation seien in der Medienberichterstattung meist nur in „homöopathischen Dosen“ feststellbar.

Redaktionen nur noch ein Kostenfaktor

Grossenbacher forderte, in der Journalisten-Aus- und Weiterbildung müsse innovatives Arbeiten gefördert werden. Wie groß vor allem bei der Weiterbildung von Journalisten hierzulande die Defizite sind, machte Professor Stephan Ruß-Mohl (Berlin) deutlich. Ihm zufolge gibt es an bundesdeutschen Universitäten nur 40 Studienplätze für journalistische Fortbildung. Zwar wüßten die PR-Leute, wie journalistische Arbeit funktioniere; hingegen hätten Journalisten kaum Kenntnisse über professionelle Öffentlichkeitsarbeit. Hier gilt es laut Ruß-Mohl, die Reflexion der Journalisten bei ihrer Ausbildung zu fördern, um so mehr, da die Grenzen zwischen PR und Journalismus zunehmend undeutlich würden.

Dieses Problem beleuchtete auch Ulrike Kaiser, Chefredakteurin der Zeitschrift „Journalist“ vom Deutschen Journalisten-Verband (DJV). Sie wies darauf hin, daß zwar einerseits die Zahl der freien Mitarbeiter im Journalismus wachse, daß sie andererseits von dieser Arbeit allein nicht leben könnten und deshalb oft auch mit PR und Werbung gleichzeitig ihr Geld verdienen müßten. Den fest angestellten Journalisten bei Tageszeitungen, Zeitschriften und Rundfunk gehe es ökonomisch eigentlich nicht schlecht; aber wie überall steige auch hier der Arbeitsdruck durch Rationalisierung. Die Zahl freiberuflich Tätiger steige. Mittlerweile stellten sie ein Viertel aller Berufsjournalisten. Die technische Entwicklung führe dazu, daß immer weniger Zeit für journalistische Arbeit bleibe, da zunehmend Aufgaben des technischen Produktionsprozesses durch Journalisten übernommen werden müßten. In den Medienunternehmen werden Redaktionen nach Ulrike Kaisers Worten zunehmend nur noch als Kostenfaktor betrachtet, den es zu reduzieren gelte – die Folge: Zunehmend werde auf PR-Material zurückgegriffen.

Doch was nutzt diese Kritik angesichts des allein zählenden Effizienzdenkens in Medienunternehmen und Gesellschaft? Wer nicht professionelle PR macht, kommt in den Medien nicht vor. Deshalb forderte Nelly Chatzioanou, die bei der Organisation „Menschen für Menschen“ (St. Gallen) bisher für Öffentlichkeitsarbeit zuständig war, die Arbeit von Non-Profit-Organisationen müsse sich ebenfalls an professioneller PR-Arbeit orientieren. Auch im sozialen Bereich aktive Organisationen stünden im Konkurrenzkampf um Spenden. Das heißt im PR-Jargon formuliert: Jeder muß auf dem Markt seine „Unique-selling-proposition“ finden, also die Einmaligkeit der Leistung seiner Organisation deutlich machen. Ihre Leistung bestehe im „Ablaß“, also: Menschen ein gutes Gewissen als Gegenleistung für eine Spende zu bieten, so Chatzioanou.

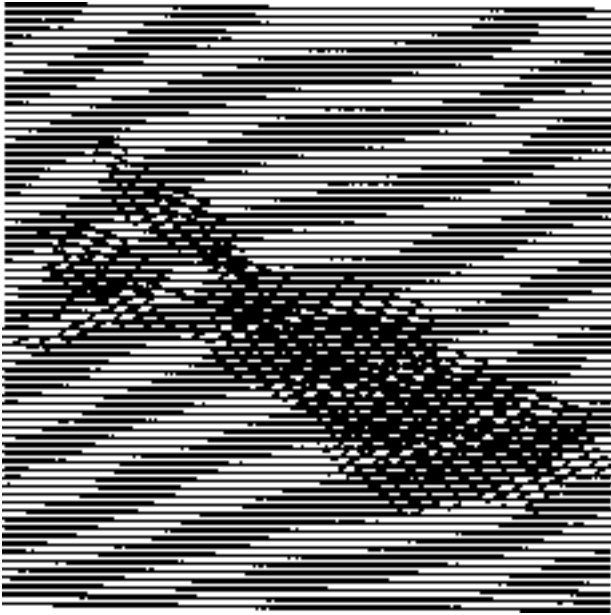
Laut der Vertreterin von „Menschen für Menschen“ steht diese Organisation in ihrer PR vor mehreren Problemen. Einerseits müßten schlechte Nachrichten transportiert werden, um Hilfsbereitschaft durch Spenden zu erreichen. Andererseits dürfe man dabei nicht zu drastisch vorgehen, da zu negative Informationen Menschen abschrecken könnten. Spender wollen helfen, ohne selber leiden zu müssen. Die Frage, was zumutbar sei, müsse auch bei der Information der Journalisten berücksichtigt werden. Dies stelle die Öffentlichkeitsarbeit einer Non-Profit-Organisation vor die Frage, wie oberflächlich sie sein dürfe. Die Grenze ist für Nelly Chatzioanou eine PR-Horrorvision à la „Bei uns gibt es ein gutes Gewissen durch Patenschaften für nur 9,90 Mark im Monat!“

Aktuell zeigen sich für die „Menschen für Menschen“-Vertreterin zwei Probleme bei sozialpolitisch engagierten Organisationen. Dabei handelt es sich erstens um die zunehmende Ähnlichkeit zu kommerziellen Strukturen. So sei zum Beispiel Greenpeace mittlerweile in seinem Kampf um Marktanteile bei Spenden von einem kommerziellen Unternehmen kaum noch zu unterscheiden. Zweitens versuchten Wirtschaftsunternehmen mittlerweile, ihre Interessen verdeckt durch vermeintlich unabhängige Bürgerinitiativen zu vermitteln. So stehe hinter der Initiative der „Waste-Watchers“ ein Manager des Verpackungsmultis TetraPak.

Bürgerinitiativen der Wirtschaft

Die Stuttgarter Tagung zeigte, daß eine sozial und gesellschaftspolitisch orientierte Kritik am Einfluß von PR auf Journalismus und die Themen öffentlicher Diskussion dort, wo Erfolg der einzig gültige Maßstab sinnvollen Handelns ist, fossil zu erscheinen beginnt. Das heißt allerdings nicht, daß eine kritische Diskussion überflüssig wird. Wenn die Arbeit vieler Non-Profit-Organisationen nur noch im „Fundraising“, also in der Spendenbeschaffung besteht und sich eine Aktivierung der Bürger nur noch auf Geldspenden orientiert, ist allein ökonomisch orientierte, professionelle Öffentlichkeits-

arbeit die logische Konsequenz. Fragen nach den Folgen für Gesellschaft und politisches Bewußtsein treten dabei in den Hintergrund. Den Non-Profits droht allerdings, daß ihnen in Zukunft Wirtschaftsunternehmen das Wasser abgraben, wenn diese Unternehmen ihre PR-Macht dazu einsetzen, eigene Bürgerbewegungen zu gründen – was etwa so wäre, als sei „Brot für die Welt“ eine Aktion von „McDonald’s“.



Design: Dieter Groß

PR und Journalismus: Ein unmoralisches Angebot?

5. Internationaler Weingartener Bodensee-Journalistentag

20.–21. Juni
Weingarten
71 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dr. Michael C. Hermann, Ravensburg
Dr. Hermann-Josef Schmitz

Referenten:

Achille Casanova, Bern
Mag. Michael Dünser, Bregenz
Dr. René Grossenbacher, Oberrieden
Hans-Georg Koch, Stuttgart
Mag. Peter Marte, Bregenz
Dr. Urs Rellstab, Herisau
Erich Schütz, Friedrichshafen
Werner Schwarzwälder, Konstanz
Njoschi Weber, Friedrichshafen
Prof. Dr. Hans-Georg Wehling, Tübingen
Peter Welchering, Stuttgart

Textmanagement statt Recherche Wie die Öffentlichkeitsarbeit den Journalismus vereinnahmt – und umgekehrt

Dr. René Grossenbacher von der Publicom AG in Zürich kam in seinem Referat zu dem Ergebnis:

Öffentlichkeitsarbeit ist entscheidend an der Entstehung von Medieninhalten beteiligt. Die Themen sind weitgehend von der Öffentlichkeitsarbeit vorgegeben. Die Aktualität ist PR-gesteuert. Weitgehend PR-determiniert ist auch die Art und Weise, wie die Themen dargestellt werden und wie die behandelten Ereignisse interpretiert werden. Eine Kritik- und Kommentierungsleistung durch die Medien ist praktisch nur in homöopathischen Dosen feststellbar. Medienleistung beschränkt sich auf eine Selektion der behandelten Ereignisse und auf eine gewisse Neutralisierung der Selbstdarstellung durch Öffentlichkeitsarbeit, und schliesslich ermöglichen die Medien durch ihr technisches Potential die Publizität – die wichtigste Leistung überhaupt. Dies sind die realen Funktionen des Mediensystems – von einer Kontrollfunktion innerhalb der Demokratie, von einer Vierten Gewalt, kann jedoch kaum gesprochen werden.

Nun klingt das natürlich alles etwas pauschal, und Sie werden vielleicht mit Recht sagen: „Bei meinem Medium ist das alles ganz anders.“ In der Tat sind zwei Relativierungen anzubringen:

1. Die empirischen Resultate sind wesentlich durch die tagesaktuellen Medien geprägt. Nun ist es aber so, dass andere Medien wie z.B. Nachrichtenmagazine ganz andere Informationserschliessungs-Strategien verfolgen.

Die Recherche hat hier aus naheliegenden Gründen einen wesentlich höheren Stellenwert. Dasselbe gilt auch für Boulevardmedien. Die Befunde lassen sich mit diesem Hinweis aber nicht entkräften. Die Fokussierung auf tagesaktuelle Medien ist aus einer rezipientenorientierten Perspektive gerechtfertigt, denn es sind im wesentlichen die Tageszeitungen und die tagesaktuellen Sendungen in Radio und Fernsehen, welche die Informationsaufnahme und Meinungsbildung prägen.

2. Einen starken Einfluss auf den Umgang der Medien mit PR hat die Thematik. Der Einfluss der PR schwindet, je wichtiger ein Ereignis von den Medien beurteilt wird. Henrike Barth und Wolfgang Donsbach haben nachgewiesen, dass in Krisenfällen (z.B. bei einem Chemieunfall) der PR-Einfluss quasi ausser Kraft gesetzt ist und die journalistische Recherche eine ungleich grössere Rolle spielt. Wenn man will, kann man daraus eine Art Korrektivfunktion der Medien ableiten: Wenn es wirklich brenzlich wird, nehmen die Medien ihre Verantwortung schon wahr.

Es wäre also falsch, die Abhängigkeit der Medien von der Öffentlichkeitsarbeit als eine einseitige zu interpretieren. Die Vereinnahmung findet nämlich durchaus auch in der anderen Richtung statt.

Klar ist, dass das Mediensystem ohne die PR-Zulieferer kollabieren würde. Die Medien haben gar nicht die Kapazitäten, die Informationslawinen selbständig zu verarbeiten. Der Ruf nach mehr Recherche in Ehren, aber Recherchen brauchen personelle und zeitliche Ressourcen. Beides ist knapp, ganz besonders in wirtschaftlich schwierigen Zeiten. Die Medien profitieren somit von den Öffentlichkeitsarbeitern, indem diese wesentliche Vorleistungen erbringen. Sie profitieren aber auch von deren Know-how. Die Welt ist heute so komplex, dass Journalistinnen und Journalisten heillos überfordert wären, diese Komplexität ohne Hilfe von Fachleuten publikumsgerecht zu reduzieren. Auch hier hilft PR.

Das Bild einer einseitigen Beziehung zwischen PR und Medien ist auch deshalb falsch, weil PR-Schaffende ihre Aktivitäten den journalistischen Erwartungen anpassen. D.h. Öffentlichkeitsarbeiter antizipieren die Reaktionen der Medienleute und passen ihre Strategien diesen vermuteten Reaktionen an. Hier werden auch die Grenzen der Beeinflussbarkeit der Medien durch Öffentlichkeitsarbeit sichtbar. PR-Leute wissen natürlich, dass die Ge-

schichte ‚Hund beißt Mann‘ keine Publikationschancen hat. Ebenso wissen sie, dass allzu offensichtliche Verdrehung der Tatsachen kontraproduktiv ist.

Andererseits sind auch die journalistischen Strategien beim Umgang mit Informationen von Vorstellungen über die Quellen bestimmt. Bei diesem Prozess gegenseitiger Anpassung erweisen sich die stereotypen Vorstellungen über die jeweils andere Seite als durchaus dienlich. Die PR-Leute fürchten sich vor den kritischen Journalisten, und diese fürchten die Tricks der „geheimen Verführer“. Eine daraus resultierende erhöhte Vorsicht gegenüber der jeweiligen Gegenseite dürfte durchaus im Interesse der Informationsqualität liegen.

Trotz dieser ausgleichenden Mechanismen ist nicht zu übersehen, dass insgesamt die Gewichte höchst ungleich verteilt sind. Das PR-System hat auf Kosten der Medien gewonnen, und dieser Trend dürfte anhalten.

Was können die Medien dagegen tun? Sie können versuchen, permanent die eigenen Produktionsroutinen in Frage zu stellen, und sie können versuchen, innovative Ansätze der Informationserschliessung und Verarbeitung zu entwickeln. Gelingt dies nicht, steht zu befürchten, dass die journalistische Autonomie weiter eingeschränkt wird. Wobei aber die Frage bleibt, ob nicht die Vorstellung von den Medien als unabhängige Vierte Gewalt schon immer mehr Mythos als Realität war. Zu diesem Schluss jedenfalls kommt der amerikanische Ex-New York Times-Journalist und Journalistikprofessor Herbert Altschull in seinem Buch mit dem bezeichnenden Titel ‚Agents of Power‘ (‚Agenten der Macht‘), womit nicht etwa Öffentlichkeitsarbeiter gemeint sind, sondern die Medien, die – seiner Ansicht nach – schon immer und in allen politischen Systemen die Interessen der Mächtigen vertreten haben.

Die Medienunternehmer müssten einsehen, dass man mit Medienprodukten längerfristig nur Geld verdienen kann, wenn sie ein zufriedenes Publikum haben. D.h. Investitionen in die Redaktion, z.B. in die Recherchekapazitäten, sind ebenso nötig und auch wirtschaftlich wie Investitionen in die technische Produktion oder solche ins Anzeigenmarketing.

Die Journalisten, und zwar insbesondere solche von tagesaktuellen Printmedien, sollten aufhören, dem ‚Fetisch Aktualität‘ zu huldigen! Obwohl die Tageszeitungen den Wettlauf um die letzte Neuigkeit längst gegen die

elektronischen Medien verloren haben, ist unter Zeitungsjournalisten Aktualität immer noch das Mass aller Dinge. Dieser Zwang zur Sofortverwertung verhindert, dass Hintergründe beleuchtet und Zusammenhänge hergestellt werden.

Gefragt wären auch Konzepte des redaktionellen Informations-Managements. Ich zähle dazu den Aufbau neuer Quellensysteme sowie die Nutzung bestehender, aber unberücksichtigter Quellen. Das Internet bietet sich an dieser Stelle als leistungsfähiges und kostengünstiges Instrument an.

Die konsequente Offenlegung der Quellen wäre der erste und am einfachsten zu realisierende Therapieschritt. Öffentlichkeitsarbeit ist interessengebunden. Ich meine, dass Medienkonsumenten mindestens das Recht haben zu erfahren, woher eine Information kommt. Dies wird aber noch allzuoft verschleiert. Statt dessen wird PR als Eigenleistung verkauft. In etwa jedem zweiten, auf PR basierenden Beitrag bleibt die Quelle ungenannt.

Stetes Bemühen – war's das?

Medienpädagogik: Eine Bilanz

20. Stuttgarter Tage der Medienpädagogik

14.–15. März
Stuttgart-Hohenheim
108 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz
Heidi Büchler-Krienke, Stuttgart
Martin Dellit, Stuttgart
Hanns-Georg Helwerth, Stuttgart
Frank Hintrager, Stuttgart

Referentinnen/Referenten:

Dr. Rolf Bäumer, Stuttgart
Eva Bürgermeister, Köln
Dr. Hildegard Bußmann, Stuttgart
Dr. Helga Jud-Krepper, Ludwigsburg
Ulrich Kamp, Ludwigshafen
Gert K. Müntefering, Köln
Dr. Hans Paukens, Marl
Karl-Ulrich Templ, Stuttgart
Prof. Dr. Gerhard Tulodziecki, Paderborn
Dr. Wolfgang Wunden, Stuttgart

Aus dem Rückblick von Dr. Wolfgang Wunden (SDR), Initiator der Stuttgarter Tage:

Um es vorweg zu sagen: Die Resignation, die aus dem Titel der Tagung sprechen könnte, teile ich nicht: weder in bezug auf die Medienpädagogik allgemein, noch in bezug auf diese Veranstaltungsreihe. Wir haben uns nicht „stets bemüht“ (in Zeugnissen eine sehr schlechte Bewertung!), sondern wir waren und sind beteiligt an einer Erfolgsgeschichte. Wenn ich an das erste Fachgespräch für Medienpädagogik 1978 an diesem Ort zurückdenke, dann tue ich es mit Stolz und in der Überzeugung, daß hier auf einem wichtigen Feld Bedeutsames geleistet wurde.

...

In allen Veranstaltungen dieser zwanzig Jahre haben inhaltliche Aspekte die dominierende Rolle gespielt. Über das Sehen und Gesehenwerden, über den geselligen Aspekt also hinaus ging es weniger um Hochglanz und PR, sondern um die Sache der Medienpädagogik selbst. Im Vordergrund standen dabei nicht theoretische Glasperlenspiele, es ging vielmehr um eine Praxis, die sich ihrer wissenschaftlichen Hintergründe versichern wollte. Pseudointellektuelle Spiegelgefechte fanden bei den Veranstaltern keine Resonanz. Aber immer war der Wille zu spüren, Projekte einzubetten in die Reflexion über sie. Grundlagenreflexion – das war Konsens – ist erforderlich, erstens um die praktische Arbeit abzusichern; zweitens um der medienpädagogischen Arbeit einen Platz im öffentlichen Diskurs zu sichern, den sie damals noch weniger hatte als heute.

....

Zu den zentralen Konzepten moderner Medienpädagogik gehört die Medienkompetenz. Ich wage die Behauptung, daß alles, was in den Veranstaltungen geschehen ist, der Förderung der Medienkompetenz gedient hat: insbesondere bei denen, die als Multiplikatoren, als Lehrer und Erzieher die entsprechenden Inhalte und Methoden in die Gesellschaft hinein vermitteln.

...

Von Anfang an waren für mich die „Stuttgarter Tage“ mit der Idee verbunden, es müsse ein Netzwerk entwickelt werden; ein Netzwerk, das dem individuellen und gesellschaftlichen, aber auch wirtschaftlichen und politischen Bedarf an Kompetenzen dienlich sein sollte, die bei der rasanten Entwicklung von Medien und Kommunikationswegen unabdingbar wären. Die Diskussion über Technologien und ihre gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Nutzung sollte dabei nicht abgekoppelt sein von der individuellen und gesellschaftlichen Basis. Mithin war es die Aufgabe, zum einen Institutionen zum Kommunizieren zu bringen und so das Know-how aller Beteiligten fruchtbar zu machen; zum andern galt es, angesichts der Übermacht ökonomisch-industrieller und politischer Art in dem Feld der Telekommunikation alle Kräfte zu bündeln und zu gemeinschaftlicher Aktion zu bringen, die dazu, alternativ im Sinne gesellschaftlicher und ethischer Rationalität, einen gewichtigen Beitrag leisten könnten. ... Die Hoffnung hat nicht getragen. Die Stuttgarter Tage, obschon ein flüchtiges Sozialgebilde, haben als ein Sammelpunkt gemeinsamer Bemühungen, als Brennglas für Kommunikation über Kommunikation stabile organisatorische Zusammenhänge geschaffen und gefördert, die wirklich nennenswert sind.

Aus dem Beitrag von Dr. Hans Paukens, Leiter des Adolf-Grimme-Instituts, Marl:

„Medienpädagogik und Erwachsenenbildung. Eine Standortbestimmung“:

Die Erwachsenenbildung hat bei der Vermittlung von Medienkompetenz einige wichtige Aufgaben.

Die erste Aufgabe bezieht sich auf die sich verändernde Lernorganisation. Ich möchte auf einen Unterschied hinweisen, der eben darin besteht, daß beim Lernen in den und mit den Medien eine pädagogische Instanz fehlt,

die zwischen dem Wissen und dem Individuum vermittelt.

Die Menschen eignen sich das Wissen immer häufiger selbst an. Bildungs- und Lernprozesse finden nur in einem geringen Ausmaß in institutionalisierten Bildungszusammenhängen statt. Lernen und Bildung sind wesentlicher Teil täglicher Erfahrung und täglichen Handelns. Solche Lern- und Bildungsprozesse sind nicht pädagogisch strukturiert und daher vielleicht besser mit dem Begriff der Aneignung zu beschreiben. Aus einem solchen Konzept der Aneignung folgt, daß es eine Entscheidung des einzelnen ist, ob und wie er sich Inhalte, Themen aneignet. Ein solches Konzept unterstellt zudem eine Aneignungsfähigkeit, sozusagen eine methodische Kompetenz. Die Aufgabe der Weiterbildung besteht m. E. darin, Medienkompetenz im Sinne von Aneignungskompetenz zu vermitteln.

Die sich daraus ableitende Aufgabe besteht in der Bestimmung dessen, was im Kontext neuer Kommunikationstechnologien eine solche Aneignungskompetenz ausmacht. Dazu will ich einige Schlüsselbegriffe aus der Bildungsdebatte benennen: Beurteilungsvermögen, Deutungsvermögen, Selbstbestimmung, Transparenz, Eigenaktivität, Offenheit, Kreativität und Neugier, Medienkritik, Qualitätsbewußtsein, Orientierungsfähigkeit, soziale und ethische Verantwortung etc.

Auf eine zweite Dimension der Veränderung von Lernen und Lehren will ich aber auch eingehen. Durch Multimedia, so wird prognostiziert, wird Lernen weiterhin individualisiert. Es führt zu einer Dezentralisierung von Lernorten sowie zu einem unermeßlichen Zugriff auf internationale Wissens- und Datenbestände. Weiterbildung muß darauf reagieren und Lernen anders und neu organisieren. Es ist davon auszugehen, daß die neuen Kommunikationstechnologien bislang existierende Kulturformen und pädagogische Beziehungen in Frage stellen. Die Integration dieser Mediensysteme in den klassisch strukturierten Unterricht wird fehlschlagen. Daher scheint es mir dringend erforderlich, die Beziehungen zwischen institutionell verfaßten und individuell stattfindenden Lernprozessen zu bedenken und zu erproben und die jeweils existierenden Leistungen zu stärken.

Erwachsenenbildung hat zudem die gesellschaftspolitische Aufgabe, zu verhindern, daß sich eine neue soziale Frage in der Mediengesellschaft aufwirft, und zwar die

Trennung zwischen denjenigen, die finanziell, sozial in der Lage sind, sich dieser neuen Kommunikationstechnologien zu bedienen, und denjenigen, die aus biographischen, ethnischen und finanziellen Gründen von der Nutzung dieser Kommunikationstechnologien abgeschnitten sind. Bildungspolitisch muß dafür gesorgt werden, daß die Infrastrukturausstattung geographische Chancengerechtigkeit herstellt und über Sozialtarife soziale Chancengerechtigkeit gesichert wird. Und dies muß die gesamte Palette medialer Daseinsvorsorge abdecken, damit alle die Möglichkeiten haben, an der Informationsgesellschaft zu partizipieren.

Ungleichheiten, die z. B. durch Alter, Bildung, Lebensort, Armut oder ethnische Herkunft entstehen, können durch mangelnde Kompetenz verstärkt, ja potenziert werden. Daher wird es auch und insbesondere Aufgabe der Bildungspolitik sein, dafür zu sorgen, daß die Entstehung einer zweigeteilten Gesellschaft verhindert wird – eben eine Zweiteilung in Informationsarme und Informationsreiche. Hier ist nicht nur Medienpolitik, sondern auch Bildungspolitik gefragt, denn die Weiterbildung muß in den Stand versetzt werden, ihren Beitrag zur informationellen Grundversorgung leisten zu können.

Aus dem Beitrag von Gert K. Müntefering (WDR), dem „Vater“ der „Sendung mit der Maus“:

Ich erlebe immer wieder, daß stellvertretend richtiger Umgang mit dem Fernsehen vor allen Dingen für andere, womöglich gefährdetere Personen gefordert wird. So rief mich ein Vater an, daß die Nacht der Mäuse – von Samstag auf Sonntag hatten wir im Ersten alle Spezialsendungen (Atommaus, Nachkriegsmaus, Rommaus etc.) ausgestrahlt – ja nun nichts für Kinder sei. Sicher, er würde mit seinen Kindern schon fertig, aber in anderen Familien sei das doch gewiß schwieriger.

Vor zwanzig Jahren haben nur wenige den Mut aufgebracht zuzugeben, daß sie sich unter Niveau amüsiert hatten. Da hat man sich dann lieber für andere geschämt. Heute wird einerseits die Verflachung des Fernsehens beklagt, andererseits wäre dadurch ja endlich Gelegenheit gegeben, die aufgestauten Bücher nun mal zu lesen. Nach wie vor, so meine Tatsachenfeststellung, gibt es mit der Heranführung auch der anderen Dritten Programme jeden Tag anspruchsvolle Porträts, Dokumen-

tationen, Filme, Reportagen und in der Vernetzung auch Alternativen im Kinderfernsehen zu den kommerziellen Flächen. Aber es ist viel schöner, sich über mangelndes Niveau aufzuregen.

Aber wir kommen nicht an der Tatsache vorbei, daß wir wählen und mit unserer Wahl dann leben müssen. Erziehung heißt auch Auswahl, Begründung und Dialog. Medienerziehung, oft gefordert und lange Zeit als technisches oder gesellschaftliches Baukastenprinzip mißverstanden, ist nur in einem umfassenden Erziehungsbild, das zum Beispiel Literatur und gewiß den Kanon der sozialen Beziehungen umfaßt, wirksam. Das technische Verständnis für Wirkweisen des Fernsehens hebt die Magie und Verzauberung nicht auf – zum Glück. Sie können einem Kind den Theaterdonner und den Blitz bei der Puppenbühne erklären. Wenn es soweit ist und der Zauberer erscheint, wird es sich an Sie klammern. Wenn nicht, so würde ich mir Sorgen machen.

...

In einer Welt, die zunehmend unübersichtlich ist, wo eben einfache Antworten fehlen, erfordert es von Kindern und Jugendlichen eine besondere Anstrengung, einen biographischen Lebenszusammenhang aufrecht zu erhalten oder fortlaufend zu koordinieren. Man muß ein instabiles Gleichgewicht ausbalancieren. Der Verlust von Autoritäten, von Hierarchie des Glaubens und von gemeinsamen Grundvorstellungen ist ja durch Merkmale einer Erlebnisgesellschaft nicht auszugleichen. Gewaltdramaturgien drücken zwar diese Erlebnisse global verständlich und verkaufbar aus. Aber das kann doch nicht akzeptiert werden. Wer auf offene und subtile Formen der Gewalt bei der Produktion von TV-Programmen verzichtet, der gibt auch Verkaufsstreife auf und muß folglich andere Motive anbieten.

...

Es gibt übrigens kein allgemeines Wirkungsmuster von Filmen. Ich sagte schon, daß alle Sendungen eingebettet werden in den persönlichen Erfahrungshaushalt. Da können dramatische Wirkungen von ganz anderen Motiven und Handlungen ausgelöst werden, als man so denkt. Nicht Gewalttätigkeit, sondern Situationen mit emotionalem Streß wirken intensiv auf Kinder ein, Scheidungen, Einsamkeit, Verlassenheit können tiefergehende Ängste, Unsicherheiten und dann auch manchmal mehr Aggressionen auslösen als ritualisierte Cowboy-

Schlägereien, Gangsterjagden und Geisterparaden in den Gruffen. Weil das so ist – Sie kennen das –, war die Gewaltdiskussion so enorm verkürzt.

Umgekehrt war auch das Ideal von ausgleichenden Erziehungshilfen, die benachteiligte Kinder und Familien durch besondere Fernsehsendungen gleichberechtigter machen sollten, ein Traum. Natürlich bedienten sich genau die Familien, die es nach landläufiger Meinung nicht nötig hatten, ihren Kindern aber besondere Sorgfalt angedeihen ließen. Auch diese Muster stellten damit nicht nur den alten Abstand wieder her, sondern vergrößerten ihn sogar. Das Fernsehen ist übrigens dort besonders wirksam, wo man es eigentlich gar nicht möchte. Die kognitive Vergessenskurve, also das, was über den Kopf gelernt oder behalten werden soll, fällt ungleich schneller ab als die emotionale Kurve. Man behält immer die entsprechende Sinuskurve einer Darstellerin besser als das, was die geistige Sache ist. Lust oder Unlust, Action und Entspannung im Erleben der Helden – das ist die dramaturgische Essenz des Fernsehens.

...

Zeitlich nehmen die Medien heute einen erheblichen Teil der biographischen Lebenszeit des Menschen ein. Sie beeinflussen Lebensperspektiven, auch Normen und Werte. Deshalb darf Medienerziehung gar nicht zu einer Aufgabe werden, die Spezialwissen oder gar besondere wissenschaftliche Kenntnisse erfordert. Sie muß auch für den interessierten Laien, der mit offenen Augen durch die Welt geht, beherrschbar bleiben. Allgemeine pädagogische Prinzipien können, ja müssen auch auf die Problematik der Medien, damit ist nicht nur Fernsehen gemeint, angewandt werden. Da ist das Zeitmuster, da ist die alltägliche Bequemlichkeit, das Ausweichen in die Sprachlosigkeit, andererseits aber auch der Respekt für die Sphäre des Kindes, des Heranwachsenden, seine Rolle in der Gruppe seiner Freunde und Freundinnen. War das nicht früher auch so? Erziehung und Krise, diese Worte hingen auch schon in den zwanziger Jahren zusammen, als das industrielle Zeitalter seinen dritten Höhepunkt hatte und die Angestelltengesellschaft sich zu entwickeln begann.



Akademie der Diözese
Rottenburg-Stuttgart



Evangelische Medienzentrale
Württemberg



Fachstelle für Medienarbeit
der Diözese Rottenburg-Stuttgart



Gesellschaft für Medienpädagogik
und Kommunikationskultur



Landesbildstelle Württemberg



Landeszentrale für politische
Bildung Baden-Württemberg



Süddeutscher Rundfunk Stuttgart



Partizipation junger Menschen

Fachtagung in Zusammenarbeit mit der Akademie der Jugendarbeit Baden-Württemberg, der Arbeitsgemeinschaft der Jugendfreizeitstätten, der Jugendstiftung Baden-Württemberg, dem Kreisjugendring Ravensburg und dem Landesjugendring Baden-Württemberg

17.–18. April
Weingarten
115 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz
Dr. Constance Engelfried, Stuttgart
Dr. Michael Hermann, Weingarten
Joachim Sautter, Ravensburg

Referentinnen/Referenten:

Prof. Dr. Heinz Bonfadelli, Zürich
Marita Hanold, Tübingen
Dr. Toni Hauler, Weingarten
Prof. Dr. Birgit Meyer, Esslingen
Andreas Renner, Singen
Prof. Dr. Ulrich Sarcinelli, Koblenz-Landau
Sybille Steegmüller, Stuttgart

Die Diskussion um mehr Mitbestimmung Jugendlicher in der heutigen Gesellschaft haben vor allem Praktiker auf den Weg gebracht. Ihnen ist es zu verdanken, daß Land auf, Land ab sich Politiker, Sozialarbeiter, Pädagogen, Jugendliche und einfach Bürger Gedanken über Partizipation machen. Immer stärker wird das Thema auch von Wissenschaftlern entdeckt. Einen Input von seiten der Wissenschaft für die Diskussionen vor Ort wollte eine Fachtagung im oberschwäbischen Weingarten leisten, zu der die Akademie in einer breiten Koalition von Landesjugendring Baden-Württemberg bis hin zur Kommunalen Beratungsstelle in Graz eingeladen hatte. Wie sieht der Politikwissenschaftler die Partizipation? Welchen Beitrag zur politischen Bildung kann Beteiligung Jugendlicher leisten? – fragt der Erziehungswissenschaftler. Wird jedes Bemühen um politische Bildung und Beteiligung durch Massenmedien konterkariert? Diese und weitere Fragen standen am 17. und 18. April im Mittelpunkt. Das Interesse an der Tagung war groß, wenngleich sich doch zeigte, daß Wissenschaftler und Praktiker aufgrund ihrer unterschiedlichen Wahrnehmung und Zugänge nur schwer ins Gespräch kommen.

Der Hauptimpuls kam von Ulrich Sarcinelli. Der studierte Pädagoge und Politologe arbeitet als Professor an der Universität Koblenz-Landau und beschäftigt sich vor allem mit der Frage, wie sich Politik an die Bürger vermittelt. Neben Information und politischer Bildung ist auch die Partizipation ein wichtiger Aspekt. Sarcinelli wies darauf hin, wie sehr sich die Diskussion um Partizipation verändert habe: „Vor 30 Jahren wären Begriffe wie Jugendgemeinderat, Kinderbüro oder Kinderparlament völlig anders verstanden worden: nämlich als Instrumente politischer Gegenmobilisierung, als Einstieg in den „Marsch durch die Institutionen“, als Etappe auf dem Weg zur Systemveränderung.“ Hier werde ein regelrechter

Paradigmenwechsel offenkundig. Sarcinelli sieht mehr Partizipation in einem schwierig zu lösenden Spannungsverhältnis: Immer mehr Akteure seien der Auffassung, daß für die Beteiligung von Kindern und Jugendlichen dringend mehr getan werden müsse. Und gleichzeitig setze sich auch die Erfahrung durch, daß sich dieses Anliegen mit den tradierten Zielen, Inhalten und Methoden nur schwer umsetzen lasse. Spannend sei auch das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft: „Wir suchen Antwort auf die Frage, wie sich der wachsende Anspruch auf Eigenleben mit dem Leben in der Gesellschaft verbinden läßt; wie wir Autonomie und gesellschaftliche Verpflichtung, Individualisierung und kollektive Verantwortung zusammenbringen können.“ Diese Spannungen, so glaubt Ulrich Sarcinelli, sind dabei typisch für die Gesellschaft überhaupt. Und die Diskussion über die Position Jugendlicher in der heutigen Gesellschaft halte der Gesellschaft an sich einen Spiegel vor: „Meine Kernthese ist, daß die Verunsicherung über die Jugend, ihr Verhalten, ihr Politikverständnis und mehr noch das ihr unterstellte Politikverständnis Ausdruck der Verunsicherung der Gesellschaft über sich selbst ist.“ Weil Jugend immer Avantgarde der gesellschaftlichen Entwicklung sei, mache sich an ihr hier eine Frage fest, die eigentlich die ganze Gesellschaft betreffe: Individualisierung und Freiheit versus Gemeinwohl, Engagement und gesellschaftliche Verpflichtung.

Der Weingartener Politikwissenschaftler Dr. Anton Hauler zeigte in einem wenig optimistischen Vortrag auf, wie wenig leistungsfähig die aktuelle politische Bildung in der Schule ist, um diese Probleme meistern und lösen zu können. Angesichts des Versagens von Politik, angesichts des desolaten Bildes, das sie in Deutschland wie Österreich gleichermaßen abgibt, sei der auf Institutionen und Faktenwissen ausgerichtete politische Unterricht geradezu anachronistisch. Hauler empfahl dringend, Schule als Gemeinwesen weiterzuentwickeln und dort Partizipationsansprüche konsequent zu realisieren.

Daß Mädchen und junge Frauen in besonderem Maße bei der Planung neuer Bildungsangebote und Partizipationsofferten in den Mittelpunkt gerückt werden müssen, stellte die Esslinger Frauenforscherin Prof. Birgit Meyer fest. Frauen sind überhaupt nicht geringer politisch oder schwächer engagiert, lautete ihre Feststellung. Sechs Qualitätskriterien für die richtige Partizipationsform

standen im Zentrum des Referates von Dr. Michael C. Hermann aus Ravensburg. Hermann forderte vor allem, Beteiligungsmodelle so zu konzipieren, daß eine möglichst große Zahl von Jugendlichen, aus unterschiedlichen Schichten, mit unterschiedlichem Artikulationsvermögen erreicht werden kann. Ferner müsse konsequent darauf geachtet werden, eine unkonventionelle Form von Beteiligung zu schaffen. „Unkonventionell ist, wenn nicht die Beteiligung in Sitzungsform realisiert und abstrakt über Fragen diskutiert wird, sondern wenn projektbezogen gearbeitet wird. Jugendliche wollen sich ganzheitlich ausdrücken und einbringen. In einem solchermaßen unkonventionell angelegten Projekt haben dann auch die Videocollage, das Rollenspiel, die Exkursion, die gemeinsame Pflanzaktion oder die Zukunftswerkstatt Platz.“ Methodisch empfiehlt Hermann eine Kombination aus Mangel- und Kompetenzmotivation. „Politische Motivation und politisches Lernen ergibt sich aus der Erfahrung, mal etwas geleistet, mal gescheitert zu sein. Die Beteiligten müssen darauf achten, daß Erfolg und Mißerfolg für die Jugendlichen vor allem auch kurzfristig erlebbar sind.“ Schließlich legte Hermann den Tagungsteilnehmern nahe, stärker als bisher die Kinder in den Blick zu nehmen und Partizipationsmodelle mit anderen Organisationen – von den Jugendverbänden bis hin zu Schule und Jugendamt – zu vernetzen.

Mag. Anna Riegler von der Kommunalen Beratungsstelle für Kinder- und Jugendinitiativen wandte sich an die erwachsenen Akteure in den Kommunen. Diese müßten

„Entgegen der landläufigen Meinung findet eine wesentliche politische Prägung bereits vor dem 12. Lebensjahr über die Erfahrungen in Elternhaus und Schule statt. Politische Einstellungen bilden sich nicht erst in dem Alter, in dem politische Einstellungen erstmals offenbar werden, durch Wahlverweigerung oder Skandierung rechtsradikaler Parolen beispielsweise.“

Michael Hermann

überzeugt werden, daß mehr Beteiligung von jungen Menschen sinnvoll und notwendig ist. Zuviel Kompetenz der „kleinen Experten“ würde ohne deren Beteiligung verloren gehen.

Und Dr. Christian Palentien von der Universität Bielefeld betonte, daß nichts gegen eine frühzeitige wirkliche politische Beteiligung von Jugendlichen spreche. So seien die ersten Erfahrungen mit einer Wahlalterssenkung in Deutschland durchaus vielversprechend.

Warum denn keine Jugendlichen auf der Fachtagung waren, wurden die Veranstalter am Ende gefragt. Das sei dann eben nur eine symbolische Beteiligung, entgegenen diese. Beteiligung Jugendlicher ja, aber in den richtigen Formen.

Foto: M.W. Lallinger, Stuttgart



Kindsein ist kein Kinderspiel

Bedingungen des Aufwachsens in Deutschland

17.–19. Oktober
Stuttgart-Hohenheim
55 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Manfred Lallinger

Referentinnen/Referenten:
Dr. Baldo Blinkert, Freiburg i. Br.
Dr. Lothar Böhnisch, Dresden
Sven Borsche, Bonn
Dr. Heidrun Bründel, Gütersloh
Prof. Dr. Wassilios E. Fthenakis, München
Brigitte Grether, Freiburg i. Br.
Prof. Dr. Viola Harnach-Beck, Mannheim
Magdalena Joos, Chemnitz/Zwickau
Dr. Sven Kommer, Bielefeld
Dr. Andreas Lange, Konstanz
Dr. Wolfgang Lauterbach, Konstanz
Jan H. Marbach, München

Das „Jahrhundert des Kindes“ hatte um 1900 die schwedische Pädagogin und Essayistin Ellen Key prophezeit. Die modernen Gesellschaften vom Typ Bundesrepublik Deutschland haben sich indes eher den Vorwurf der Kinderfeindlichkeit eingehandelt. Angesichts der demographischen Entwicklung zu einer „Gesellschaft von Alten“ tendieren Gesellschaft und Politik immer stärker dazu, Kinder zu vergessen, obwohl gerade sie bei allem, was wir tun, fast immer mitbetroffen sind. Zwar beschwören Kommunal-, Landes- und Bundespolitiker – vornehmlich anlässlich des alljährlich stattfindenden Weltkindertags – gerne das Bild der kinderfreundlichen Gesellschaft, ohne sich aber dabei wirklich zu vergegenwärtigen, was Kinder fördert, was ihnen schadet, wann sie fröhlich und wann sie traurig sind. Was Wunder, wenn sich für die Position gerade benachteiligter Kinder gewöhnlich recht

wenig verändert. Im Gegenteil: Immer mehr Knirpse und Grünschnäbel haben etwa unter bedrückenden ökonomischen Verhältnissen zu leiden und fristen ihr kümmerliches Dasein im sozialen Abseits. Der Begriff der Zwei-Drittel-Gesellschaft trifft auch auf die Kinder zu, von denen die einen in Wohlstand und die anderen in krasser Armut leben. Dies zeigt sich nicht nur in Markenklamotten einerseits und geflickten Hosen andererseits, sondern auch in höchst unterschiedlichen Bildungs- und damit Zukunftschancen. Über eine Million unserer Kinder sind derzeit von Sozialhilfe abhängig, fast zwei Millionen leben in Familien, die von Arbeitslosigkeit betroffen sind. Rund 500.000 Kinder sind in Obdachlosensiedlungen oder in völlig unzureichenden Wohnungen untergebracht, schätzungsweise 50.000 treiben sich unbeaufsichtigt auf der Straße herum, weil sie kein Zuhause mehr haben oder keines, das sie sich noch einmal zumuten lassen wollen. Viele (Stadt-)Kinder sehen sich mit einem Wohnumfeld konfrontiert, in dem der Verkehr die Möglichkeiten zur Auskundschaftung und selbstbestimmten Exploration der Umwelt, zur Eroberung und Gestaltung des öffentlichen Raums mit kleinen Schritten nachhaltig einschränkt. Grund genug für die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, die Lebensbedingungen von Kindern in den Mittelpunkt einer Tagung zu stellen, zu der in der sozialen und pädagogischen Kinderarbeit tätige Personen sowie Fachleute aus einschlägigen Wissenschaften und kinder- und familienpolitisch Interessierte nach Stuttgart-Hohenheim reisten. In zwölf Vorträgen und fünf Plenumsdiskussionen wurde eine ganze Reihe wichtiger Themen behandelt. Aus der Vielfalt der Problemstellungen, die eine umfassende Darstellung unmöglich macht, seien an dieser Stelle einige wenige Themen herausgegriffen.

Paradise lost – lost in Paradise?

In ihrem Einführungsvortrag mit dem Titel „Veränderte Welt der Kinder: Paradise lost – lost in Paradise?“ rekonstruierte Frau Dr. Heidrun Bründel, eine namhafte Expertin in Sachen Kindheitsforschung, aus zeitgenössischen Bildern die Geschichte des Kindseins vom Mittelalter bis zum ausgehenden 20. Jahrhundert. Darstellungen von Breughel, Bronzino, Frans Hals, Picasso und anderen Malern boten Gelegenheit zu einer Zeitreise, eröffneten Einblicke in frühere Lebenssituationen von Kin-

dern und demonstrierten zugleich die Veränderung gesellschaftlicher Reaktionen auf Kindsein. Wie Frau Bründel ausführte, hat es bis zum Ende des Mittelalters keinen Begriff für „Kindheit“ als einer eigenständigen Lebensphase in der Biographie eines Menschen gegeben. Das Wort „Kind“ bezeichnete damals eher ein Verwandtschaftsverhältnis denn eine Altersangabe. In Anlehnung an den bekannten französischen Kindheitsforscher Philippe Aries schilderte Frau Bründel, wie Kinder im frühen Mittelalter als „kleine Erwachsene“ mit „großen Erwachsenen“ zusammenlebten. Eine Abgrenzung zwischen Kindern und Erwachsenen hat diese Zeit nicht gekannt. Kinder und Erwachsene lebten in gleichen Lebensbereichen, ernährten und kleideten sich ähnlich und verrichteten nahezu dieselben Tätigkeiten. „Kinder waren so etwas wie eine Miniaturausgabe von Erwachsenen“, betonte die Referentin. Eine Trennung von Kinderwelt und Erwachsenenwelt fand erst im 17. Jahrhundert statt. In dem Maße, wie sich unter dem Einfluß von Kirche, Moralisten, Wissenschaftlern und Humanisten der Gedanke, Kinder zu unterrichten, zu unterweisen, sie etwas zu lehren, entwickelte, wurde Kindern erstmalig eine eigenständige Bedeutung zugemessen. Die Institutionalisierung von Schule leitete einen Prozeß „für ein soziales und pädagogisches Verständnis für Kinder“ ein. Kinder (wohlhabender Eltern) wurden nun in eigens für sie geschaffenen Seminaren und Kollegs erzogen und nahmen nicht mehr ausschließlich am Erwachsenenleben teil. Proletarierkinder profitierten von dieser Entwicklung sehr viel später. Bis in das 19. Jahrhundert hinein konnten sie nicht oder nur eingeschränkt zur Schule gehen, weil sie in Manufakturen, in Fabriken, in Handel und Gewerbe arbeiten mußten. Die aktuelle Lebenssituation von Kindern heute ist Frau Bründel zufolge vor allem durch folgende Charakteristika gekennzeichnet: Pluralisierung der Familienformen, Individualisierung, Veränderung der Erziehungsideale, innerfamiliäre Gewalteinwirkung, Armutsproblematik, Leistungsorientierung und Leistungsüberforderung, Verplanung und Kommerzialisierung der Freizeit. Mit der Pluralisierung der privaten Lebensformen (neben traditionellen Familien gibt es immer mehr Alleinerziehende, kurz- und langfristige Partnerschaften mit Kind etc.) werde, so die Referentin, das soziale Beziehungsgeflecht der Kinder brüchiger. Dadurch würden ihre innerfamiliären Interaktionsformen komplizierter

und die Rollen- und Beziehungsmuster offener und damit vielfach unsicherer. Für Kinder existieren heute hohe Freiheitsgrade sowie eine Vielzahl von Individualisierungschancen, aber auch durch die Lockerung von sozialen Bindungen verursachte Individualisierungsrisiken. Immer weniger leben beide Eltern dauerhaft mit ihren Kindern zusammen. „Wenn Einzelkinder bei alleinerziehenden Elternteilen aufwachsen, stellen sich leicht dyadische Sozialbeziehungen ein, und es kommt zu emotionalen Überfrachtungen, ja zu symbiotischen Verstrickungen in der Ein-Eltern-Kind-Beziehung“, betonte Frau Bründel. Die heute am häufigsten genannten und auch praktizierten elterlichen Erziehungsmaximen seien häufig nicht mehr so sehr von feststehenden Normen und Autoritätsansprüchen der Erwachsenen geprägt, sondern vielmehr von einem ständigen Aushandeln der Wünsche, Bedürfnisse und Grenzen. Bei dem Versuch, diese Erziehungsideale zu erreichen, erlebten viele Eltern herbe Enttäuschungen. Wie Frau Bründel hervorhob, kapitulieren Eltern, des ständigen Verhandeln müde, nicht selten, wagen es nicht, Gebote zu formulieren und Konflikte durchzustehen oder Machtbalancen wiederherzustellen und fallen oft von einem Extrem ins andere. Dadurch gehe die für Kinder so wichtige Konstanz in der Erziehung verloren. Kennzeichnend für unsere Gesellschaft sei darüber hinaus die zunehmende Armut und Deprivation vieler Kinder von den Wohlstandsgütern. Je tiefer die Kluft zwischen Modernisierungsverlierern und Modernisierungsgewinnern werde, desto weiter auseinander gehe auch unter den Jüngsten die Schere zwischen arm und reich. Wie Frau Bründel weiter betonte, erleben nicht wenige Kinder den schulischen Alltag heute als extrem leistungsbezogen. Leistungsbewertungen dominierten zunehmend das schulische Leben und auch das Familienleben. „Kindern werden häufig Belastungen aufgebürdet, die sie zu überfordern drohen“, konstatierte Frau Bründel. Die im Titel ihres Referats enthaltene Frage „Paradise lost – lost in Paradise“ beantwortete die Referentin abschließend wie folgt: „Unsere Kinder haben weder ein ‚Paradies verloren‘, denn sie haben nie in einem gelebt, noch leben sie ‚verloren in einem Paradies‘, denn man kann ihre Lebensumstände nicht als paradiesisch bezeichnen.“

Kindheit und Armut

Die von Frau Bründel angesprochene „Infantilisierung der Armut“ wurde von Frau Joos in einem längeren Referat genauer unter die Lupe genommen. Frau Joos, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Technischen Universität Chemnitz-Zwickau, verdeutlichte zu Beginn ihres Referats, daß „Armut“ in der deutschen Gesellschaft nicht eindeutig definiert ist. Je nach gewählter Betrachtung habe Armut unterschiedliche Erscheinungsformen: die bekämpfte (politische) Armut, die verdeckte (latente) Armut, die absolute und die relative Einkommensarmut. Die Referentin stützte sich in ihren weiteren Darlegungen auf das Konzept der „relativen Einkommensarmut“, das eine sinnvolle Berichterstattung über Armut im Wohlfahrtsstaat ermögliche. Dieses Konzept bestimmt die Wohlfahrtsposition eines Haushalts *relativ* zur Einkommensverteilung einer Gesellschaft. Als relativ einkommensarm gelte solchermassen, wer weniger als 50% des gesellschaftlichen Durchschnittseinkommens zur Verfügung habe. Unter Berücksichtigung des sozio-ökonomischen Panels ermittelte Frau Joos im Zeitraum 1990 bis 1995 in Westdeutschland eine Zunahme der Anteile der in relativer Armut lebenden Kinder unter 14 Jahren. Für Ostdeutschland konnte die Referentin im gleichen Zeitraum gar eine Verdreifachung der Armutsanteile der Kinder nachweisen. Dieser Befund von Frau Joos führte mehrere TeilnehmerInnen der Tagung während der Podiumsdiskussion zu der Schlußfolgerung, daß das sozialstaatliche Instrumentarium versage. Die weiteren Analysen der Soziologin zur relativen Einkommensarmut in Verbindung mit der Familienform erbrachten ein deutlich erhöhtes Armutsrisiko bei Ein-Elternteil-Familien. Wie Frau Joos darlegen konnte, ist der Anteil der Kinder von Alleinerziehenden, die unter der Einkommensgrenze leben, im Untersuchungszeitraum von 17 auf rd. 32% gestiegen. Nicht mehr der arme Alte, sondern das arme Kind sei mittlerweile typisch für unsere Gesellschaft, hob Frau Joos hervor und unterstrich ihre Aussagen mit einer weiteren bemerkenswerten Zahl: 40 Prozent der Sozialhilfeempfänger seien mittlerweile Kinder – mit weiter steigender Tendenz. Anhand verschiedener Resultate multivariater Analysemethoden konnte Frau Joos darüber hinaus eine hohe statistische Korrelation zwischen der Familienkonstellation als armutsverursachender Wirkungsgröße und der Erwerbssituation der Eltern

nachweisen. Dies sei, so die Referentin, nicht weiter überraschend. Denn nicht selten breche die eigenständige Existenzsicherung von Alleinerziehenden deshalb zusammen, weil Beruf und Kindererziehung nicht mehr miteinander vereinbart werden könnten. In ihrer Schlußbetrachtung verglich Frau Joos die staatlichen Ausgaben in Deutschland für die nachwachsende Generation mit den Aufwendungen für die nicht mehr Erwerbstätigen und ermittelte dabei eine deutliche Bevorzugung der Rentner-Generation. „Die Alterssicherungskosten werden kollektiviert, die Kosten für Kinder dagegen in wesentlichem Ausmaß individualisiert“, betonte Frau Joos. Eine derartige Ungleichgewichtung im System der sozialen Sicherung zeitige zwangsläufig Kinderlosigkeit.

Gewalt gegen Kinder

Die Erziehungsstile von Eltern sind offener, tendenziell aber auch uferloser geworden. Wie die Kindheitsforschung ermittelte, setzt sich in fast allen Schichten – zwar noch nicht im Sinne von Einheitlichkeit, sondern wohl noch eher im Sinne von Annäherung – eine liberale Erziehungshaltung durch. Auf diesen Trend hatte Frau Bründel in ihrem Einführungsvortrag hingewiesen. Nach wie vor aber zählen in Familien auch „schlagende“ Argumente und andere Varianten von Gewalt zum Repertoire elterlicher Erziehungspraxis. „Schätzungsweise zehn Prozent aller Kinder müssen in Deutschland harte Züchtigungen erleiden“, so Frau Professor Harnach-Beck von der Fachhochschule für Sozialwesen in Mannheim. Gewalt trete in vielen Gewändern auf und bedränge in vielfältiger Weise kindliche Entfaltungen, betonte Frau Harnach-Beck. Das Spektrum dessen, was Gewalt gegen Kinder ausmache, sei breit. Gewalt umfasse neben der personalen, mithin durch konkrete Menschen ausgeübten auch die strukturelle Gewalt, die sich aus der „Macht der Verhältnisse“ ergebe, aus ungünstigen Lebensbedingungen und disparat verteilten Chancen auf Glück und Wohlergehen. Im weiteren Verlauf ihrer Darlegungen konzentrierte sich Frau Harnach-Beck auf die personale Gewalt, die sich in Vernachlässigung, körperlicher und/oder psychischer Mißhandlung sowie in sexuellem Mißbrauch äußert. Vernachlässigendes elterliches Verhalten manifestiere sich auf unterschiedliche Weise: ungenügende Ernährung des Kindes, Verweigerung oder Verzögerung gesundheitlicher Fürsorge, unzulängliche Sorge um die

psychische Gesundheit des Kindes, unzureichende Beaufsichtigung, mangelhafte Erziehung, Verlassen und Aussetzen des Kindes, Versäumnisse der persönlichen Hygiene, verwahrloster Haushalt. Auch das „fehlende Bemühen um den Schulbesuch wird der Vernachlässigung zugerechnet“, unterstrich die Referentin. Unter Mißhandlung verstehe die Fachwissenschaft elterliche Verhaltensweisen, die das Kind etwa herabsetzen, sein Selbstwertgefühl schwer beeinträchtigen (psychische Mißhandlung), oder aber Handlungen, die körperliche Verletzungen beim Kind hervorrufen. Neben Vernachlässigung und Mißhandlung verweise auch der innerfamiliär begangene sexuelle Mißbrauch auf eine hohe *familiäre Dysfunktionalität*, „selbst wenn ein Teil der betreffenden Familien, von außen betrachtet, als besonders wohlgeordnet und ehrenhaft erscheint“. Bekanntermaßen würden die Täter nicht selten als „auffällig unauffällig“ beschrieben. Die Intensität der verursachten Schädigungen korrespondiere mit der Art und Weise der ausgeübten Gewalt. Die Folgen sexuellen Mißbrauchs etwa seien gravierend und vielfältig. Neuere empirische Untersuchungen diagnostizierten bei den betroffenen Mädchen und Jungen insbesondere eine hohe Rate von Belastung mit emotionalen, mithin internalisierten Störungen sowie mit externalisierten Verhaltensauffälligkeiten. Im Jugendalter wurden bei sexuell ausgebeuteten Kindern gehäuft „massive Selbstverletzung, Prostitution, Delinquenz, Weglaufen von Zuhause und bei Jungen darüber hinaus Gewalttätigkeit gegenüber Mädchen und Frauen“ gefunden. Als ein Kardinalsymptom des Mißbrauchs gelte in der Fachwissenschaft ein zerstörtes Selbstwertgefühl des jungen Menschen, führte Frau Harnach-Beck aus. Zu den wichtigsten Ausgangsbedingungen für gewalttätiges Handeln gegenüber Kindern

*Nicht mehr der arme Alte,
sondern das arme Kind
ist mittlerweile typisch
für unsere Gesellschaft.*

gehören Harnach-Beck zufolge beispielsweise langanhaltende Spannungen und Konflikte zwischen den Eltern, wirtschaftliche Krisensituationen, das Fehlen eines unterstützenden und entlastenden Umfelds, ein soziales Umfeld mit vielen aggressiven Handlungen, Mißhandlungserfahrungen der Eltern in ihrer eigenen Kindheit, die Persönlichkeitsstörungen hinterlassen. Als bezeichnend wertete die Referentin die Tatsache, daß sich die Regierungskoalition in ihrem Ende September 1997 verabschiedeten Entwurf eines neuen Kindschaftsrechts nicht dazu hatte durchringen können, das Elternrecht auf Züchtigung außer Kraft zu setzen. Nach wie vor ist das Schlagen von Kindern trotz schon lange währender Bemühungen um ein Züchtigungsverbot gesetzlich verbrieftes Recht von Eltern. Hier bestehe dringender Handlungsbedarf. Gewalt gegen Kinder sei aber, so die Referentin, niemals vollständig zu verhindern. Allerdings könne man ihr entgegenwirken, selbstverständlich auch durch gesetzgeberische Maßnahmen. Daneben aber stellten Früherkennung und Prävention einen Schlüssel zum Problem „Gewalt gegen Kinder“ dar. Es gehe darum, risikohafte Rahmenbedingungen frühzeitig zu erkennen und geeignete soziale, beraterische und pädagogische Maßnahmen zur Vermeidung der Gewalt einzuleiten. Verwirklicht werden müsse ein „sorgfältig und mit Engagement durchgeführter und vernetzter Kinderschutz“.

Tendenz zur ‚Verhäuslichung‘

Die selbständige, allmähliche Aneignung der gegenständlichen Welt durch Außenorientierung ist vielen Kindern in der Stadt nicht mehr möglich. Hauptverantwortlich für die von Soziologen, Pädagogen und Sozialpsychologen ermittelte und beklagte Reduktion bzw. Beschneidung des Bewegungsradius von Kindern im außerhäuslichen Bereich ist das Auto, der fließende wie ruhende Verkehr. Draußen rumtoben und auch mal was ohne Kontrolle durch Erwachsene anzustellen, ist für einen erheblichen Teil der in Städten lebenden Kinder zum unerreichbaren Luxus geworden. Wissenschaftler beobachten eine Tendenz zur „Verhäuslichung“, zum Rückzug ins Kinderzimmer, zu TV, Video und Computer. „Das vorwiegende Leben in den vier Wänden gereicht aber nicht zum Kindeswohl“, führte Dr. Blinkert, seines Zeichens Wissenschaftler am Soziologischen Institut der Universität Freiburg, aus. Blinkert forderte in seinem

Redebeitrag von der Politik unter anderem Verkehrsberuhigung und Rückbau von konventionellen Spiel- zu verwilderten Abenteuerplätzen. Die in jüngster Zeit gleich mehrfach als „kinderfreundlich“ ausgezeichnete und gefeierte Stadt Freiburg habe gezeigt, daß kindgerechte Städte auch Erwachsenen gefallen können.

Konkrete Parteinahme für Knirpse und Grünschnäbel Am Beispiel Freiburgs wurde dann in einem weiteren Referat aufgezeigt, wie Parteinahme für Kinder aussehen kann. Das dortige Kinderbüro, 1990 eingerichtet, versteht Kinderpolitik als eine Querschnittsaufgabe und ist deshalb auch nicht, wie die Leiterin des Kinderbüros und Tagungsreferentin, Frau Grether, aufzeigte, Teil des Sozial- und Jugendamts, sondern unmittelbar dem Sozialdezernenten zugeordnet, wodurch eine direkte Zusammenarbeit mit einzelnen Fachämtern – Gartenamt, Schul- und Sportamt, Tiefbauamt, Stadtplanungsamt etc. – ermöglicht wird. Das Freiburger Kinderbüro, das strukturell und einzelfallbezogen tätig ist, definiert fünf wesentliche Aufgabenschwerpunkte: Kinderinteressen innerhalb der Verwaltung vertreten, Anlaufstelle sein für Kinder, Öffentlichkeitsarbeit, Partizipation von Kindern ermöglichen, Aktionen für und mit Kindern planen und durchführen. Häufig müßten Öffentlichkeit sowie Verantwortliche in Verwaltung und Politik für Kinderanliegen zunächst einmal überhaupt erst sensibilisiert werden, so Frau Grether. Sodann sei darauf zu achten, daß Kinder gehört und ernstgenommen würden. Schließlich und endlich müsse mit Argusaugen darauf geachtet werden, daß dem Gehör auch Konsequenzen folgten, daß es zur Realisierung und Durchsetzung kinderfreundlicher Positionen, Entscheidungen und Veränderungen komme. In seiner anwaltschaftlichen Arbeit für Kinder greife das Kinderbüro ab und an auch auf spektakuläre Aktionen zurück, hob Frau Grether hervor und nannte einige konkrete Beispiele. Beispielsweise rief das Kinderbüro in seinem Bestreben, den Kids zu mehr Freiräumen im öffentlichen Bereich zu verhelfen, im Sommer 1996 zusammen mit einigen Profis des SC Freiburg eine Aktion „Straßenkick für Kids“ ins Leben, die überaus erfolgreich war, wie Frau Grether mitteilte. Es gäbe freilich keinen Grund, sich auf den Lorbeeren auszuruhen. Auch in der „kinderfreundlichsten Stadt“ Deutschlands gestalteten sich die Lebensverhältnisse für Kinder nicht nur rosig.

Das Engagement des Freiburger Kinderbüros sei freilich ungebrochen, äußerte Frau Grether.

Weitere Vorträge der Tagung beschäftigten sich mit der Bedeutung des Vaters in der kindlichen Entwicklung, mit den Themen „Kindheit als Medienkindheit“, „Kindheit und Identitätsfindung“ sowie „Lebensführung von Kindern in Stadt und Land“. Sven Borsche, Sprecher der National Coalition für die Umsetzung der UN-Kinderrechtskonvention in Deutschland, referierte gegen Ende der Tagung über den aktuellen Stand der Rechte von Kindern in Deutschland.

Die Redebeiträge der Fachtagung liegen als Materialdienst 1/98 vor, der zum Preis von DM 20,- bei der Akademie bezogen werden kann.

mehr als drucken

Beratung
Gestaltung
Fotosatz
Desktop-Publishing
Web-Design
Internet-Support
Buchdruck
Offsetdruck

Grafik
GmbH
Druck

Heusteigstraße 66
70180 Stuttgart
Telefax (07 11) 6 45 59 31
Telefon (07 11) 64 55 90
eMail info@grafikdruck.com
<http://www.grafikdruck.de/>



Wege von Frauen in Prozessen der Schulentwicklung

Fachtagung für Schulleitungen, Schulaufsicht und LehrerInnen aller Schularten in Baden-Württemberg

5.–6. Dezember
Stuttgart-Hohenheim
118 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Verena Wodtke-Werner
Reinhild Fliethmann M.A., Tübingen

Referentinnen/Referenten:
Suzan Bacher, Stuttgart
Ansgar Barth, Offenburg
Regine Berger, Offenburg

Mechthild Beucke-Galm, Frankfurt a. M.
Elisabeth Groß, Heidelberg
Dr. Michael Gugel, Freiburg i. Br.
Hella Henn-Künzel, Karlsruhe
PD Dr. Barbara Koch-Priewe, Bielefeld
Sigrid Latta-Büscher, Hildesheim
Dr. Margret Ruep, Stuttgart
Kultusministerin Dr. Annette Schavan, Stuttgart
Marlies Stöcker-Hille, Sindelfingen
Prof. Dr. Luise Winterhager-Schmid, Ludwigsburg

In allen Schulformen gibt es bei besetzten Funktionsstellen – hinsichtlich des Geschlechterproporzesses – ein Mißverhältnis. Frauen sind nach wie vor – in manchen Bereichen ganz eklatant – unterrepräsentiert. Warum ist das so? Welche Veränderungen sind notwendig, und welche Wege gilt es zu beschreiten, um Frauen mehr Gestaltungsraum zu ermöglichen? Welche Möglichkeiten bieten die aus der betrieblichen Organisationsentwicklung auf Schulen übertragenen Methoden und Prozesse der Schulentwicklung für Frauen? Diese Fragen stießen auf der oben genannten Tagung, die mit Unterstützung des Ministeriums für Kultus, Jugend und Sport des Landes Baden-Württemberg durchgeführt wurde, auf ein überraschend großes Interesse. 118 Teilnehmerinnen, darunter fünf Männer, konnten bei der Tagung dabei sein, weitere 100 Interessierte sammelten sich innerhalb weniger Wochen auf einer Warteliste. Das große Interesse am Thema war bereits ein Signal: Hier gibt es viele Erfahrungen, positiver und negativer Art, die man austauschen und reflektieren will, neue Ideen, wie sich Schulen frauenfreundlicher verändern müßten. Nicht zuletzt gab es auch ein großes Interesse am Thema seitens der Kultusministerin, Dr. Annette Schavan, die sich bei dieser Tagung zu informellen Gesprächen und bei der abschließenden Fish-Bowl-Diskussion zur Verfügung stellte.

Schulen haben begonnen, aus der Organisationsentwicklung in der freien Wirtschaft zu lernen. Aus der modernen betrieblichen Organisationsentwicklung weiß man mittlerweile, daß die Güte und Marktfähigkeit eines Unternehmens nicht allein von der Qualität seines Produktes abhängen, sondern auch davon, wie das Unternehmen die beruflichen (und die familiären) Bedürfnisse sei-

ner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter miteinbezieht. Das verlangt Flexibilität in den betrieblichen Strukturen und ein größeres Kommunikationsaufgebot. Auch Schulen müssen sich heute weiterentwickeln, nicht nur im Unterrichtsangebot und Unterrichtsstil, sondern auch in ihren Strukturen und ihren Kommunikationsformen. Eine Verbesserung ihrer Qualität läßt sich insbesondere dann erwarten, wenn neben dem reformbedürftigen Unterricht die „Schule als lernende Organisation“, also als Gemeinschaft aller Beteiligten in den Blick kommt. Die Übertragung von Erfahrungen aus der Organisationsentwicklung auf Schule zielt auf Professionalisierung, Persönlichkeitsentwicklung der Lehrerinnen und Lehrer und auf Strukturveränderungen.

Inwiefern in diesen Schulentwicklungsprozessen darüber hinaus eine besondere Chance und Aufgabe für Frauen liegt, versuchte Frau Dr. Barbara Koch-Priewe in ihrem Schwerpunktreferat zu Beginn der Tagung zu erläutern. Ihres Erachtens sind es die auf Demokratisierung zielenden Wurzeln des Schulentwicklungsverfahrens, die – wenn entsprechend angewandt – Frauen die Möglichkeit geben, ihre Vorstellungen von Interessenvertretung, Engagement, Verantwortungsübernahme und Leitung in die Gestaltung von Schule mit einzubringen. Schulentwicklung ist aufgrund der Orientierung an neuen partizipativen Methoden geeignet, „weibliche Kultur“ bewußt zu integrieren, ja mehr noch, sie kommt ihr sogar entgegen, da viele Frauen die kommunikativen Kompetenzen bereits mitbringen, die viele Männer im Prozeß der Organisationsentwicklung erst mühsam erwerben müssen. Und kooperatives Handeln wird in der „Lernenden Schule“ generell viel notwendiger sein als bisher. Doch es muß bei der Besetzung interner Steuergruppen darauf geachtet werden, daß diese nicht überwiegend männlich besetzt sind, sonst besteht die Gefahr, daß sich die gesellschaftlich nach wie vor wirkende Geschlechterhierarchie auch in schulischen Innovationsprozessen durchsetzt.

Eine Schwächen- und Stärkenanalyse zu Beginn eines Schulentwicklungsprozesses kann die nicht bewußten Stärken einer Schule, den verborgenen Teil der Arbeit, der sehr häufig von Frauen geleistet wird, sichtbar machen. Verallgemeinerte Stärkenanalysen zeigen, daß Frauen untereinander mehr zusammenarbeiten als Männer, daß sie ein höheres Berufsenagement zeigen – trotz

oder wegen ihrer Teilzeitbeschäftigung –, daß ihnen soziale und emotionale Komponenten wichtig sind usw. Genau betrachtet kann ihre Doppelbelastung durch Familie und Beruf nicht als Defizit angesehen werden, sondern als Quelle für eine doppelte Qualifizierung und müßte von daher auch honoriert werden.

Lehrerinnen organisieren sich ihre Fortbildung vielfach selbst und integrieren sie im Unterricht. Schulentwicklung birgt eine Chance zur Umverteilung von Macht zwischen Schulleitung und Kollegium sowie zwischen Männern und Frauen. Verantwortungsübernahme könnte neu geregelt werden, und Frauen hätten die Möglichkeit, sich an Strukturfragen auf eine Weise zu beteiligen, die ihrem kulturellen Stil, ihren Wünschen und Vorstellungen eher entspricht.

In den eigenständigen Gesprächskreisen, die zum überwiegenden Teil jeweils mit einer baden-württembergischen Referentin und einer/einem nicht-einheimischen Moderator/in besetzt waren, wurden die beiden Themenstränge „Frauenförderung“ und „Schulentwicklungsprozesse“ unter unterschiedlichen Perspektiven behandelt. Ein Arbeitskreis (von Regine Berger und Ansgar Barth) beschäftigte sich mit dem Begriff der „lernenden Organisation“ und besonders mit der höchst sensiblen Aufgabe der ModeratorInnen im Schulentwicklungsprozeß. Lernen bedeutet Erfahrungen zu machen, sie auszuwerten und mit der Auswertung in einen neuen Erfahrungskontext zu treten. Lernen kann so als spiralförmiger, lebenslanger Prozeß verstanden werden.

Peter Senge hat sich in seinem Buch *Die fünfte Disziplin* mit den Grundvoraussetzungen auseinandergesetzt, die von den ProzeßbegleiterInnen einer lernenden Organisation zu berücksichtigen bzw. zu unterscheiden sind. Da sind zunächst die mentalen Modelle der einzelnen Menschen im System, derer sie sich bewußt werden müssen, um sie bearbeiten zu können und/oder neue entwickeln zu können. Des weiteren hat er das Team-Lernen benannt, das ja explizit zum Erziehungs- und Bildungsauftrag gehört. Die Schwierigkeit besteht bislang darin, daß die, die diese Kompetenz vermitteln sollen – hier die Lehrerinnen und Lehrer –, das nie bewußt gelernt haben. Auch ist eine Grundvoraussetzung, um zukunftsorientiert arbeiten zu können, die Ermittlung gemeinsamer Visionen.

Ein möglicher methodischer Schritt, um mit Groß- oder

Kleingruppen daran zu arbeiten, wäre beispielsweise die Zukunftswerkstatt. Eine ganz wichtige Disziplin, zumal im Erziehungs- und Bildungsbereich, ist die Persönlichkeitsentwicklung der einzelnen KollegInnen. Bislang wird diese den einzelnen selbst überlassen und viel zu wenig als notwendige und sinnvolle Bereicherung der beruflichen Kompetenz gewürdigt. Statt dessen wird die Auseinandersetzung mit neuen und ungewohnten Lerntechniken eher beargwöhnt.

Und schließlich gilt es als Voraussetzung des Ganzen, das Systemdenken, das Verständnis für Systeme zu berücksichtigen. Dazu gehört u.a. zu akzeptieren, daß sich Systeme nicht linear verändern, weil die Menschen im System Unterschiede mitbringen, die Prozesse in jede Richtung dynamisieren können. Zwar lag in diesem Gesprächskreis der Schwerpunkt darauf zu klären, wie Schulentwicklungsprozesse und ihre Begleitung durch ModeratorInnen in Baden-Württemberg aussehen, welche Ausbildung und Kompetenzen diese haben und erwerben müssen, doch war darüber hinaus konkret erfahrbar, wie durch Methoden der Organisationsentwicklung mentale Modelle – hier die eigenen Bilder von Männlichkeit und Weiblichkeit – ins Bewußtsein gebracht werden können. Im Arbeitskreis „Frauen initiieren Entwicklungsprozesse an ihrer Schule – Konzepte, Erfahrungen, Zukunftsperspektiven“, geleitet von Mechthild Beucke-Galm und Margret Ruep, ergaben sich dann weitreichende Einblicke und Umsetzungsbeispiele: Um strukturelle Veränderungen an einer Schule voranzubringen und dabei alle Beteiligten einzubeziehen, ist nach Ansicht der Referentinnen auch die Sichtweise von Schule als „Lernender Organisation“ – modellhaft – sehr hilfreich. Dabei genügt es nicht, nur Eltern und Schülerinnen mit ihren Vorstellungen und Bedürfnissen wirklich einzubeziehen, sondern als hilfreich erwies es sich auch, andere Schulen als Kollegium zu besuchen, um den eigenen Blickwinkel wirklich zu erweitern. Wenn Frauen Schulentwicklungsprozesse initiieren und dabei die Orientierung an den Bedürfnissen der unterschiedlichen Gruppen und das Modell der lernenden Organisation im Blick haben, so Frau Ruep, läßt sich Schule verändern in eine stark am Menschen orientierte Einrichtung, die stets offen, lern- und damit entwicklungsfähig bleibt und bleiben muß, was natürlich grundsätzlich auch für Männer gilt.

Einen anderen Akzent setzte der Arbeitskreis von Sigrid

Latta-Büscher und Marlies Stöcker-Hille. Hier ging es um „Neue Formen des Miteinander und der Professionalisierung von Lehrerinnen und Lehrern“, die nach den Erfahrungen von Sigrid Latta-Büscher besonders erfolgreich in geschlechtshomogenen Fortbildungsveranstaltungen erprobt und entwickelt werden können. Diese bieten besonders Frauen (Männer lassen sich bislang nur eher zögerlich darauf ein) die Möglichkeit, sich der eigenen Stärken bewußt zu werden. Ein Fortbildungskurs für Frauen kann ein Bewußtsein schaffen für die Vielfalt der Kompetenzen des eigenen „weiblichen“ Handelns, für dessen Berechtigung und dessen Wirkungskraft. Danach fällt es dann Frauen auch leichter, sich mit neuen, „anderen“ Handlungskonzepten in geschlechtsheterogenen Gruppen einzubringen und durchzusetzen. Eine Besinnung auf die eigene Biographie als Frau oder Mann ist ein sensibler, gleichwohl unverzichtbarer Schritt für einen veränderten Dialog zwischen den Geschlechtern. Gerade die Schule, die laut Bildungsauftrag auch zur Verwirklichung der Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern beitragen soll, könnte hierin eine Vorreiterrolle übernehmen, wenn Lehrerinnen und Lehrer sich mit ihrer geschlechtlichen Identität auseinandersetzen. An dieser Stelle könnte sinnvollerweise auch ein Schulentwicklungsprozeß ansetzen.

Auch der Arbeitskreis „Die Genderfrage als Qualitätskriterium einer Schule“ von Barbara Koch-Priewe und Elisabeth Groß plädierte dafür, die Genderfrage konsequent mit in die Schulentwicklung einzubeziehen, insbesondere bei der Evaluation der Einzelschulen, die bei zunehmender Autonomie der Schulen notwendig wird. So müsse die Evaluation beispielsweise prüfen, ob durch schulische Innovationsprozesse die Überwindung der Geschlechtsstereotypen im Sozialisationsprozeß von Schülerinnen und Schülern gefördert wurden. Wenn sich Evaluation auf schulische Leistungsüberprüfungen beziehe, müsse die Erweiterung des geltenden Leistungsbegriffs um Dimensionen wie Kooperation, Fürsorglichkeit, Pflege, Empathie und weitere personengebundene Orientierungen gefordert werden. Schließlich – so das Plädoyer von Barbara Koch-Priewe – müsse Evaluation zur Kenntnis nehmen, daß die klassischen Führungsmuster (d.h. eine isolierte Führungsspitze oder die „Einsamkeit des Patriarchen“) den Aufgaben der zunehmenden Selbstverwaltung und Gestaltungsautonomie von Schule nicht mehr

angemessen sind. Vielmehr ist ein kooperativer Leitungsstil gefragt, dementsprechend auch die Beurteilungskriterien für schulische Aufstiegspositionen verändert werden müßten.

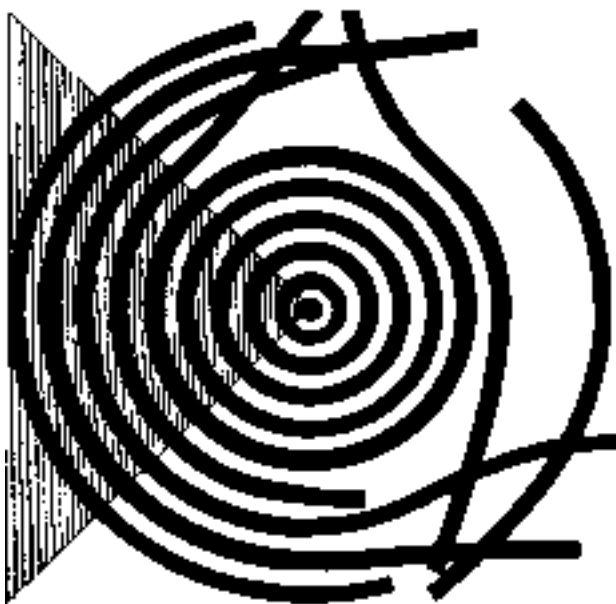
Um die Rolle und die Aufgaben der Schulleitung in der geschlechterbewußten Schulentwicklung ging es auch im Arbeitskreis von Hella Henn-Künzel und Michael Gugel. Doch im Gegensatz zu den meisten der anderen ArbeitskreisleiterInnen waren sie nicht der Auffassung, daß die Genderperspektive für Schulentwicklungsprozesse – und hier besonders für die Rolle der Schulleitung darin – etwas austrage. Sie betonten, daß die Anforderungen an Schulleitung eher geschlechtsneutral sind und sein sollten. SchulleiterInnen müßten Impulse geben, Anregungen aufnehmen, Meinungsprozesse initiieren und entwickeln und Identifikation ermöglichen können. Es gehe vielmehr darum, die Fähigkeiten von KollegInnen zu eruieren, zu erkennen und Entwicklungsmöglichkeiten aufzuzeigen. Als Hemmsteine für Schulentwicklung sahen sie eher die Generationenfrage oder den Beamtenstatus denn die Geschlechterfrage. Mögen die Anforderungen an die Schulleitung auch für beide Geschlechter gleich sein, die Frage ist doch, wie diese Aufgabe von einem Mann oder einer Frau wahrgenommen und ausgefüllt wird bzw. würde.

Denn – und damit sind wir zum Ausgangspunkt dieser Tagung zurückgekehrt – gerade bei den Leitungsstellen sind Frauen besonders im Gymnasial- und im Berufsschulbereich unterrepräsentiert. Daß das mit einem doch unterschiedlichen Kommunikationsstil von Frauen zu tun haben kann, darauf machte Luise Winterhager-Schmid in der Abschlüßdiskussion aufmerksam. Sie konnte dabei auf das BLK-Projekt „Auswirkungen der Orientierungskurse ‚Schulleitung als Aufgabe für Frauen‘ auf die Gestaltung von Schule“ verweisen, dessen wissenschaftliche Begleitung sie leitete. Sie vertrat die Auffassung, daß die Wahrnehmung derer, die SchulleiterInnen auswählen, für die Genderperspektive und besonders für die unterschiedlichen Kommunikationsstile von Frauen sensibilisiert werden müßten. Des weiteren sprach sie sich für prozeßhafte Orientierungskurse aus mit der Möglichkeit zur Selbsterprobung, und sie wies auf die Bedeutung von Netzwerken hin. Leitungsbereite Frauen müssen als Gruppe eine neue Identität entwickeln.

Bei aller thematischen Vielfalt dieser Tagung und bei den

unterschiedlichen Schwerpunkten der Arbeitskreise läßt sich zumindest eines verläßlich über den Ertrag dieser Tagung sagen: Sie hat die Gelegenheit gegeben, andere engagierte und leistungsbereite Frauen aus den unterschiedlichsten Bereichen kennenzulernen, sich mit ihren Erfahrungen von Schulentwicklung auseinanderzusetzen und sich gegenseitig Anregungen zu geben für die Beteiligung am Entwicklungsprozeß der eigenen Schule. „Frau“ kennt sich nun, und damit ist der Anfang eines so wichtigen Netzwerkes gemacht. Wie die Arbeit an diesem Thema darüber hinaus weitergehen kann, wird die Auswertung der am Ende der Tagung verteilten Fragebögen zeigen.

*Wo
das
Wissen
endet,
bleibt
die
Neugier.
Hoffentlich.*



Design: Dieter Groß

Pflegeversicherung im Heim

Stationäre Altenhilfe ohne Barmherzigkeit und Humanität?

9. April
Stuttgart-Hohenheim
104 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dr. Manfred Lallinger
Dr. Rolf Siedler, Aalen

Referentin/Referenten:

Joachim Bayer, Stuttgart
Christina Frank, Stuttgart
Dr. Wilhelm Frieling-Sonnenberg, Bielefeld
Siegfried Hörmann, Stuttgart
Roland Sing, Stuttgart
Andreas Wittrahm, Aachen

Die Pflegeversicherung, von den Initiatoren als „großes Reformwerk und konkrete Lösung der Pflegeproblematik“ apostrophiert, soll eine „neue Kultur des Helfens“ ermöglichen und im Rahmen einer Solidargemeinschaft von Versicherten Leistungen anbieten, die ein menschenwürdiges Leben trotz Pflegebedürftigkeit sicherstellen. Kritiker der Pflegeversicherung sehen die Altenpflegeheime zur Zeit dagegen eher auf dem Weg zu „Siechen- und Verwahranstalten“, in denen Mitmenschlichkeit und Barmherzigkeit auf der Strecke bleiben.

Wie die ambulante Altenhilfe hat mittlerweile auch die stationäre Altenhilfe konkrete Erfahrungen gemacht mit den Auswirkungen des PflegeVG auf die Hilfepraxis sowie die Situation der Pflegebedürftigen. Ziel der Tagung war es, Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen von Alten(pflege)heimen, Wohlfahrtsverbänden, kommunalen Einrichtungen und Spitzenverbänden etc. sowie Organisationen der Betroffenen Gelegenheit zu einer kritischen Bestandsaufnahme von Pflege-, Betreuungs- und Sozialarbeit in stationären Einrichtungen unter den Bedingungen des Pflege-Versicherungsgesetzes zu geben.

In seinem Eingangsreferat kam Roland Sing von der AOK Baden-Württemberg zu einer grundsätzlich positiven Beurteilung des Pflegeversicherungsgesetzes. Sing geht davon aus, daß das soziale und finanzielle Risiko der Pflegebedürftigkeit durch das Pflegeversicherungsgesetz befriedigend abgesichert ist. Vor Inkrafttreten des Gesetzes hätten „die hohen Pflegekosten (häufig) zu Verarmung und Sozialhilfeabhängigkeit der Pflegebedürftigen geführt“, bemerkte Sing. Die mit dem PflegeVG verfolgten Ziele – Verbesserung der tatsächlichen Situation der Pflegebedürftigen, Entlastung der kommunalen Haushalte – sind nach Einschätzung des Vorsitzenden der AOK Baden-Württemberg „weitgehend erreicht worden“. Sing unterließ es allerdings, darauf hinzuweisen, daß auch nach Inkrafttreten der Pflegeversicherung annähernd 50 Prozent aller Pflegebedürftigen in Heimen von der Sozialhilfe abhängig sind – wenn auch in geringerem Umfang. Sing warnte nachdrücklich davor, die „sozialpolitischen Errungenschaften der Pflegeversicherung“ zu leugnen oder wider besseren Wissens nicht zur Kenntnis zu nehmen. Die fortwährende Kritik gegen die Pflegeversicherung könnte, so Sing, „zu deren Abbau und in der Konsequenz zu einer ‚Reprivatisierung‘ des Pflegefallrisikos führen“. Angezeigt sei vielmehr ein realisti-

scher und pragmatischer Umgang mit dem PflegeVG. Auch der zweite Referent der Tagung, Joachim Bayer, unterstrich die positive Bedeutung der Pflegeversicherung für pflegebedürftige Menschen. Ausgehend von einigen relevanten Rahmenlinien des PflegeVG – § 2, § 8, § 11 –, machte Bayer deutlich, daß mit der Schaffung dieses Gesetzeswerkes ein Schritt in die richtige Richtung getan wurde. Überwiegend kritisch kommentierte Bayer allerdings die Einstufungskriterien des Medizinischen Dienstes. Insbesondere die erste umfassende Begutachtungsreihe aller Heimbewohner, die zwischen Februar und Mai 1996 durchgeführt worden war, hätte zur Folge gehabt, daß viele Pflegeheimbewohner, die aufgrund hausärztlicher Beurteilungen pflegebedürftig waren, der sogenannten Pflegestufe Null zugerechnet wurden, ebenso wie die Mehrheit der Personen mit gerontopsychiatrischen Krankheitsbildern. Darüber hinaus bemängelte Bayer den Umstand, daß der Medizinische Dienst bei der Einstufung eines Antragstellers fast ausschließlich die körperliche Pflegebedürftigkeit berücksichtige. Dergestalt vorzugehen bedeute, Pflegebedürftige auf ihre körperlichen Gebrechen zu reduzieren. Die Bemühungen um die Umsetzung ganzheitlicher Pflegekonzepte würden solchermaßen konterkariert. Allen Bestrebungen, die darauf abzielen, einen Leistungs- und Qualitätsabbau der Pflege in stationären Einrichtungen – etwa über Personalabbau – herbeizuführen, müsse mit Widerstand begegnet werden, betonte Bayer. Scharf wandte er sich gegen die Absichten der Pflegekassen und Kommunen, die derzeit gültigen Pflegesätze (Stand: April 1997) nach Ablauf der Übergangsregelung, also von 1998 an, abzusenken. „Die Anstrengungen der Solidargemeinschaft, die im Rahmen der Beiträge jeden Monat Millionen in die Pflegeversicherung einzahlt“, würden bei gleichzeitigem Qualitätsabbau der Pflege ad absurdum geführt, konstatierte Bayer.

Im Anschluß an die Ausführungen Bayers brachte Siegfried Hörrmann, Vorsitzender des Landesseniorenrats Baden-Württemberg, mehrere Statements zur Pflegeversicherung ein. Einiges daraus: Ältere Menschen erwarten und vertrauen auf eine menschenwürdige Pflege im Heim. Diese wird erfahrbar an der Art und am Umfang der persönlichen Zuwendung, an der Achtung der individuellen Lebensbiographie, an der Rehabilitation. Die Umstellung auf das neue Vergütungssystem am 1.1.1998

darf nicht Anlaß für eine Kostenreduzierung und für eine damit verbundene Leistungsabsenkung sein. Die neu zu vereinbarenden Pflegesätze müssen den derzeitigen Personalschlüssel für Pflegeheime sichern und weiterhin uneingeschränkt ermöglichen. Einer Zwei-Klassen-Gesellschaft in der stationären Pflege wird der Landeseniorenrat nicht zustimmen.

Andreas Wittrahm, Leiter des Referats „Kirchliche Altenarbeit“ im Bistum Aachen, beschäftigte sich in seinem brillanten Vortrag mit der Frage: „Leistet die Pflegeversicherung einen an der Lage und den Bedürfnissen der pflegebedürftigen Menschen orientierten Beitrag, bzw. stellt sie die angemessenen Rahmenbedingungen zur Verfügung, damit beruflich Pflegenden die Menschenwürde der Pflegebedürftigen in ihrem Tun respektieren, bewahren oder fördern können?“ Kernpunkte seiner Darlegungen waren mehrere Thesen zur ethischen Bewertung der Pflegeversicherung. Wittrahm geht davon aus, daß das PflegeVG einen Versuch darstellt, die Möglichkeiten zu autonomen Entscheidungen zu sichern. Empfindlich eingeschränkt werde die Selbstbestimmung des Pflegebedürftigen freilich durch den gesetzlich definierten absoluten Vorzug der ambulanten vor der stationären Pflege. Wesentlicher Bestandteil der menschlichen Persönlichkeit ist neben der Autonomie die Bezogenheit (Angewiesenheit auf Zwischenmenschlichkeit), als deren herausragende Kriterien Kommunikation und soziale Teilhabe zu betrachten sind. Beide Kriterien hätten im Pflegeversicherungsgesetz bedauerlicherweise keine explizite Berücksichtigung gefunden. Die Pflegeversicherung hat sich, so Wittrahm, ferner dem Gerechtigkeitskriterium zu stellen, da sie sich als soziale Pflegeversicherung (§1 SGB XI) versteht. Auch diesem Kriterium entspricht das Gesetz nicht, was sich u.a. verdeutlicht an den vielen Verfahrensmängeln in der Beurteilung der Pflegebedürftigkeit sowie an der Ablösung des Bedarfsprinzips durch das Budget-Prinzip (streng festgeschriebene Budgetierung). Große Probleme lägen ferner im mehrdeutigen Pflege- bzw. Pflegebedürftigkeitsbegriff. So variierten die Ausführungen des PflegeVG zwischen einer sehr weiten Zielbeschreibung der Leistungen (§ 14) und einem überaus engen Begriff der Pflegebedürftigkeit (§ 29). Im Klartext: Die von Politikern und insbesondere von Bundesarbeitsminister Blüm vollmundig als „sozialpolitisches Jahrhundertwerk“ angepriesene Pflegever-

sicherung verspricht Leistungen, die sie sogleich wieder relativiert. Das Gesetz bringe auf diese Weise weniger Klarheit und Handlungsfähigkeit als vielmehr Unklarheit und Beliebigkeit hervor, resümierte Wittrahm.

Christina Frank von der Stuttgarter Bezirksverwaltung der ÖTV und Wolfgang Lindenmayer lieferten Berichte aus der Praxis. Ihr Fazit: Die Pflegeversicherung sei zwar aus gutem Willen entstanden, derzeit treffe sie indes auf eine sozialpolitische Frostperiode. Angesichts der verschärften Rahmenbedingungen gerieten Beschäftigte im Sozial- und Gesundheitswesen immer mehr in ein Spannungsfeld zwischen ihren eigenen Ansprüchen an eine Pflege, in der der Mensch im Mittelpunkt professionellen Handelns steht, und ihren enger werdenden Möglichkeiten in einem vorgegebenen Zeit-, Aufgaben- und Kostenrahmen unter erschwerten Arbeitsbedingungen. Die wichtigsten pflegerischen Qualitätskriterien – etwa die Wahrung der Autonomie, der Gerechtigkeit, der menschlichen Bezogenheit – drohten auf der Strecke zu bleiben. Einer Politik, die den Sozialstaat nur noch als Marktsegment interpretiere, müsse die rote Karte gezeigt werden, betonte Frau Frank.

Wilhelm Frieling-Sonnenberg, Sozial- und Gesundheitswissenschaftler sowie Leiter eines Altenpflegeheimes in Bielefeld, steckte in seinem Vortrag „Entwicklung und Zukunft von Pflegeeinrichtungen“ den Rahmen für die abschließende Diskussion ab. Frieling-Sonnenberg kam zu einer wenig rosigen Bilanz und Perspektive des Pflegealltags. Die Pflegeversicherung reduziere pflegebedürftige Menschen auf Erhalt und Sicherstellung körperlicher Funktionen, führte er aus. War in den vergangenen Jahren, basierend auf einem ganzheitlichen Pflegeverständnis, die psychosoziale Betreuung des Pflegebedürftigen ein wesentliches Leitbild, so dominierten nun medizinische und somit vorrangig defektorientierte Sichtweisen. Von einer menschenwürdigen Pflege könne keine Rede mehr sein, wohl aber von „Verwahrung“. „Die Umsetzung der Pflegeversicherung fördert schwere Pflegebedürftigkeit und trägt zur Kostensteigerung bei“, gab Frieling-Sonnenberg zu bedenken. In der Folge sei ein vermehrter Pflege- und Personalaufwand erforderlich. Diese Notwendigkeit werde dadurch unterlaufen, daß psychisch stark veränderte Menschen zunächst durch den Medizinischen Dienst anhand eines Einstufungskatalogs neu und letztendlich durch die Kran-

kenkasse heruntergestuft werden. Hierbei mache man sich die Leidensmentalität vieler hochbetagter Menschen, sich dem Schicksal zu fügen und sich nicht zu wehren, zunutze. „Die Umsetzung der Pflegeversicherung ist eine politische Aufforderung zu einer Art unterlassener Hilfeleistung“, zürnte der Altenpflegeheimleiter.

In der Diskussion brachte die überwiegende Mehrheit der Referenten und TeilnehmerInnen zum Ausdruck, daß „Nachbesserungen“ am Gesetz erforderlich seien. Zwingend sei, so ein Teilnehmer, die Politisierung von Pflegebedürftigen und in der Pflege Tätigen, um Verbesserungen durchsetzen oder wenigstens weiteren Verschärfungen Widerstand entgegensetzen zu können. Als eine der dringlichsten Aufgaben für die nähere Zukunft kristallisierte sich aus den einzelnen Redebeiträgen der TeilnehmerInnen der solidarische Kampf gegen die drohende Absenkung der Pflegesätze heraus.

Die Tagungsbeiträge sind dokumentiert in: Materialien 2/97: Pflegeversicherung im Heim – Stationäre Altenhilfe ohne Humanität?

Foto: Heinrich-Hansjakob-Haus, Freiburg



Offene Altenarbeit im Umbruch

Innovative Ansätze und Modelle zur Förderung des Ehrenamtes und des sozialen Engagements

29.–30. April
Stuttgart-Hohenheim
51 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Manfred Lallinger

Referentinnen/Referenten:
Hella Christen-Gernoth, Offenburg
Alfred Gleichauf, Ravensburg
Ingrid Kaiser, Nürtingen
Heike Kunz, Kirchheim unter Teck
Gaby Langfeld, Nürtingen
Prof. Uta Löckenhoff, Freiburg i. Br.
Willi Pfaff, Freiburg i. Br.
Roland Schmidt, Berlin
Dr. Hans Peter Tews, Heidelberg
Dr. Ingrid Zundel, Berlin

Über die Älteren und die gesellschaftliche Nutzbarmachung von sozialen Kompetenzen Älterer nachzudenken, hat derzeit Konjunktur. Verantwortlich für dieses Faktum sind vornehmlich zwei Faktoren: zum einen die leeren Kassen der öffentlichen Hand, zum anderen der demographische Wandel, konkret: das Altern der Gesellschaft. Das Schlagwort von der „grauen Revolution“ umschreibt den Sachverhalt der demographischen Alterung treffend. Der Griff nach den sozialen Ressourcen und Fähigkeiten Älterer erscheint heute nicht wenigen Politikern wie eine magische Formel, die freilich noch der breiteren praktischen Umsetzung bedarf. Möglichkeiten zur Entfaltung von sozialer Altersproduktivität sollen insbesondere die Einrichtungen der offenen Altenarbeit aufzeigen. Ein derartiges Bestreben entspricht durchaus den „Erwartungen vieler älterer Menschen, neue ‚nützliche‘ Rollen und Aufgaben nach der Entberuflichung zu

finden“, wie Detlef Knopf, Professor an der Fachhochschule Potsdam im Funkkölleg „Alter“ betont. Manch ein Volksvertreter erblickt in der gesellschaftlichen Nutzbarmachung von Potentialen Älterer indes noch ein weiteres, die Möglichkeit nämlich, professionell erbrachte soziale Arbeit abzuwickeln und durch das freiwillige Engagement Älterer zu ersetzen. Es überrascht in diesem Zusammenhang denn auch nicht, daß gelegentlich bereits die gesellschaftliche Verpflichtung Älterer, etwa in Form eines ‚sozialen Jahres‘, thematisiert wird. Derartige Stimmen scheinen zu verkennen, daß viele ältere und alte Menschen das Soziale als Thema längst für sich gewonnen haben und über ihr kontinuierliches Engagement für das Gemeinwesen (Stadtteil, Kirchengemeinde ...) den Erhalt des sozialen Miteinanders in dieser Gesellschaft sichern. Bundespräsident Herzog hat diesen Sachverhalt in seiner Ansprache aus Anlaß des „Tages des Ehrenamtes“ am 5.12.1996 mit der Aussage: „Unsere Gesellschaft wäre ohne ehrenamtlich Tätige nicht nur ärmer und kälter, sondern auch weniger lebensfähig“ öffentlich gewürdigt.

Geflissentlich übersehen wird darüber hinaus die Tatsache, daß die Gesellschaft gerade in Krisenzeiten professionelle soziale Arbeit benötigt. Die freiwillige soziale Tätigkeit älterer BürgerInnen kann demzufolge lediglich als ergänzende, nicht aber als kostenreduzierende Alternative zu hauptberuflich erbrachter sozialer Arbeit betrachtet werden.

Ziel der Fachtagung „Offene Altenarbeit im Umbruch: Innovative Ansätze und Modelle zur Förderung des Ehrenamts und des sozialen Engagements“ war es, die Thematik der hauptberuflichen sozialen Altenarbeit im offenen Bereich um die Perspektive des eigen- und mitverantwortlichen Handelns älterer Menschen zu erweitern. Die zweitägige Veranstaltung zielte darauf ab, anhand ausgewählter innovativer Praxismodelle aus der Arbeit mit Älteren Merkmale eines gelingenden Zusammenwirkens von professioneller und ehrenamtlich erbrachter sozialer Arbeit darzustellen und die unterschiedlichen Ansätze im Hinblick auf Leitprogramm, Struktur sowie die konkrete Umsetzung konzeptioneller Rahmenbedingungen zu hinterfragen. Abgerundet wurde die Tagung durch die Einbeziehung mehrerer wissenschaftlicher Beiträge. Mit Dr. Roland Schmidt vom Deutschen Zentrum für Altersfragen, Berlin, und dem Heidelberger So-

ziologen Hans-Peter Tews konnten zwei der wohl namhaftesten wissenschaftlichen Experten in Sachen „Soziale Altenarbeit“ als Referenten gewonnen werden.

Der Eröffnungsvortrag von Frau Dr. Zundel, Berlin, beschäftigte sich mit der Frage: Was ist Produktivität im Alter? Frau Zundel zeigte zunächst die Entwicklung wissenschaftlicher Theorien zum Alter/Älterwerden auf. Sie verdeutlichte dabei, daß sich die multiprofessionelle Altersforschung und -theorie bereits in den 70er Jahren von Ansätzen distanziert hat, die den Prozeß des Alterns als unvermeidbaren Abbau geistiger und körperlicher Fähigkeiten (Defizit-Modell) oder als sozialen Rückzug (Disengagement-Theorie) interpretieren. Statt dessen wurden aufgrund empirischer Erkenntnisse und Befunde in die Alterswissenschaft kompetenz- und aktivitätsorientierte Erklärungsmodelle eingeführt. Nach der Aktivitätstheorie stellen soziale Integration und Leistungsfähigkeit Garantien für die subjektive Zufriedenheit, für ein positives Selbstbild dar. Die Aktivitätstheorie und die Kompetenztheorie, die sich beide stark auf vorhandene individuelle Ressourcen und Lebenserfahrungen beziehen, hätten in der Praxis der sozialen Arbeit dazu geführt, dem älteren und alten Menschen Möglichkeiten einzuräumen, selbständig seine Tätigkeiten des täglichen Lebens zu vollziehen. Sinnvolles Altern/Älterwerden wurde fortan als kontinuierliche Fortführung gewohnter Lebensmodi definiert und verstanden, führte Frau Zundel aus.

Gegenwärtig werde in der Gerontologie eine produktivitätszentrierte Theorie zum Älterwerden propagiert, die insbesondere in der offenen Altenarbeit zunehmend zur Umsetzung gelangt. Das neue wissenschaftliche Leitbild, das die aktivitäts- und kompetenz/kontinuitätstheoretischen Ansätze auf eine neue Ebene hebt, nehme die Fähigkeiten und Potentiale älterer Menschen auch und vor allem unter dem Gesichtspunkt ihrer Nützlichkeit für die Gesellschaft in den Blick. Das neue wissenschaftliche Paradigma verdichte sich in dem Terminus „Produktivität“. Frau Zundel setzt in Anlehnung an die einschlägigen wissenschaftlichen Definitionen auf Produktivität als „soziales und umweltbezogenes Gestaltungsvermögen“. „Echte“ Altersproduktivität müsse demnach als „aktiv gestaltende Umweltaeignung“ verstanden werden, betonte die Referentin. Wissenschaft, Politik und soziale Arbeit müßten sich freilich vor einer normativen Setzung

von Produktivität im Alter hüten. „Das Alter ist bunt“, konstatierte Zundel. Neben gesunden, materiell gut gestellten Personen umfasse die Alterspopulation auch sozial und materiell Benachteiligte sowie gesundheitlich Beeinträchtigte. Die Betonung eines produktiven Älterwerdens als normativer Zielsetzung hätte negative Wirkungen für alle diejenigen älteren und alten Menschen, die dieser Anforderung nicht mehr entsprechen könnten.

Roland Schmidt vom DZA in Berlin, der auf der Tagung zweimal referierte, thematisierte in seinem ersten Vortrag das derzeitige „Spektrum offener Altenarbeit“. Sein Referat paßte zu seinen jüngeren Veröffentlichungen, in denen er von „einer Teilung der Welt der offenen Altenarbeit“ spricht. Die Bandbreite der sozialen Arbeit, die sich dem Alter zuwendet, reiche von traditionellen Formen der Arbeit mit „Kaffeekränzchen und Tanznachmittag“ bis hin zu Einrichtungen, die die Idee eines neuen sozialen Miteinanders (Stichwort: „bürgerschaftliches Engagement“) praktizierten. Schmidt betonte, daß traditionelle Strategien der offenen Altenarbeit nur noch für einen kleinen Teil Älterer (vereinsamte, alleinlebende Menschen, körperlich beeinträchtigte Personen ...) von Belang seien. Einrichtungen mit überwiegend „niederschweligen“ Angeboten gerieten zunehmend unter Legitimationsdruck. Die überwiegende Mehrheit der Älteren fühle sich von Altenclubs und herkömmlichen Begegnungsstätten nicht mehr angesprochen. „Die Zukunft gehört Ansätzen und Modellen, die über eine engagementfördernde Infrastruktur verfügen und zudem ohne spezifische Altersbezüge und Altersthematisierungen wirken“, betonte Schmidt. Im Spektrum der Handlungsfelder der offenen Altenarbeit zeige sich seit einigen Jahren eine deutliche Schwerpunktverlagerung: von Fürsorge und Betreuung hin zu Innovationsprogrammen für „ein tätiges Leben im Alter mit generationenübergreifender Perspektive“.

Mit solchermaßen theoretischem Rüstzeug ausgestattet, gingen die Teilnehmerinnen am Nachmittag des ersten Tages in die zweite Runde der Tagung, die der Vorstellung von konkreten Ansätzen innovativer Altenarbeit gewidmet war. Hier konnten sie in Erfahrung bringen, wie eine gut organisierte und gemeinwesenorientierte Arbeit für *und mit* Älteren aussehen kann. Vorgestellt haben sich insgesamt fünf Einrichtungen:

- der Seniorentreff Ravensburg e.V.,
- das Heinrich-Hansjakob-Haus, Freiburg,
- das Seniorenbüro Offenburg,
- der Bürgertreff Nürtingen,
- das Bürgerbüro Kirchheim unter Teck.

Exemplarisch sei an dieser Stelle kurz auf das Heinrich-Hansjakob-Haus eingegangen. Diese Einrichtung – ein Modellprojekt des Bundes, getragen vom Altenwerk der Erzdiözese Freiburg, vom Bildungswerk der Erzdiözese Freiburg sowie vom Caritasverband Freiburg-Stadt e.V. – gestaltet seit vielen Jahren ihre Konzeption und die konkrete Arbeit dergestalt, daß sich (ältere) Bürger und Bürgerinnen produktiv und solidarisch engagieren können. Die Professionellen des Heinrich-Hansjakob-Hauses schaffen der Selbständigkeit von Ehrenamtlichen Freiraum, inszenieren, unterstützen und moderieren generationenübergreifende Solidarität. Indes: Die gegenwärtige Diskussion um den Abbau öffentlicher Aufgaben macht auch vor dieser Einrichtung nicht halt. Aufgrund von Zuschußkürzungen wird (falls kein Ausgleich erfolgt) Ende 1997 eine der beiden Hauptamtlichen-Stellen verloren gehen. Steht entsprechend dem Motto „Die kostengünstigste Einrichtung ist die geschlossene Einrichtung“ bald das gesamte Haus zur Disposition?

Am Abend des ersten Veranstaltungstages fand schließlich noch eine Diskussion zum Thema „Die Krise des Sozialstaats als Chance für ein neues Miteinander?“ statt. Das Fazit der Diskussion: Angesichts der gegenwärtigen und zukünftigen gesellschaftlichen Herausforderungen müsse es gelingen, das Potential der zum ehrenamtlichen Engagement bereiten (älteren) BürgerInnen in stärkerem Maße auszuschöpfen. Eine „neue Kultur des Helfens“ sei zwingend. Zu deren Verwirklichung seien sowohl ehrenamtlich Engagierte als auch fachlich gut ausgebildete SozialarbeiterInnen, Sozialpädagoginnen etc. erforderlich. In offenkundiger Anlehnung an eine Aussage der ehemaligen Sozialministerin Solinger betonte eine Teilnehmerin: „Der Abbau der Sozialarbeitsfelder bedeutet einen Sprengsatz bei wirtschaftlichen Krisen.“

Zu Beginn des zweiten Veranstaltungstages brachte Frau Prof. Löckenhoff von der Katholischen Fachhochschule in Freiburg den Teilnehmern einige Resultate ihrer Studie „Alltagswirklichkeit von SozialarbeiterInnen in der sozialen Altenarbeit“ nahe. Folgende Fragen standen in den Ausführungen von Frau Löckenhoff im Vordergrund:

Was tun SozialarbeiterInnen, wenn sie im Altenbereich tätig sind? Welche Positionen nehmen sie ein? Über welche Kompetenzen verfügen SozialarbeiterInnen? Wie gelangen Professionelle in die soziale Altenarbeit?

Um mit der letzten Frage zu beginnen: SozialarbeiterInnen haben sich in zahlreichen Bereichen der sozialen Altenarbeit „beheimatet“. Den Erkenntnissen von Frau Löckenhoff zufolge stellt die „typische Motivation für den Einstieg in das Arbeitsfeld ‚soziale Altenarbeit‘“ allerdings eher eine Mischung aus Zufall und Interesse am Arbeitsfeld dar. Wie die Professorin herausfand, seien Absolventen und Absolventinnen für die Arbeit mit Älteren alles in allem gut qualifiziert. Ferner sind die „Professionellen der sozialen Arbeit (...) oftmals an Schaltstellen“ tätig, konstatierte die Professorin. Selbständiges Arbeiten, die Übernahme von Verantwortung und die Zusammenarbeit mit verschiedenen Partnern seien kennzeichnende Merkmale ihres sozialen Handelns. Obschon also SozialarbeiterInnen in immer stärkerem Maße ihren Platz in der Altenarbeit fänden, zeige sich bei den *Studierenden* „eine eh wie je geringe Motivation, im Bereich Altenarbeit tätig zu werden“. Vor diesem Hintergrund sei es notwendig, so Frau Löckenhoff, „in den Curricula eine Gerontologisierung des Lehrstoffs vorzunehmen und/oder Grundlagen der Gerontologie in Pflichtveranstaltungen anzubieten“.

Roland Schmidt befaßte sich in seinem zweiten Vortrag mit der Entwicklung der sozialen Altenarbeit im offenen Bereich. Schmidt verwies unmißverständlich auf die Notwendigkeit, die Rahmenbedingungen für eigen- und mitverantwortliches Handeln Älterer zu verbessern. Mehr denn je käme es darauf an, die Aufgabe professioneller sozialer Arbeit zu erweitern um die Förderung, fachliche Beratung und Begleitung ehrenamtlichen und selbstorganisierten sozialen Engagements. Schmidt zufolge sind künftig vor allem SozialarbeiterInnen gefragt, die ihre Hand an den Puls zentraler gesellschaftlicher Entwicklung legen und dafür sorgen, daß Solidarität nicht zu bloßer Rhetorik verkomme. Professionelle soziale Altenarbeit müsse als intermediäre Instanz auftreten und solchermaßen in der Lage sein, professionelle Hilfe, Begleitung und Unterstützung mit Selbstorganisation und ehrenamtlichem Engagement zu verbinden. Dergestalt ließe sich eine nachhaltige Profilierung auch unter dem Druck knapper öffentlicher Kassen verwirklichen.

Der bekannte Heidelberger Soziologe Dr. Hans Peter Tews schließlich berichtete in seinem Vortrag über die Seniorenvertretungen. Im Vordergrund seiner Ausführungen stand die Frage, welche Perspektive Seniorenvertretungen in Deutschland in den nächsten Jahren hätten. Tews geht davon aus, daß ihre Funktionen in Zukunft eher an Bedeutung verlieren werden. Nur durch die deutlichere Betonung eines politischen Selbstverständnisses und durch eine stärkere Verbindung mit innovativen Formen sozialen Engagements ließe sich dieser Trend stoppen. Eine derartige Neuorientierung und -positionierung der Seniorenvertretungen sei aber, so Tews, nicht zu erwarten.

Auch zu den Vorträgen des zweiten Tages entwickelte sich eine lebhaft geführte Diskussion zwischen Podium und Plenum. Wichtigstes Fazit der Diskussion war die Aufforderung an die (Kommunal-)Politik, infrastrukturelle Rahmenbedingungen zu schaffen bzw. zu erhalten, die professionell erbrachte soziale Altenarbeit und eigen- und mitverantwortlich gestaltetes Alter/Älterwerden gleichermaßen ermöglichen. Grundsätzlich sei nichts dagegen einzuwenden, Ältere im Hinblick auf ihre gesellschaftliche Funktion auch als ‚Produzenten‘ sozialen Engagements (Tews) zu betrachten, als Gruppe von Menschen also, die Hilfe und Unterstützung leisten. Schon jetzt existiere ein breites Feld der Betätigung für ältere BürgerInnen. Darauf zu achten sei allerdings, daß freiwilliges soziales Engagement nicht ausgenutzt und zum billigen Ersatz für hauptberufliche Sozialarbeit degradiert werde.



Nachhaltige Entwicklung in der Region Bodensee – Oberschwaben

In Zusammenarbeit mit dem BUND Ravensburg und dem Bildungswerk Ravensburg der Konrad-Adenauer-Stiftung

17.–18. Januar
Weingarten
124 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Alexander Götz, Ravensburg
Dr. Heinz-Hermann Peitz
Manfred Walser, St. Gallen (CH)

Referenten:

Hans-Christoph Neidlein, Radolfzell
Prof. Dr. Dr. Franz-Josef Radermacher, Ulm
Roland Scherer, Freiburg i. Br.
Dr. Alain Thierstein, St. Gallen
Dr. Markus Vogt, München

Im Jahr 1992 unterzeichneten 179 Staaten als globale Verpflichtung die Agenda 21 und die Deklaration von Rio. Damit begann der Siegeszug des Konzepts der ‚Nachhaltigen Entwicklung‘. Mit ihrer Unterschrift verpflichteten sich die Staaten zur Umsetzung des Konzepts im eigenen Land. Dabei wird der lokalen und regionalen Ebene ein besonders hoher Stellenwert eingeräumt. Mittlerweile haben sich in den meisten Unterzeichnerstaaten auf nationaler Ebene entsprechende Arbeitsgruppen gebildet. In Deutschland entstand bisher auf Initiative von BUND und Misereor die Studie ‚Zukunftsfähiges Deutschland‘. Sie ist als Startschuß für eine gesellschaftliche Diskussion gedacht. Im Stadthaus Ulm hat die Akademie die Studie vorgestellt und damit die Reihe „Nachhaltigkeit konkret“ begonnen, um im Rahmen ihrer Möglichkeiten Impulse zur Konkretion zu setzen. An der gesellschaftlichen Diskussion und konkretisierenden Umsetzung will sich auch die Region Bodensee–Oberschwaben beteiligen. Aus diesem Grund fand sich auf Initiative der Ortsgruppe Ravensburg des Bundes für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND) ein ungewöhnliches Bündnis zusammen. Es umfaßt:

- den BUND-Regionalverband Bodensee–Oberschwaben,
- die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart,
- das Bildungswerk Ravensburg der Konrad-Adenauer-Stiftung.

Mit zusätzlicher Unterstützung der Deutschen Umwelthilfe und der organisatorischen Begleitung der Bürogemeinschaft PauliWerk wurde die Tagung veranstaltet, deren Ergebnisse unter dem Titel „Vom Baustein zum Netzwerk“ in der Reihe Materialien 2/98 dokumentiert sind. Die Tagung richtete sich in erster Linie an Entscheidungsträger aus der Region, an Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in Politik, Verwaltungen, Parteien, Verbänden, Kammern und Interessengruppen.

Auszüge aus dem Vortrag von
Prof. Dr. Dr. F. J. Radermacher

Nachhaltige Entwicklung: Ökonomische Aspekte Thesenpapier und ausgewählte Argumente

These 1:

Die globale Situation ist sowohl hinsichtlich der Durchsetzung der Menschenrechte als auch einer nachhaltigen Entwicklung ausgesprochen schwierig.

Drei problematische Trends, die sich auch noch gegenseitig verstärken, sind die folgenden:

1. zu viele Menschen und ein zu schnelles Wachstum der Bevölkerung,
2. zu hohe Ressourcennutzung,
3. eine zu hohe Innovationsgeschwindigkeit (die teilweise bereits enteignend wirkt und mit der weder Personen noch Gesellschaften zurechtkommen).

These 2:

Die Rahmenbedingungen des weltweiten Wirtschaftens (GATT/WTO) sind inadäquat, ebenso die politischen Strukturen.

These 3:

Technische Innovationen alleine lösen die Probleme nicht. In der Geschichte der Technik haben technische Innovationen immer wieder Chancen eröffnet und Probleme gelöst, gleichzeitig aber neue Probleme erzeugt. Im Kern befanden sich anschließend immer mehr Menschen auf noch höherem Niveau wiederum vor neuen Problemen, die technisch gelöst werden sollten – man nennt dies allgemein den Rebound-Effekt. Unter den momentanen Bedingungen von GATT/WTO, d.h. unter Bedingungen, die in relativ unregulierter Weise auf eine Maximierung der Produktion hinauslaufen, werden technische Innovationen zu einer weiteren Vermehrung der sozialen Ungleichheit und der Umweltbelastungen führen.

Was leistet eine globale sozialökologische Marktwirtschaft?

Eine nachhaltige Entwicklung benötigt also eine erhebliche Dematerialisierung durch technische Fortschritte bei gleichzeitiger Vermeidung von Rebound-Effekten. Dies ist eine Frage nach geeigneten Rahmenbedingungen der

Weltwirtschaft. Das geeignete Austarieren des Spannungsverhältnisses zwischen Wirtschaft, sozialen Anforderungen und der Umwelt läßt sich nur noch global bewältigen. Solche Lösungen sind nur denkbar, wenn sie auch weltweit und fair finanziert werden.

Die Verantwortung des einzelnen und der gesellschaftlichen Strukturen

In der beschriebenen schwierigen Lage stellt sich die Frage, welche Verantwortung ein einzelner besitzt, wie diese Verantwortung positioniert ist und was man als einzelner angesichts der globalen Herausforderung tun kann. Die Standard-Antwort darauf ist in unserer Gesellschaft stereotypisch und wenig greifbar, läuft aber immer auf einen diffusen Appell an die Verantwortung des einzelnen hinaus. Dies reicht nicht aus. Wir sollten sehen, daß die Verantwortung heute geteilt ist. Sie ist geteilt zwischen den einzelnen Personen und den gesellschaftlichen Strukturen, in denen sie leben, also den größeren Organismen, den Superorganismen, in die der einzelne eingebettet ist.

Auszüge aus dem Vortrag von Dr. Markus Vogt

Ökologische und ethische Aspekte nachhaltiger Entwicklung

Ökologische Kriterien einer nachhaltigen Entwicklung

– Der grundlegende Maßstab für eine nachhaltige Entwicklung ist die Erhaltung der ökologischen Grundfunktionen der Natur: Produktions-, Regulations-, Träger- und Informationsfunktion.

– Man kann die Grundbedingung nachhaltiger Entwicklung unter zeitlicher Perspektive als Achtung der ökologischen Rhythmen und Systemzeiten umschreiben. Dabei geht es zentral um die Synchronisierung der ökonomischen, ökologischen und sozialen Entwicklung.

– Die offene Dynamik des komplexen Mensch-Umwelt-Systems läßt sich nur begrenzt auf bestimmte Gleichgewichtszustände fixieren. Ein ökologisches Leitkriterium für die dynamische Stabilisierung von Nicht-Gleichgewichtssystemen ist „resilience“ (Elastizität).

– Die evolutionäre Ordnung der Natur ist in hohem Maße von dezentralen Selbstorganisationsprozessen geprägt. Dies ist eine wichtige Voraussetzung der Entstehung von

Vielfalt. Auch auf der Ebene gesellschaftlicher Organisation sind Dezentralisierung und Regionalisierung fundamentale Strategien zur nachhaltigen Stabilisierung von lokal angepaßten Entwicklungen. Ein ethischer Maßstab für die differenzierte Anwendung von Dezentralisierungskonzepten ist das Prinzip der Subsidiarität.

Die Evolution der ökologischen Systeme ist nicht zentral gesteuert. Sie bilden komplexe Ordnungsgefüge, deren wechselseitige Anpassung weitgehend auf kontextbezogenen Selbstorganisationsprozessen beruht. Die Vielfalt der Natur, die wesentlich aus der Anpassung an die jeweiligen regionalen Besonderheiten entsteht, ist ein wichtiges „Erfolgsgeheimnis der Natur“. Aus der Analyse der evolutionären Strategien dezentraler Selbstorganisation lassen sich auch für soziale Organisationstheorien wichtige Anregungen gewinnen.

Das Konzept der Regionalisierung von Organisationsstrukturen ist ein fundamentaler Beitrag zur Entschleunigung und Entflechtung moderner Gesellschaft und damit zur Stabilisierung ihrer Entwicklungsdynamik. Regionale Konzepte für die Umsetzung von Nachhaltigkeit können wesentlich besser auf die spezifischen sozioökonomischen, politischen und kulturellen Gegebenheiten eingehen. Die Regionalisierung der wirtschaftlichen Organisation trägt grundlegend zum Schutz gegen universale Einheitlichkeit der Produkte und zur Bewahrung des je besonderen Charakters der einzelnen Städte und ihrer Geschäfte bei. Regionales Handeln ist nicht zuletzt auch deshalb sinnvoll, weil hier die Wege zwischen den unterschiedlichen Institutionen (Verwaltungen, Wirtschaftsunternehmen, Medien etc.) nicht so weit sind und die nötigen Kooperationen dementsprechend bessere Chancen haben, tatsächlich zustande zu kommen.

Da aber viele Umweltprobleme grundlegend globalen Charakter haben und in Entwicklungs- sowie Schwellenländern oft mit vergleichsweise wenig Aufwand viel bewirkt werden kann, darf der globale Horizont bei allen regionalen Bemühungen nie verloren gehen. Es ist von entscheidender Bedeutung, daß Regionalisierung nicht im Sinne des Rückzugs in die Provinzialität verstanden wird, sondern mit dem Bewußtsein der europäischen und globalen Problemzusammenhänge verbunden wird. Oft können und sollen konkrete Erfahrungen im eigenen Lebensumfeld eine Vorstufe für das Bemühen um globale Veränderungen sein. Der frühere Umweltminister

Klaus Töpfer hat hierfür den Begriff „Glokalisierung“ geprägt: Man kann dies mit dem bekannten Slogan „lokal handeln, global denken“ übersetzen. Beispiele dafür, wie sich lokale Initiativen und globale Perspektiven sehr fruchtbar verbinden können, sind einige Ansätze im fairen Handel mit sozialen und ökologischen Gütesiegeln.

Ein wichtiges Prinzip für die Ermutigung lokaler und regionaler Initiativen ist, daß Entscheidungsbefugnisse nur dann auf übergeordnete Ebenen verlagert werden dürfen, wenn die untergeordneten nicht die nötigen sachlichen Kompetenzen und organisatorischen Möglichkeiten besitzen. Ethisch entspricht dem das Prinzip der Subsidiarität, wie es in der katholischen Soziallehre entwickelt wurde. Die Stärkung von Eigenverantwortung und Selbstbestimmungsrechten ist ein Gebot der Freiheit sowie des Schutzes der Individuen und sozialen Gruppen gegenüber einer bürokratischen Übermacht. Zugleich ist es eine wichtige Voraussetzung zur Förderung und Erhaltung der Motivation der Bürger für individuelles Engagement. Gerade in den komplexen Handlungszusammenhängen moderner Gesellschaft, in denen zentrale Steuerungsmodelle zunehmend an ihre Grenzen stoßen, ist es von entscheidender Bedeutung, Subsysteme mit autonomen Verantwortungsbereichen zuzulassen und zentrale Regulierungen auf die notwendigen Rahmenbedingungen zu beschränken. Dementsprechend läßt sich das Prinzip der Subsidiarität von den evolutionären und sozialen Komplexitätstheorien her weiter begründen und differenzieren.

Die vielfältigen Initiativen im Rahmen der „Lokalen Agenda 21“ zeigen, daß die Veränderungspotentiale für eine zukunftsfähige Entwicklung ganz wesentlich in solchen regionalisierten Ansätzen liegen. Daraus können dann oft überraschend auch überregionale und internationale Netzwerke werden, sei es durch unmittelbare Kommunikation oder durch Nachahmung. So hat das Wohlstandsmodell von Deutschland eine weltweite Vorbildfunktion für viele Entwicklungsländer; daraus ergibt sich eine entsprechende Verantwortung für die Verwirklichung allgemein nachahmungsfähiger Wohlstandsmodelle und Lebensformen in unserer Gesellschaft.

Entscheidend ist es bei all dem, den Handlungsrahmen so abzustecken, daß die beteiligten Akteure eine realistische Chance haben, ihre Vorstellungen und Ziele tatsächlich umzusetzen. Das gilt nicht zuletzt auch für die

se Tagung „Nachhaltige Entwicklung in der Region Bodensee–Oberschwaben“: Im Rahmen regionaler Konzepte ist es eher möglich, den Bogen von der Theorie zur Praxis zu spannen, also nicht nur zu reden, sondern auch zu handeln.

Peter Lutz, Klaus-Dieter Schnell

Aus der Diskussion der Vorträge: Globales versus regionales Handeln

Die Diskussion zu den Dimensionen der Nachhaltigkeit, die in den Vorträgen behandelt wurden, war von einer scheinbaren Polarität zwischen zwei Positionen geprägt: – globales Handeln – dringende Umweltprobleme weltweit koordiniert lösen;

– lokales oder regionales Handeln – die eigenen Möglichkeiten an einzelnen Orten nutzen bzw. den eigenen Verantwortungsbereich ausfüllen.

Prof. Radermacher appellierte dafür, von der ‚romantischen Ebene der Diskussion‘ herunterzukommen. Sein Resümee: „Erfolge werden an der globalen Front erzielt, nicht im Heimatverein.“ Regierungen müßten also primär global und erst in zweiter Linie lokal handeln. Es müsse beispielsweise umweltbewußten Regierungen gelingen, ihrer eigenen Bevölkerung die Einsicht zu vermitteln, daß Hilfe für China Hilfe für uns selbst ist.

Markus Vogt sah bei dieser Diskussion die Gefahr des Gegeneinander-Ausspielens von lokalem und globalem Handeln. Er vertrat die ‚glokale‘ Sicht- und Handlungsweise. Er sei auf jeden Fall der Meinung, eine starke Vernetzung von Initiativen auf lokaler Ebene sei höchst sinnvoll und würde auch zu umweltpolitisch sinnvollen globalen Änderungen führen.

Prof. Radermacher empfahl die weltweit wirkende soziale und ökologische Marktwirtschaft. Unter lokalem Handeln würde er beispielsweise den Einbau von Filtern in CO₂-trächtige Anlagen in China verstehen, deren Wirkung weltweit wesentlich größer zu veranschlagen wäre als weitere Maßnahmen bei uns, deren Wirkung kaum mehr meßbar sei. Er warf den Initiativen für lokales Denken und Handeln vor, sie täten so, als wüßte die Politik nichts von umweltpolitischen Handlungsmöglichkeiten. Es sei allerdings bekannt, daß Regierungen in westlichen Ländern längst entsprechend handeln, dies aber nicht groß verlautbaren können, weil ihnen sonst die Wähler davonlaufen würden. Radermacher warnte vor deutscher

Überheblichkeit, es ginge um weltweite Wirkungen, um weltweite Veränderungen. Interessengruppen in Deutschland allein erreichten hier eben viel zu wenig. Über ein mehr ökologisch orientiertes Steuersystem gäbe es in Deutschland eigentlich keinen Dissens. Allerdings müsse sich Deutschland weltweit eingeordnet verstehen. Gerade deshalb müsse auch über weltweit wirkende Mechanismen ökologisch orientierter Steuersysteme nachgedacht werden.

Ausführliche Dokumentation der Tagung: „Vom Baustein zum Netzwerk“, Materialien 2/98, 10,00 DM, zu beziehen bei der Akademie.

*Man verliert
die meiste Zeit damit,
daß man Zeit
gewinnen will.*

John Steinbeck

Auf der Suche nach der gewonnenen Zeit

Ravensburger Waaghausgespräche 1997

24.–27. April
Ravensburg, Schwörssaal
1820 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dr. Jürgen Blattner, Ravensburg
Dr. Thomas Knubben, Ravensburg
Dr. Rainer Öhlschläger, Weingarten
Prof. Dr. Edgar Thaidigsmann, Weingarten

Moderation und Gesprächspartner:

Walter Anderl, Ravensburg
Sr. Benedikta, Kloster Kellenried
Almut Binder-Kuhn, Ravensburg
Hans-Martin Brüll, Rosenharz
Sr. Helma Ebert, Kloster Sießen
Sr. Benita Gramlich, Kloster Sießen
Andrea Grimm, Ravensburg
Willi Haller, Aldingen
Erwin Heller, München
Ulrike Hess, Ravensburg
Matthias Hofmann, Kießlegg
Msgr. Norbert Huber, Ravensburg
Friederike Klatt-Krüger, Ravensburg
Dr. Jürgen Lackmann, Weingarten
Werner Langenbacher, Ravensburg
Manfred Legner, Ravensburg
Thomas Litzenburger, Markdorf
Prof. Dr. Rudolf Meissner, Weingarten
Prof. Dr. Erich H. Müller, Weingarten
Dr. Christine Obermair, Bozen
Annelie Öhlschläger, Weingarten
Richard Pschibul, Bad Waldsee
Regina Raaf, Weingarten
Inge Reincke, Ravensburg
Barbara Ruthardt-Horneber, Ravensburg

Helmut Schnell, Weingarten
Klaus Schwarz, Ravensburg
Gerhard Solbach, Ravensburg
Helga Teufert, Ravensburg
Hermann Vogler, Ravensburg
Marianne Walzer, Ravensburg
Caren Wirtz, Ravensburg
Doris Zieger, Ravensburg

Referentinnen/Referenten:

Prof. Dr. Friedrich Cramer, Göttingen
Prof. Dr. Karlheinz A. Geißler, Neubiberg
Prof. Dr. Marianne Gronemeyer, Wiesbaden
Dr. Michael Heinrich, Weingarten
Prof. Dr. Peter Heintel, Klagenfurt
Dr. Christine Obermeir, Bozen

Niemand hat mehr Zeit. Seit Benjamin Franklin die Gleichung *Zeit = Geld* erfunden hat, vollzieht sich eine steti-ge Beschleunigung des Lebens. Doch zugleich macht sich etwas Widersprüchliches bemerkbar: Während das Schnellere sich anscheinend ökonomisch rechnet, verschwindet die gewonnene Zeit im gleichen Maße wieder. Und die neuen Medien ermöglichen, virtuell in Sekundenschnelle durch Zeiten und Räume zu surfen, ohne jemals wirklich anzukommen.

Die Philosophen bringt das zum Nachdenken. Für den einzelnen Menschen hat es existentielle Bedeutung: Wie gestaltet man sein Leben unter dem Diktat von Beschleunigung und Zeitknappheit? Wie findet man den eigenen Rhythmus?

Die Ravensburger Waaghausgespräche stellen Erfahrungen und Chancen der Beschleunigung gegen Konzepte der Entschleunigung. Am Ende gilt es, das rechte Maß der „Eigenzeit“ zu finden.

Hier ist ein Artikel abgedruckt von dem Zeitforscher Prof. Dr. Karlheinz A. Geißler zum Thema „Zeitmanagement“:

Jagd nach dem goldenen Schlüsselchen

Über die Illusion, Zeit managen zu können

Der Schwimmwettkämpfer rasiert sich die Augenbrauen und die Haare an Kopf und Beinen, um Zeit zu sparen. Dies ist wohl der vorläufige Höhepunkt, aber bestimmt nicht die letzte wundersame Konsequenz aus dem am linearen Zeitmodell orientierten Leistungssport, der in England im 17. Jahrhundert entstand und damals sehr treffend „matches against time“ genannt wurde.

Zeit ist hier Sachzwang ohne Rücksicht auf die Person. Augenfällig wird dies unter anderem bei den Fernsehübertragungen von Skirennen. Der Läufer kommt während seines Rennens kaum ins Bild. Dem gebannt auf die Scheibe schauenden Fernsehzuschauer wird neben einem Standbild auf einen schneebedeckten Berg zeitweise ausschließlich eine in Hundertstelsekunden herunterflimmernde Zeitanzeige zugemutet. Die Uhr, nicht der Läufer interessiert. Der Läufer ist zur Uhr geworden. „Der Champion“, so prophezeit Virilio, „wird eines Tages in den Grenzen seines eigenen Rekords verschwinden.“ Einen Kabarettisten hat dies zu der pointierten Feststellung verleitet, daß die Zeiten bei den Wettkämpfen die einzigen sind, die immer besser würden.

Wir werden alle zu Teilnehmern im Zeitwettbewerb gemacht; und in diesem gilt es, sich zum allseitigen Zeitmaximierer zu entwickeln: Zeitplanbücher sind zum Renner geworden. Die betriebswirtschaftliche Fachliteratur und jene Publikationen, die „Lebenshilfe“ versprechen, haben die „Zeit“ entdeckt. Speed-Management und „Hilfe beim Umgang mit dem knappen Gut Zeit“ werden als Buch und Seminar inzwischen flächendeckend in unserer Qualifikationsrepublik angeboten. Als ginge es um die mannhafte Bewältigung aller auf dem Weg zum goldenen Schatz lauenden Gefahren, werden der erfolgreiche Kampf gegen die Zeitfresser, die gegläckte Überwindung von Zeitfallen und ähnliche Meisterstücke angekündigt. Der Erfolg in der Arbeit, im Leben, so die verheißungsvolle Botschaft, stellt sich von selbst ein, hat man nur die Zeit im organisierenden Griff.

Freie Zeit darf es dabei zwar geben, jedoch nur als geplante, als die durch Management geordnete und hierdurch gewonnene Zeit. Wer nicht arbeitet, zumindest indem er seine Zeit ordentlich plant und bearbeitet, der darf auch nicht faul sein. Das strenge Pauluswort an die Thessaloniker, „so jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen“, erfährt im Zeit-Management seine modernisierte Fassung. Es war übrigens fast wörtlich in die Sowjetverfassung von 1937 aufgenommen worden und galt dort seither als Ausspruch von Stalin.

Wenn, wie zur Zeit in der Bundesrepublik, nur mehr ein knappes Viertel der Erwerbstätigen regelmäßige Arbeitszeiten auf-

zuweisen hat, dann gibt es massenhaft Probleme mit der Zeit. Mit Ausnahme ganz kleiner Kinder und ganz alter Menschen stehen in unserer modernisierten Moderne alle Bevölkerungsgruppen unter dem Druck, die Zeit ökonomisch sinnvoll zu nutzen. Zeit-Management mag wichtig, vielleicht auch, notwendig sein. Aber das Motto, mit dem Zeit-Management-Kurse und einschlägige Bücher werben: „Wer seine Zeit im Griff hat, hat Zeit“, stimmt nicht:

Erstens ist es Hybris, von „meiner“, „seiner“, „ihrer“ Zeit zu sprechen. Es wird versucht, die Zeit zu einer Ware zu machen; dies basiert aber auf einer Fiktion, auf einer in der Ökonomie herrschenden Moral. Ein Mißverständnis, dem auch Goethe erlegen ist. In den Wanderjahren formuliert er mit ökonomischem Impetus: „Mein Erbteil, wie herrlich weit und breit! Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit.“

Zweitens hat nicht der Mensch die Zeit im Griff. Das Gegenteil ist der Fall: Die Zeit hat den Menschen im Griff. Sie war ja auch schon vor ihm da. Im Griff kann der Mensch nur sich selbst haben. Horkheimer und Adorno haben in der Dialektik der Aufklärung diesen illusionären Prozeß in seinen Resultaten beschrieben: „Jeder Versuch, den Naturzwang zu brechen, indem Natur gebrochen wird, gerät um so tiefer in den Naturzwang hinein.“

Drittens: Die durch Management „gewonnene“ Zeit ist keine freie Zeit. Das Bewirtschaftungsprinzip ist das vorausgesetzte Prinzip, und dieses beherrscht damit auch alle jene Freizeit-Räume, die man der Bewirtschaftung zu entziehen versucht. Das Maß des „Gewonnenen“ bleibt dem Faktor Profit verhaftet. Freie Zeit ist so immer nur Freizeit, das heißt nach kalkulatorischen Prinzipien gewonnene Zeit, und sie wird daher auch ökonomisch, also zum Konsum, genutzt.

Zeitknappheit resultiert nicht aus dem Sachverhalt zu geringer Zeitplanung, sondern ist, im Gegenteil, Effekt erfolgreichen Zeit-Managements. Nicht die große Freiheit erwartet uns nach erfolgreichem Speed-Management, sondern die Diktatur des Terminkalenders. Dieser, das erlebt jeder Vielbeschäftigte täglich, macht aus uns Fänger und Gefangene in einer Person. Ein konsequenter Zeit-Manager ist jemand, der sich – wie Elias Canetti sagt – „an jeder Ecke selbst verhaftet“.

Zeitgewinn und Zeitordnung, so die Suggestion, sind die notwendigen Bedingungen, um die beabsichtigten Dinge besser zu tun. Aber kommt es nicht eher darauf an, die besseren Dinge zu tun? Das Leben, und darauf baute ja bereits die antike Ethik auf, besteht aus Praktischem *und* Beschaulichem *und* aus Genuß. Zeit-Management mag für den praktischen Teil Hilfe anbieten, nicht jedoch für die beiden übrigen. „Man kann nur leben, indem oft genug nicht macht, was man sich vornimmt“ (Canetti).

Wie kann dies geschehen?

„Zur Winterszeit, als einmal ein tiefer Schnee lag, mußte ein armer Junge hinausgehen und Holz auf einem Schlitten holen. Wie er es nun zusammengesucht und aufgeladen hatte, wollte er, weil er so erfroren war, noch nicht nach Hause gehen, sondern erst Feuer anmachen und sich ein bißchen wärmen. Da scharfte er den Schnee weg, und wie er so den Erdboden aufräumte, fand er einen kleinen goldenen Schlüssel. Nun glaubte er, wo der Schlüssel wäre, müßte auch das Schloß dazu sein, grub in der Erde und fand ein eisernes Kästchen. – Wenn der Schlüssel nur paßt! dachte er. Es sind gewiß kostbare Sachen in dem Kästchen. Er suchte, aber es war kein Schlüsselloch da, endlich entdeckte er eins, aber so klein, daß man es kaum sehen konnte. Er probierte, und der Schlüssel paßte glücklich. Da drehte er einmal herum, und nun müssen wir warten, bis er vollends aufgeschlossen und den Deckel aufgemacht hat, dann werden wir erfahren, was für wunderbare Sachen in dem Kästchen lagen ...“.

Das Überraschende – Chance und Risiko zugleich – finden wir erst dann, wenn wir nicht nur das machen, was wir uns vornehmen. Wenn wir uns von dem Zwang befreien, die Zeit managen, kontrollieren zu müssen. Das goldene Schlüsselchen entdeckt nur, wer es nicht sucht. Zeit-Management ist ein Kampf gegen die Lebendigkeit des Lebens. Es macht uns alle zu Buchhaltern unserer Existenz. Die Zeit besiegen wir nie.

Mein Zeitmanagement-Seminar müßte nach dem Prinzip gestaltet sein: Wenn's Telefon *nicht* klingelt, ist es für mich!

(aus: Wissen Lebensweise 11/93)

Wirtschaftliche und soziale Lage in Deutschland

Tagung der pastoralen Dienste in der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Veranstalter: Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Institut für Fort- und Weiterbildung zusammen mit dem Personalreferat und dem Priesterseminar der Diözese

24.–27. November
Weingarten
90 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dr. Rainer Öhlschläger
Dr. Christiane Bundschuh-Schramm, Rottenburg

Referentin/Referenten:

Prof. Dr. Siegfried Blasche, Bad Homburg
Karl-Hermann Blickle, Balingen
Werner Langenbacher, Ravensburg
Bettina Marmann, Weingarten
Gerd Rothenbacher, Weingarten
Helmut Schnell, Weingarten
Prof. Dr. Josef Wieland, Konstanz

Bei dieser Tagung stieß das Referat von Prof. Dr. Josef Wieland, Ökonom und Philosoph, auf große Resonanz. Hier seine Thesen (Tischvorlage) zum Thema „Kirche als Unternehmen“.

Thesen zum Thema „Kirche als Unternehmen“

1. Kirche als Dienstleistungsunternehmen, Ökonomie der Gemeinden, Caritas und Diakonie als Qualitätsstandards – das sind Stichworte eines wiedererwachten Interesses an der Kirche als ökonomischer Akteur. Kirche als Unternehmen heißt vor allem, die Kirche ist Bestandteil des Wirtschaftssystems und nicht dessen externer Kritiker, Wertebeschafter oder Korrekturinstanz für die Sache des Sozialen und Guten.

2. Das wird nur selten verstanden, sowohl in seiner Mechanik als auch in seinen Konsequenzen. Der Schlüssel zu diesen beiden Aspekten liegt im Ordnungsentwurf des Verhältnisses von Religion – Kirche – Ökonomie. Die Unterscheidung einer religiös verfaßten und einer funktional differenzierten Welt hilft hier weiter.

In der religiös verfaßten Welt ist a) die Ökonomie ganzheitlich eingebettet in eine Hierarchie von Ordnungen, hat b) eine rein dienende Funktion (der Ethik, der Politik, der Religion) und hat c) eine religiöse Zweitcodierung (Gewinnstreben = Habsucht = Todsünde).

3. Große Teile des zeitgenössischen kirchlichen Diskurses über Ökonomie bewegen sich in dieser Welt. Sie ist allerdings bereits im 17. Jahrhundert untergegangen. Eine Rekonstituierung ist ausgeschlossen oder nur unter prohibitiven Wohlfahrtsverlusten zu haben.

Aus diesem Mißverständnis entstehen nicht selten Wirtschaftsfeindlichkeit, Reserviertheit, Unverständnis über die eigene Rolle in der modernen Wirtschaft, Heuchelei, schlechtes Gewissen, Geheimniskrämerei und ökonomische Ineffizienz als säkulare Todsünde.

4. In der funktional differenzierten Welt ist die Ökonomie ein autonomes und selbstorganisierendes Funktionssystem, das der Kontrolle durch Moral und Religion direkt nicht zugänglich ist. Die Organisationen auf der Mesoebene sind polylingual. Polylingual heißt, in ihnen finden sich verschiedene Sprachspiele als konstitutive Notwendigkeit zusammen. Für die Kirche als Organisation des Religionssystems ist daher auch das ökonomische Sprachspiel konstitutiv. Es muß aber mit den Erfordernissen der religiösen Funktion vermittelt werden. Dabei gilt: Ein direkter Zugriff der religiösen Zielvorga-

ben auf die Ökonomie der Kirche ist in modernen Kirchen nicht mehr möglich. Die Ökonomie der Kirche wird über das ökonomische System gesteuert.

5. Die Ökonomie der Kirche kann daher nicht der direkten und bedingungslosen Umsetzung religiöser Ziele dienen. Der Trade-Off zwischen ihren religiösen und ökonomischen Zielen muß bestimmt werden. Dabei sind Religion und Ökonomie in der Kirche füreinander Restriktionen.

6. Aus diesen Erwägungen folgt, daß die Kirche nicht nur eine Unternehmung Gottes ist, sondern auch ein Unternehmen der Wirtschaft. Dies hat eine Reihe von Folgen für die Verhältnisbestimmung von Kirche und Wirtschaft. Hier sind die wichtigsten:

a) Die Kirche ist internes Element des ökonomischen Systems und nicht sein externer kritischer Beobachter. Sie muß daher in der Wirtschaft handeln und nicht von außen Druck machen, damit das Richtige geschieht.

b) Es ist Aufgabe der Kirche und ihrer Einrichtungen, die Regeln und Mechanismen des Wirtschaftssystems zu beachten und neue zu entwickeln. Im Gegensatz zu einer verbreiteten Haltung ist dies jedoch nicht eine bedauernswerte Notwendigkeit, sondern eine Chance,

- sich als Organisation in der Wirtschaft und der Gesellschaft zu bewähren;
- sich Problemlösungskompetenz anzueignen, die auch für andere nachvollziehbar ist;
- die eigene Zielsetzung in und mit der Wirtschaft zu klären und in einer „Unternehmensphilosophie“ zu entwickeln;
- die vorhandenen ökonomischen Ressourcen der Kirche auf diese „Unternehmensphilosophie“ hin zu orientieren und die daraus entstehenden Konflikte durchzustehen;
- auf unrealistische „Visionen“ zu verzichten und statt dessen für eine effiziente Allokation der vorhandenen Ressourcen auf knappe Zwecke zu sorgen.

7. Hier sind die drei Felder, auf denen diese wahrscheinlich von besonderer Bedeutung sind:

a) Die Ökonomie der Gemeinde und der Gesamtkirche. Auf dem Gebiet der Effizienz des Verwaltungshandelns und der Vermeidung von Verschwendung liegen riesige

Sparpotentiale, gegen die die heutige Spardiskussion harmlos ist. Insgesamt gilt für diese: Ökonomen sparen nicht, um zu sparen, sondern sie sparen, um zu investieren. Für bloßes Sparen ist es bereits zu spät.

b) Die Betriebe und Einrichtungen der Caritas und Diakonie. Der Gesundheits- und Pflegebereich gilt unter Ökonomen als der Wachstumssektor im Dienstleistungsbereich. Die privatwirtschaftliche Konkurrenz wird weiter zunehmen und härter werden. Neben einer aussagefähigen Kostenrechnung (die die Grundlage für alles weitere ist) sollten gerade diese Betriebe realisieren, daß sie Unternehmen der Wirtschaft (und nicht der Kirche) sind. Der Satz, daß die Caritas keine kirchliche Organisation, sondern ein Qualitätsstandard ist, ist zutreffend.

c) Die finanziellen Ressourcen der Kirche. Unabhängig davon, ob die Kirchensteuer erhalten bleibt oder nicht oder wie sich die Mitgliederbeiträge entwickeln, sollte der kameralistischen Wirtschaft (Verwaltung und Verteilung extern generierter Einkommen) ein zweites Standbein hinzugefügt werden, nämlich der ökonomische Umgang mit dem eigenen Vermögen. Dafür gibt es praktische Beispiele, die zeigen, daß genau dies ein Weg sein kann, die christliche Botschaft mit Leben zu erfüllen.

3. Herbstakademie Wirtschafts- und Unternehmensethik

**Stipendiatentagung in Zusammenarbeit mit dem
Deutschen Netzwerk Wirtschaftsethik**

27.–31. Oktober

Weingarten

34 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dr. Rainer Öhlschläger

Prof. Dr. Josef Wieland, Konstanz

Referenten:

Prof. Dr. Micha Brumlik, Heidelberg

Dr. Michael Heinrich, Weingarten

Dr. Wilfried Hinsch, Münster

Dr. Josef Meran, Frankfurt a. M.

Prof. Dr. Birger P. Priddat, Witten/Herdecke

Werner Schiewek, Hamburg

Prof. Dr. Peter Ulrich, St. Gallen

Hier ein Tagungsbericht des Teilnehmers Stefan A. Litz von der Universität Konstanz:

Ethik – Neue Spielregeln für die Wirtschaft?

Was haben Jeans mit Ethik zu tun? Auf den ersten Blick wohl wenig, auf den zweiten umso mehr. So kann z.B. eine unternehmerische Leitlinie besagen, daß Jeansbekleidung nicht in Länder geliefert wird, in denen offenkundig Menschenrechtsverletzungen stattfinden. Oder die Unternehmensleitung verzichtet auf den Bezug von Materialien aus Ländern, in denen Kinderarbeit existiert. Dies kann ein Beispiel dafür sein, wie Ethik die Spielregeln wirtschaftlichen Handelns beeinflusst – wenn sie denn ernst genommen wird.

In den USA besitzt bereits ein Großteil der Unternehmen sogenannte „codes of ethics“. In diesen werden ethische Richtlinien festgehalten, die für Entscheidungen

und Handeln in und von Unternehmen bindend sind. Geregelt werden interne wie externe Aspekte unternehmerischen Verhaltens. Damit bekennen sich die Organisationen öffentlich zur Einhaltung bestimmter Werte – auch wenn sie unter Umständen einem Grundprinzip wirtschaftlichen Handelns – nämlich der Gewinnmaximierung – zuwiderlaufen können. Unternehmen im deutschsprachigen Raum lassen sich noch relativ selten auf solche Selbstbeschränkungen und -regulierungen ein. Dennoch findet in der Wirtschaft die Diskussion über Ethik gegenwärtig zunehmend Beachtung.

Auf Einladung des Deutschen Netzwerkes für Wirtschaftsethik – EBEN e.V. und der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart trafen sich vom 27. bis 31. Oktober 1997 Studierende und junge Wissenschaftler aus unterschiedlichen Disziplinen (von Philosophie über Verwaltungswissenschaft bis hin zur klassischen BWL) zum Meinungsaustausch über Wirtschafts- und Unternehmensethik. Ziel der Veranstaltung war es, den aktuellen Stand der wissenschaftlichen Diskussion zu reflektieren und die praktische Anwendung der theoretischen Ansätze zu thematisieren. Daneben konnten die Teilnehmer selbst ihre „ethische Kompetenz“ bei der Führung eines simulierten Unternehmens im Rahmen eines Computerplanspiels anwenden bzw. überprüfen.

Inwieweit kann nun Ethik für Wirtschaftssubjekte eine Rolle spielen? Prof. Priddat von der Universität Witten-Herdecke veranschaulichte dies an einem handlungstheoretischen Modell. Institutionen und rechtliche Bestimmungen geben einen gewissen Handlungsspielraum vor. Hier hat eine Ordnungspolitik durch Rückgriff auf ethische Überlegungen dafür zu sorgen, daß den wirtschaftlichen Akteuren ethisches Verhalten durch die Rahmenordnung ermöglicht wird. Sie müssen für ethisches Handeln „belohnt“ und nicht „bestraft“ werden. Innerhalb des vorgegebenen Handlungsspielraums richten sich die Entscheidungen und entsprechendes Handeln wiederum nach den Präferenzordnungen der Akteure. Die Individual- oder Tugendethik setzt an den „Ordnungen der Bedürfnisse“ einzelner Personen an, zeigt auf, was moralisch „richtig“ und „falsch“ ist. Die Diskursethik beschäftigt sich hingegen speziell mit dem Verfahren, wie aus verschiedenen individuellen Präferenzen kollektive entstehen sollen. Diese kollektiven Wertordnungen liegen dann den als mehr oder weniger moralisch zu be-

zeichnenden organisationalen Entscheidungen und Handlungen zugrunde.

Moral schränkt demnach Handlungsspielräume ein, schließt bestimmte Optionen aus. Wie kann daher bestimmt werden, was als moralisch zu gelten hat, was nicht? Gewissen Entscheidungen und Handlungen kommt sui generis eine moralische Dimension zu, z.B. Pflegediensten, Entlassungen oder der Produktion von Waffen. Anderen hingegen weniger. Besteht nun Unzufriedenheit mit der moralischen Ausstattung eines Gutes, dann ruft Prof. Priddat dazu auf, sich als „moral entrepreneur“ zu betätigen: ein neues, moralischeres Produkt anzubieten. Der Konsument wird dann entscheiden, was sich durchsetzt: das moralisch höherwertige und damit auch meist „teurere“ Gut oder das bisherige. Durch das Nachfrageverhalten kommt dem gleichberechtigten Wirtschaftsbürger eine zentrale Rolle zu, ganz nach dem Motto: Eine Gesellschaft hat so viel (Wirtschafts-) Ethik, wie ihr diese (im wahrsten Sinne des Wortes) wert ist.

Mit dem Management, d.h. der Gestaltung und Steuerung sowie Entwicklung von ethischen Aspekten im Rahmen der Unternehmensführung (Management of Values) befaßte sich Prof. Wieland von der Fachhochschule Konstanz. In seinem konzeptionellen Ansatz geht er von vier Stufen des Wertemanagements aus. Zunächst geht es darum, die gelebten und die gewünschten Werte in Unternehmen zu ermitteln und zu kodifizieren (Ist-Soll-Vergleich). Diese werden in einem Diskurs unter Beteiligung möglichst aller Betroffenen (Stakeholder) ausgehandelt. Nach der Verabschiedung der „codes of ethics“, moralischer Verhaltensrichtlinien, wird die Vermittlung dieser durch einen breiten Kommunikationsprozeß sichergestellt. Damit ist es jedoch nicht getan. Verstöße müssen spürbare Konsequenzen haben, d.h. die verschiedenen Managementsysteme müssen entsprechend modifiziert werden. So kann z.B. das Personalbeurteilungssystem geändert werden; es können aber auch eigenständige Beschwerdeprogramme im Rahmen eines EthikManagementsystems implementiert werden. In der letzten Stufe geht es um die institutionelle bzw. strukturelle Verankerung des Wertemanagements. So kann z.B. ein eigenständiges „Ethics Office“ eingerichtet werden, wie es häufig in den USA zu finden ist, aber auch eine Integration in die Linie stattfinden.

Das KIEM, Konstanz Institut für EthikManagement, führt auf der Grundlage dieses konzeptionellen Ansatzes gegenwärtig in Zusammenarbeit mit dem Verband der Bayerischen Bauwirtschaft in einzelnen Unternehmen eine Ethikzertifizierung durch. Ethiksysteme und moralisches Verhalten werden durch Ethikberater auditiert und regelmäßig überprüft. Ein entsprechend zu vergebendes „Ethiksiegel“ könnte z.B. zukünftig für die Wahl von Kooperationspartnern ausschlaggebend sein. Es könnte aber auch im Rahmen des Wertewandels bzw. der zunehmenden Legitimationsproblematik wirtschaftlichen Handels die Kaufentscheidung maßgeblich beeinflussen. Unter der Fragestellung: „Wie lassen sich moralische Prinzipien und Wertvorstellungen in einem multikulturellen Unternehmen entwickeln?“ berichtete Herr Meran von der Hoechst AG aus der Praxis von entsprechenden Bemühungen. Krönung der Bemühungen des Unternehmens um Ethik soll die Diskussion und Verabschiedung eines moralisch „aufgeladenen“ Konzernleitbildes 1998 sein. Dabei sollen alle Betroffenen (Stakeholder) zu Beteiligten werden. Es geht um das Finden eines für alle tragbaren Kompromisses. Zukünftig sollen darüber hinaus bei allen unternehmerischen Entscheidungen die berechtigten Interessen dieser Dritten berücksichtigt werden. Hoechst scheint es – das ging aus den Ausführungen hervor – wohl recht ernst mit der Ethik zu meinen.

Mit Dr. Heinrich, Vorstand der Müller-Weingarten AG, kam es zu einer etwas kontroversen Diskussion. Für diesen stellt die Beschäftigungssicherung im Zeitalter der Globalisierung das zentrale gesellschaftliche Problem dar; es gilt, die zunehmende Arbeitslosigkeit zu bekämpfen. Der verschärfte internationale Wettbewerb jedoch lasse häufig keine Handlungsalternativen als Standortverlagerungen und damit einhergehend Entlassungen in Deutschland zu. Es gehe bei diesen Entscheidungen – so Heinrich – um den Erhalt der Unternehmen. In diesem Zusammenhang stellte er die These auf, daß der Faktor Arbeit in Deutschland zu teuer sei. Die Ansprüche der Gewerkschaften müßten sich verringern, die Arbeitnehmer Abstriche in Kauf nehmen. Dies wäre zur Sicherung des Standorts Deutschland notwendig. Allerdings habe auch das Management als Vorbild auf Privilegien zu verzichten.

Dem wurde aus dem Teilnehmerkreis entgegengehalten,

daß viele Unternehmen gegenwärtig Rekordgewinne erzielen würden. Von Existenzproblemen seien diese nicht bedroht. Auch die Zurückhaltung der Gewerkschaften hätte sich bislang nicht ausgezahlt: Der Beschäftigungsabbau sei dadurch nicht einmal gestoppt worden. Profitieren würde von dieser Entwicklung hauptsächlich eine Gruppe: die Shareholder (Stichwort Shareholder Value), nicht jedoch andere berechnigte Stakeholder. Aufgrund dessen sei ein solches Verhalten des Managements und der Unternehmer als unethisch zu klassifizieren. Zwar sei es korrekt, daß es Ziel von Unternehmen sei, Gewinn zu erwirtschaften, und daß hierbei diejenigen, die finanzielle Risiken und besondere Verantwortung übernehmen, auch besonders „belohnt“ werden sollten. Der Gewinn könne aber nur durch die Kooperation aller an der Leistungserstellung Beteiligten sichergestellt werden. Gedanken müsse man sich daher über das Verhältnis machen, wem der erwirtschaftete Gewinn in welcher Höhe zugute käme.

Dabei berief man sich auf die Ausführungen von Dr. Hinsch (Universität Münster) über Moralbegründung und Gerechtigkeit. Dieser hatte zu Beginn der Veranstaltung über die Problematik der Verteilung materieller Ressourcen referiert. Der Gleichverteilung kommt ihm zufolge a priori immer dann eine Vorrangstellung zu, wenn die Ungleichverteilung nicht aufgrund besonderer Gründe gerechtfertigt werden kann. In diesem Zusammenhang interessieren nun besonders leistungsbezogene Rechtfertigungsgründe für asymmetrische Verteilungen.

Nach dem Proportionalitätsprinzip bestimmt sich demnach die Verteilung des gemeinsam, arbeitsteilig erwirtschafteten nach dem produktiven Beitrag der einzelnen zur kollektiven Kooperation. Anonymer Mechanismus zur Bestimmung des Anteils ist der Markt. Durch Angebot und Nachfrage bestimmt sich der Wert einer Leistung. Allerdings zeichnet sich der Markt durch Defizite aus (die hier jedoch nicht weiter besprochen werden sollen). Problematisch ist vor allem die genaue Bestimmung der Wertverhältnisse der Leistungsbeiträge. Zwar könne man wohl noch eine ordinale Rangfolge festlegen, d.h. wichtigere Beiträge von weniger wichtigen unterscheiden. Allerdings sei die konkrete Differenz zwischen beiden nicht feststellbar. Unzweifelhaft klaffe in Deutschland die Schere zwischen Vielverdienern und der breiten Masse der Einfachverdiener immer weiter auseinander. Es stellt

sich die – auch politische – Frage, was ethisch noch vertretbar ist. In anderen Worten, welche Verteilungsasymmetrie noch als legitim anerkannt wird.

Einen etwas anderen Weg geht Prof. Peter Ulrich von der Hochschule St. Gallen. In seinem Vortrag betonte er, daß Ethik im Rahmen eines normativen Managements Orientierungswissen, das „know what“ liefere. Geht man nun davon aus, daß sich das Handeln des modernen Menschen an der Vorstellung eines Gesellschaftsvertrages gleichberechtigter Individuen orientiere, führt dies zu einer Konsequenz: Man muß sich von dem Gedanken verabschieden, daß Unternehmen reine private Angelegenheiten seien. Vielmehr sind sie quasi öffentliche Einrichtungen, die lediglich privat geführt würden. Unternehmerische Entscheidungen und Handlungen betreffen nämlich immer einen großen Personenkreis, verschiedene Gruppen, die sogenannten Stakeholder.

Prof. Ulrich geht nun von der Frage aus: „Aus welchem Grunde, für welchen Zweck, für wen oder was wirtschaften wir?“ Bereits die klassischen Ansätze (Ökonomismus) gehen implizit oder explizit davon aus, daß das utilitaristische Handeln und der „ökonomisch rationalste Mitteleinsatz“ automatisch auch das Gemeinwohl steigern. Das Gewinnstreben der Unternehmen wird durch das Argument „... aber es dient letztendlich dem Wohl aller“, was Ulrich jedoch als Gemeinwohlfiktion bezeichnet, legitimiert. Doch die dem Wettbewerb inhärente Logik der Sicherung des Bestehens gegenüber der Konkurrenz – und damit das Erzielen eines dafür notwendigen Unternehmensgewinns – hat sich verselbständigt. So schreibt Schumpeter 1950: „Unternehmungen und ihre Leiter (werden) ... durch ihr Gewinnmotiv gezwungen ..., sich aufs äußerste anzustrengen, um eine maximale Produktion und minimale Kosten zu erreichen.“ Die einseitige Verfolgung des ökonomischen Imperativs führe eben nicht dazu, daß das „Wohl der Gemeinen“, d.h. das Wohl aller gemehrt wird.

Einen Ausweg sieht Ulrich nun in der Reduktion des Wettbewerbsdrucks und in der freiwilligen Selbstbeschränkung des Gewinnstrebens. Damit rückt wieder verstärkt das ganzheitliche Wohl des Menschen in den Mittelpunkt. Wohl gemerkt geht es ihm aber nicht darum, den Marktmechanismus abzuschaffen, sondern „lediglich“ um eine Begrenzung des Wettbewerbs. Die Wirtschaftssubjekte sind zunächst selbst gefordert. Ein legitimes Gewinnstre-

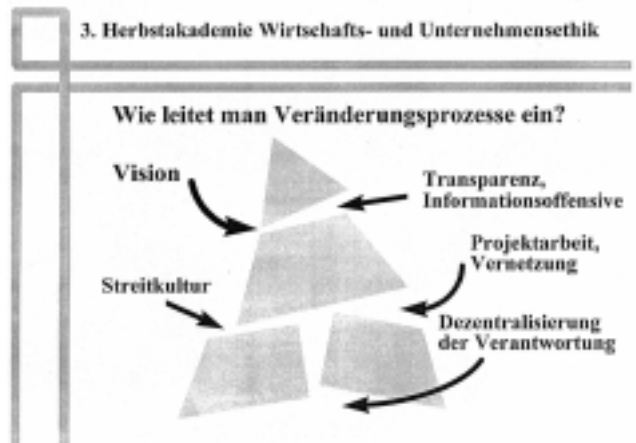
ben ist immer ein begrenztes Gewinnstreben. Moralische Rechte des Menschen und höherwertige Güter des Gemeinwohls haben vor der Gewinnmaximierung Vorrang. Schließlich geht es bei wirtschaftlichem Handeln, so pointiert Ulrich, um die Vermehrung des „Stakeholder Value“ und eben nicht um die einseitige Konzentration auf den „Shareholder Value“. Das bedeutet, daß das Management die berechtigten Interessen der verschiedenen Anspruchsgruppen zu berücksichtigen hat. Diese sollen möglichst zu einem Ausgleich gebracht werden. Zur Konsensfindung bzw. Aushandlung der Unternehmensziele dient dann der Diskurs.

Allerdings müsse Ulrich zufolge auch im zweiten Schritt (oder eher im ersten?) eine „lebensdienliche Ordnungspolitik“ die Wettbewerbsbegrenzung des wirtschaftlichen Systems sicherstellen. Gegenwärtig werde hingegen bekanntlich genau das Gegenteil gepredigt. Die Lösung der wirtschaftlichen Probleme wird politisch in einer Liberalisierung des Marktes und damit in der Zunahme des Wettbewerbes gesehen.

Die theoretische Diskussion und Vorträge von Praktikern wurden durch die Simulation der Führung eines Unternehmens in einer Wettbewerbssituation ergänzt. Jeweils fünf „Unternehmensvorstände“ führten fünf Unternehmen in einem – wohl eher als oligopolistisch zu bewertenden – Markt. Dabei mußten Entscheidungen unter Bedingungen getroffen werden, die relativ realitätsgetreu waren (Einstellungen und Entlassungen von Mitarbeitern, Rationalisierungen, Marktstrategien etc.). Gegen Ende des Spiels analysierten die Teilnehmer ihr Verhalten unter ethischen Gesichtspunkten an dem Stakeholdermodell: Welche berechtigten Interessen hatten sie hauptsächlich bedient, welche völlig ignoriert? Hatten sie dem Ziel der Wohlstandsmehrung aller gedient oder nur einer Gruppe oder letztendlich gar keiner (ein Unternehmen mußte praktisch Konkurs anmelden)? Dabei zeigte sich die Problematik eines ausgewogenen Entscheidungsverhaltens für die Teilnehmer. Häufig befindet sich die Unternehmensführung demnach in Dilemmasituationen. Die ausgewogene Berücksichtigung aller Interessen ist nicht immer möglich – sollte aber dennoch zumindest selbstgesetztes normatives Ziel sein.

Es konnte hier nur kurz skizziert werden, was in dieser interessanten und befruchtenden Woche besprochen und debattiert wurde. Abschließend sei nun anstatt ei-

ner Zusammenfassung eine These zur Diskussion gestellt, die im Seminar aufkam: Das (bisher noch zu zaghafte) Interesse der Wirtschaft an Ethik ist vornehmlich auf den Selbsterhaltungstrieb der Wirtschaftssubjekte zurückzuführen. Durch Selbstbeschränkung soll die Legitimität unternehmerischen Verhaltens und somit letztendlich auch die gegenwärtige Struktur der wirtschaftlichen Ordnung in einer als postmodern zu bezeichnenden Gesellschaft langfristig gesichert werden. Die starke Beschäftigung mit Wirtschaftsethik in den USA (sie ist inzwischen auch obligatorischer Lehrinhalt an vielen Business Schools) und die relativ verbreitete Selbstbeschränkung vieler Unternehmen könnte damit erklärt werden, daß das Wirtschaftsleben insgesamt weit weniger Handlungsrestriktionen unterliegt als in Deutschland, somit also weniger Handlungsoptionen von vornherein ausgeschlossen sind, die Notwendigkeit der Selbstregulierung daher stärker ist. Unabhängig davon, wie nun der Trend zur verstärkten Integration von ethischen Aspekten in das wirtschaftliche Handeln auch immer begründet werden kann, es ist ein Lichtblick für die langfristige und nachhaltige Entwicklung der Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung (Stichwort „sustainable development“). Und daran haben wir wohl alle ein berechtigtes Interesse!



Grafik von Dr. Josef Meran,
von der Hoechst AG, Corporate Communication

Qualitätsmanagement in der psychologischen Beratung

Fachtagung in Zusammenarbeit mit der Fachstelle für Psychologische Beratung in Ehe-, Familien- und Lebensfragen der Diözese Rottenburg–Stuttgart

18.–19. Februar
Weingarten
42 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Alfons Maurer, Stuttgart
Dr. Rainer Öhlschläger

Referentinnen/Referent:
Annerose Knäpple, Stuttgart
Prof. Dr. Marianne Meinhold, Berlin
Prof. Dr. Hermann Steinkamp, Münster

Die Fachstelle für Psychologische Beratung in Ehe-, Familien- und Lebensfragen der Diözese Rottenburg-Stuttgart befindet sich seit einiger Zeit in einem Klärungsprozeß, was Qualität und Qualitätssicherung in den so schwer meßbaren Bereichen der Beratung bedeuten könnte. Die Akademie wurde in diesem Zusammenhang vom Leiter der Fachstelle, Dr. Alfons Mauer gebeten, mit einer Fachtagung in diesem Prozeß behilflich zu sein. Diese Tagung wurde ausführlich dokumentiert. Die Publikation mit dem Titel „Qualitätssicherung in der psychologischen Beratungsarbeit“ kann bei der Fachstelle für Psychologische Beratung in Ehe-, Familien- und Lebensfragen der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Jahnstr. 30, 70597 Stuttgart, bezogen werden.

Der Tagungsleiter der Akademie, Dr. Rainer Öhlschläger, war für diese Veröffentlichung um ein Feedback gebeten worden, das im folgenden abgedruckt ist:

Man muß nicht jede modische Debatte mitmachen, die einem als notwendig eingeredet wird. Qualitätsmanagement spielt in der Erwerbswirtschaft seit einigen Jahren unter verschiedenen Begrifflichkeiten eine gewichtige Rolle: Qualitätszirkel, Betriebliches Vorschlagswesen, Kaizen, KVP (kontinuierliche Verbesserungsprozesse), auch Projektmanagement, Zertifizierung nach ISO 9000, TQM (Total Quality Management). In der Tradition der Sozialwissenschaften läuft manches unter dem Terminus Evaluation. Man steht vor allem den Zertifizierungsprozessen nach ISO in der Zwischenzeit mit guten Gründen skeptisch gegenüber. Statt besserer Qualität war das Ergebnis mehr Bürokratie.

Auch das Kostendruck-Argument ist berechtigt. Real geht es häufig unter dem Vorwand der Qualitätsverbesserung ausschließlich oder überwiegend um Kostensenkung. Wir finden ohne große Mühen genügend empirische Anhaltspunkte, sich gegen das Thema zu sträuben, man braucht nicht einmal „tiefsitzende Vorurteile“ (siehe Steinkamp) ins Feld zu führen, um sich gegen diese Debatte zu immunisieren.

Dennoch halte ich die Diskussion zum Management der sozialen Arbeit für längst überfällig. Zunächst einmal deshalb, weil man das Feld nicht den Technokraten überlassen sollte. Derzeit findet in der Wohlfahrtspflege eine Umstrukturierung der Eliten statt. Für mich sind Betriebswirte genauso „gute Menschen“ wie Psychologen, Theologen, Soziologen oder Maschinenbauer. Verdächtig sind mir immer die „Beherrscher“. Der hilflose Mensch kann nicht über die „Macht des Marktes“ verfügen, seine „Kundenmacht“ ist reduziert. Er ist seinen Helfern ausgeliefert. Mir sind dabei die Psychologen und die Theologen und die sonstigen ...logen systematisch gleich suspekt wie die Ökonomen – natürlich auch gleich hilfreich. Was ich nicht will, ist, daß die Menschen von den professionellen Experten abhängig sind. Das Qualitätskriterium hat für mich dabei eine emanzipatorische Funktion. Wer seinen Klienten oder der Öffentlichkeit (im Sinn von Kant) nicht über seine Qualitäten, seine Nützlichkeit bzw. über den nachweisbaren oder rekonstruierbaren Sinn seiner Tätigkeit Rechenschaft ablegen kann, dem sollen die Ressourcen entzogen werden. Die Ökonomie ist eine kritische Größe gegenüber der Expertokratie der Psychologen, wie ich umgekehrt gerne die Ökonomisierung der Lebensbereiche beschränkt sehen möchte.

Zum Thema Management: Management ist kein Beruf, Management ist keine Herrschaftsfunktion. Management ist nach meiner Auffassung eine Systemeigenschaft. Es gibt eine Professionalität des sozialen Berufes, und es gibt eine Professionalität der Organisation der sozialen Hilfe. Beides ist nicht identisch. Management bezieht sich auf die Organisation. Diese sollte über eine möglichst hohe systemische Fähigkeit der Problemlösung verfügen. Management bedeutet die systemische Erhöhung des Problemlösepotentials. Qualitätsmanagement ist deren qualitativer Aspekt. Wenn sich die Berater zur Qualität ihrer Beratung nicht erklären können, müssen sie im Interesse der Hilfesuchenden wegrationalisiert werden. Deswegen hat die Debatte um Qualitätsmanagement eine strategische Bedeutung.

Mir will nicht einleuchten, warum die Ökonomie von manchen Bereichen der Sozialwissenschaften verteuftelt wird. Ich erwarte von jedem Helfer, daß er über ein Instrumentarium effektiver Lösungen verfügt. Effektivität ist, geeignete Lösungen parat zu halten, d.h. Effektivität ist, das Richtige zu tun. Die Ökonomie fügt als zusätzliches Kriterium hinzu, daß das Richtige auch richtig getan wird, nämlich effizient. Qualitätsmanagement sichert, daß Qualität auch seinen Preis hat.

Über Kosten muß man doch reden dürfen. Ich bin nicht der Auffassung, daß nur Betriebswirte rechnen können. Rechnen (wir reden nicht über höhere Mathematik) kann jeder, wenn er darf und muß, sogar Psychologen und Sozialarbeiter. Deswegen meine Forderung nach Controlling. Jede/r muß immer und aktuell wissen, was er/sie an Zeit und Geld zur Problemlösung verbraucht. Er/sie wird dann schon einschätzen können, wofür die Mittel zu verwenden sind. Warum fürchtet er/sie sich dann vor der Rechenschaft darüber? Ich halte viel von Transparenz in diesen Dingen. Auch in meiner Familie hat sich die Ausgabentransparenz als hilfreich erwiesen.

Bei dieser Veranstaltung durfte am Abend auch ein satirischer Zugang zu Thema eingebracht werden. Hermann Polzer von der Beratungsstelle in Tuttlingen hat in der Bibel recherchiert, was denn „Biblische Qualitätssicherung (BQS)“ bedeuten mag. Hier der Text:

Ein kleiner Vortrag zum Thema: Biblische Qualitätssicherung (BQS)

Für diesen Vortrag ist mein Name John Saver, ich bin zertifizierter Theologe und arbeite als Gastprofessor am Fullerton Forschungszentrum für Internationale Bibelstudien. Auf Einladung der Deutschen Katholischen Bischofskonferenz leite ich am kommenden Wochenende einen Workshop zum Thema „Qualitätssicherung: Ein Anliegen an der Nahtstelle zwischen Ora und Labora“. Da von diesem Gremium undokumentiert sämtliche Spesen meiner Reise bezahlt werden, konnte ich ohne aufwendige Nebenkosten heute einen Abstecher hierher machen, um vor Ihnen zu sprechen.

Ich möchte die Einladung der Veranstalter nutzen, um Ihnen zu dieser späten Stunde noch eine ganz andere Facette Ihres Tagungsthemas vorzustellen. **Biblische Qualitätssicherung (BQS)**, auf gut Englisch: Bible quality management.

Sicherlich fragen Sie sich, was darunter zu verstehen ist. Dieses spricht für Ihren geschulten Blick für das Wesentliche. Um gleich das gängigste Vorurteil auszuräumen: Es geht bei der biblischen Qualitätssicherung nicht um vordergründige Übersetzungsfragen oder um eine Variante der sogenannten formkritischen Analyse biblischer Texte, sondern um die zentrale Frage, wie der Gott der Bibel, der Gott des Alten und des Neuen Testaments, sich der Qualitätsfrage seines Tuns und Lassens stellt.

Die Anfänge der BQS gehen auf die späten 80er Jahre zurück. Der Einzug der Computerwissenschaften in die Textanalysen machte es möglich, in enorm kurzfristiger Zeit auch aktuelle Fragestellungen in Bezug zu biblischen Texten zu stellen. Am Anfang stand die Beobachtung und empirisch gesicherte Erkenntnis, daß die Suizidrate unter den Qualitätsbeauftragten amerikanischer und japanischer Firmen nicht nur den Erwartungswert, sondern auch den Wert der bisherigen Spitzenberufsgruppe der Ärzte, Psychologen, Therapeuten und Berater noch übertraf. Was konnte die Qualitätsmanager dazu führen, die Qualität des eigenen Lebens als quasi schon abgeschrieben einzustufen? Hier war eine neue Pastoral gefragt. Klar war für unsere Fullerton-Gruppe, daß es hier eines grundsätzlichen Vorgehens bedarf. Deshalb formulierten wir die zentrale Frage: Wie hat eigentlich der Schöpfer aller Dinge, der unerschaffene Schaffer, die unhinter-

fragliche und unüberbietbare Qualität seines göttlichen Tuns sichergestellt? Was können wir daraus lernen?

An dieser Stelle können nicht alle für diese unsere Frage relevanten Bibelstellen herangezogen werden. Ich habe mich bei der Auswahl der Textstellen auf wenige beschränkt, die hoffentlich in diesem semi-säkularen Plenum auf eine gewisse Vertrautheit stoßen.

Beginnen wir mit dem Anfang. Der Schöpfungsbericht gehört textgeschichtlich nicht zu den ältesten Texten, aber jedem atheistischen Dackel wird einleuchten, daß am Anfang von allem die Schöpfung des Universums gestanden haben muß.

Im Buch Genesis heißt es z.B. nach jedem Arbeitsgang und am Ende der Projektwoche von Gott, kurz vor seinem Weekend, Genesis 1, 31: *Gott sah alles an, was er gemacht hatte: Es war sehr gut. Es wurde Abend, und es wurde Morgen: der sechste Tag.*

Dem aufmerksamen Zuhörer ist nicht entgangen, daß Gott hier eine Doppelrolle wählt. Als Akteur und Initiator, also in Zuständigkeit für Struktur- und Prozeßqualität, fühlt er sich zusätzlich für die Ergebnisqualität verantwortlich. In Personalunion, eine Vorform der Trinität, beurteilt er sein Schöpfungswerk als sehr gut. Dieses erste Qualitätsgutachten beruht vor allem auf dem visuellen Kanal. Die Optik läßt die Aussage zu: Und er sah, es war sehr gut.

Auf die neutestamentliche Steigerung in der Aussage Jesu gegenüber dem, was das Faktum der Auferstehung angeht, qualitätskritischen Thomas: *Selig, die nicht sehen und doch glauben*, kann ich hier nicht näher eingehen.

Doch wie ging es dann weiter mit dem Produkt „Schöpfung“? Noch im gleichen Buch Genesis, einige Kapitel später, heißt es (Genesis 6,11 ff.): *Die Erde aber war in Gottes Augen verdorben, sie war voller Gewalttat. Da sprach Gott zu Noach: Ich sehe, das Ende aller Wesen aus Fleisch ist da; denn durch sie ist die Erde voller Gewalttat. Nun will ich sie zugleich mit der Erde verderben. Mach dir eine Arche aus Zypressenholz!*

Also auch hier wieder: Gott sah sich die Erde an. Ohne dezidierte Ursachenanalyse, ohne das Verursacherprinzip bis zum letzten zu durchdenken und ohne Infragestellung wichtiger Merkmale der Strukturqualität wird hier das Produkt Schöpfung abgeschrieben. Umsiedlung oder Ausweichen auf Planeten mit anderem Leistungskatalog

werden nicht erwogen. Andere potentielle Anbieter haben keine Chance. Radikal ausdünnen, Massenentlassung mit Todesfolge – so die Entscheidung des Managements. Auch hier kann ich die differenziertere Position des Neuen Testaments, wo Jesus in einem Gleichnis den Arbeitern befehlen läßt, das Unkraut erst nach der Ernte zu rupfen, um nicht die guten Pflanzen mit zu vernichten, nur erwähnen.

Im Vatikan werden die Ergebnisse unserer BQS-Forschung inzwischen auch wahrgenommen und diskutiert. In der Ausgabe der Frankfurter Rundschau vom 17.02.97 heißt es (Originalzitat):

ROM (kann). Papst Johannes Paul II ist überzeugt, daß es keine zweite Sintflut geben wird. Selbst wenn spätere Generationen möglicherweise schwerer gesündigt hätten als die ersten, werde Gott die Menschheit nicht erneut durch eine Sintflut vernichten, sagte er in Rom.

Ob diese Aussage mit „ganz oben“ in einer Art Qualitätszirkel diskutiert wurde, kann ich Ihnen derzeit noch nicht sagen.

Interessant für unser Thema an dem Krisenmanagement à la Archebauen, daß die Zielvorgabe im Sinne einer Konzeptqualität an die Exekutivgewalt Familie Noach äußerst wage formuliert ist:

„Von allem, was lebt, von allen Wesen aus Fleisch führe je zwei in die Arche, damit sie mit dir am Leben bleiben; je ein Männchen und ein Weibchen sollen es sein.“

Also auch hier wird eine optische und rein quantitative Selektion betrieben. Die Quotendiskussion wurde, interessanterweise, damals nicht geführt. Es heißt einfach: *Je ein Männchen und ein Weibchen.*

Setzen wir unsere beispielhafte Betrachtung der Ergebnisse der BQS, der biblischen Qualitätssicherung, fort.

Der Psalmist schreibt eloquent (Psalm 26:2): *„Erprobe mich, Herr, und durchforsche mich, prüfe mich auf Herz und Nieren!“*

Hier taucht der für die BQS so wichtige Begriff des Prüfens auf. Geprüft soll werden auf Herz und Niere. Hier sind die Anfänge eines biblischen bio-psychosozialen Gesundheits- und Qualitätsbegriffes zu sehen. An dieser Stelle einige Statistiken: Das Konzept bzw. der Begriff des Prüfens kommt im Alten und Neuen Testament insgesamt in unterschiedlichen Varianten 75 Mal vor. Es war mein Verdienst innerhalb unserer Fullerton-Arbeitsgruppe, herausgefunden zu haben, daß man, je mehr Bü-

cher des Alten und Neuen Testaments man hinzunimmt, um so häufiger, kumulativ gesehen, den Prüfbegriff findet und damit den Zugang zur biblischen Qualitätssicherung. Der Begriff „Vollkommen“ bzw. „Vollkommenheit“ erscheint im Vergleich dazu „nur“ 22 Mal.

Die Zeit rennt, und ich komme dank meines optimierten Zeitmanagements zu exemplarischen Textbeispielen aus dem Neuen Testament. Auf die in der Weihnachtsgeschichte festgehaltenen unvorstellbaren Struktur- und Prozeßqualitätsmängel um die Geburt des Gottessohnes möchte ich hier nicht näher eingehen, weil natürlich die kritischen Zuhörer unter Ihnen bei allem, was ich hier anführen könnte (angefangen von den Hygienemängeln bis zur schlechten Besucherbetreuung der Könige, die bekanntlich fliehen mußten) – wie gesagt, all dieses würde damit vom Tisch gefegt, daß es heißt: Die Geschichte ist absolut unhistorisch. Also lassen wir das an dieser Stelle. Interessant ist für mich, wie die Deutsche Katholische Bischofskonferenz den Spagat hinkriegen will, einerseits die Historizität meiner biblischen Qualitätskritik der Weihnachtsgeschichte in Frage zu stellen und andererseits Themen wie Jungfrauengeburt und ähnliche unbiblische Sekundärwunder weiter hoch zu halten.

Gehen wir gleich zu einer weiteren Episode von diesmal neutestamentlicher Qualitätsmessung. Nicht nur die Weinliebhaber kennen die Geschichte der Hochzeitsfete in Kana. Hier hat Jesus, nachdem er den Versuchungen und Abwerbungen einer Fremdfirma beim Fasten in der Wüste grandios widerstanden hat, sein Gesellenstück als Wundervollbringer hingekriegt.

Es heißt hier im Neuen Testament: *„Seine Mutter sagte zu den Dienern: „Was er euch sagt, das tut!“ Es standen dort sechs steinerne Wasserkrüge, wie es der Reinigungsvorschrift der Juden entsprach; jeder faßte ungefähr hundert Liter. Jesus sagte zu den Dienern: Füllt die Krüge mit Wasser! Und sie füllten sie bis zum Rand. Er sagte zu ihnen: Schöpft jetzt, und bringt es dem, der für das Festmahl verantwortlich ist. Sie brachten es ihm.“*

Der Küchenchef und Qualitätsbeauftragte wird bei dem guten Tropfen nicht schlecht gestaunt haben. Das Fest muß berauschend gewesen sein, bei den Mengen und der Qualität. Kein Wunder, daß nur ein Evangelist dieses Highlight überhaupt erwähnt.

Die für uns wichtige Frage: Hat Jesus den Wein auf seine Qualität prüfen lassen, weil er sich seiner Ergebnisquali-

tät nicht ganz sicher war oder weil er die Strukturqualität von solchen Festen in Frage stellen wollte. Es heißt ja vom Küchenchef und Qualitätsbeauftragten:

„Da ließ er den Bräutigam rufen und sagte zu ihm: Jeder setzt zuerst den guten Wein vor und erst, wenn die Gäste zuviel getrunken haben, den weniger guten. Du jedoch hast den guten Wein bis jetzt zurückgehalten.“

Das neue Testament ist an vielen Stellen voll mit Beispielen, die dokumentieren, daß es bei wirklicher Qualität keine Frage ist – man stürzt sich drauf. So heißt es z.B. bei Matthäus 13,46: *Als er eine besonders wertvolle Perle fand, verkaufte er alles, was er besaß, und kaufte sie.* Abschließend noch eine Antwort auf die Frage nach der biblischen Antwort auf input- und outputorientierte Steuerung. Hier spricht, denke ich, der nachfolgende Text für sich. Wieder bei Markus heißt es (in einer etwas neu-deutschen und an Ihre Tagung angepaßten Übersetzung): es geht um die Naherwartung (Matthäus 25,14–30):

14 Es ist wie mit einem Beratungsstellenleiter, der auf Dienstreise ging: Er rief sein Team zusammen und vertraute ihm seine Klienten an. Dem einen gab er fünf Klienten und eine Paarberatung, einem anderen zwei Klienten, wieder einem anderen einen Klienten, jedem nach seinen Fähigkeiten.

15 Dann reiste er, eine typische Dienstreise im überwiegend dienstlichen Interesse, ab.

16 Sofort begann der Berater, der fünf Klienten und eine Paarberatung erhalten hatte, Termine zu vereinbaren, Biographien zu durchforsten und familientherapeutisch zu arbeiten, und er gewann noch fünf Klienten dazu.

17 Ebenso gewann der Berater, der zwei Klienten erhalten hatte, im Rahmen seiner Präventionsarbeit noch zwei dazu.

18 Der Berater aber, der nur einen Klienten erhalten hatte, ging und begann eine Eigenanalyse (im Originaltext bei Matthäus heißt es: grub ein Loch in die Erde und versteckte das Erhaltene).

19 Nach langer Zeit (BAT-Tage konnten angehängt werden) kehrte der Stellenleiter zurück, um von seinem Team Rechenschaft zu verlangen.

20 Da kam der, der die fünf Klienten und eine Paarberatung erhalten hatte, brachte fünf weitere Anmeldungen und sagte: Fachgruppenleiter, fünf Klienten und eine Paarberatung hast du mir gegeben; sieh her, ich habe noch fünf dazugewonnen.

21 Sein Stellenleiter sagte zu ihm: Sehr gut, du bist ein tüchtiger und treuer Kollege. Du bist im Kleinen ein toller Berater gewesen, ich will dir eine große Aufgabe übertragen. Komm, nimm teil an der Freude unseres Fachreferenten!

22 Dann kam der Berater, der zwei Klienten erhalten hatte, und sagte: Primus inter pares, du hast mir zwei Klienten gegeben; sieh her, ich habe noch zwei Anmeldungen dazugewonnen.

23 Sein Stellenleiter sagte zu ihm: Sehr gut, du bist ein tüchtiger und treuer Kollege. Du bist im Kleinen ein toller Berater gewesen, ich will dir eine große Aufgabe übertragen. Komm, nimm teil an der Freude unseres Fachreferenten!

24 Zuletzt kam auch der Berater, der nur einen Klienten erhalten hatte, und sagte: Herr Leiter, ich wußte, daß du ein strenger Mann bist; du analysierst und therapierst, wo andere gar nichts finden, und deutest, wo ein Klient nichts geträumt hat;

25 weil ich Angst vor deiner kollegialen teamorientierten Kritik bei der nächsten Fallvorstellung hatte, habe ich deinen Klienten in Ruhe gelassen, mich gelegentlich telefonisch versichert, daß es ihm gut geht und selber eine Eigenanalyse begonnen.

26 Sein Stellenleiter antwortete ihm: Du bist ein schlechter und fauler Berater!

27 Hättest du meinen Klienten wenigstens GT-mäßig betreut.

28 Darum nehmt ihm den einen Klienten weg und gebt ihn dem, der die zehn Klienten hat!

29 Denn wer hat, dem wird gegeben, und er wird Arbeit im Überfluß haben; wer aber nicht hat, dem wird auch noch weggenommen, was er hat.

30 Versetzt den nichtsnutzigen Berater auf die hinterste Nebenstelle. Dort wird er heulen und mit den Zähnen knirschen (was man auch Bruxismus nennt und was als gelegentlicher Anmeldegrund bei der Produktpalette Erziehungsberatung vorkommt).

Fazit: Die Bibel schlägt als Qualitätssicherungsmethoden in erster Linie vor:

Alttestamentlich: Genau hinschauen, notfalls fluten (was nicht das gleiche wie das verhaltenstherapeutische Flooding ist) und neu anfangen.

Neutestamentlich: Prüfen, das Gute beibehalten, das

Schlechte fallen lassen. Und vor allem wachstumsorientiert denken. Von kleinen Zellen ausgehen, Sauerteig sein, ohne selber sauer zu werden.

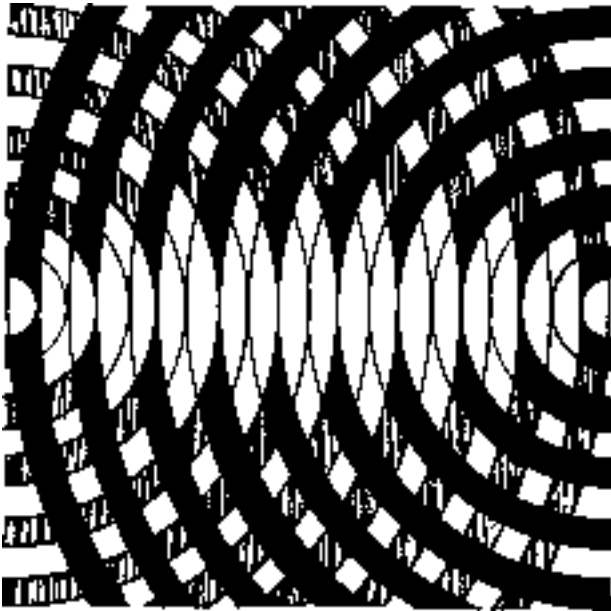
Ein Blick auf die Uhr zeigt, daß ich, dank meiner Zeitmanagementpotenz, noch 126 Sekunden Zeit habe. Dies reicht, um noch auf eine wichtige Figur des Neuen Testaments zu sprechen zu kommen. Eine Person, die, nachdem vom Pferd gefallen, viel zu sagen und zu schreiben hatte. Er galt und gilt in einigen Kreisen als theologischer Schwätzer. Paulus hatte ein hervorragendes Mittel, um bei zu ausufernden Reden seine Zuhörer zu belohnen bzw. seelsorgliche Kunstfehler wieder gut zu machen. Die abschließend hier zitierte Stelle ist bibelegt, nicht verzerrt und kaum bekannt, zumindest ist mir keine Predigt darüber je zu Ohren gekommen. In der Apostelgeschichte 20,9 ff. heißt es:

9 Ein junger Mann namens Eutychus saß im offenen Fenster und sank, als die Predigt des Paulus sich länger hinzog, in tiefen Schlaf. Und er fiel im Schlaf aus dem dritten Stock hinunter; als man ihn aufhob, war er tot.

10 Paulus lief hinab, warf sich über ihn, umfaßte ihn und sagte: Beunruhigt euch nicht: Er lebt!

11 Dann stieg er wieder hinauf, brach das Brot und aß und redete mit ihnen bis zum Morgengrauen. So verließ er sie.

Die Qualität einer einschläfernden Rede kann man durch ein gezieltes Wunder retten. Da mir dieses nicht möglich ist, schließe ich nun nach exakt 126 weiteren Sekunden und danke für Ihre unverdiente Aufmerksamkeit.



Design: Dieter Groß

Lateinamerika: Die ungerechte Gesellschaft

Zur Frage von Distributionsverzerrungen und ihren Korrekturmöglichkeiten

Weingartener Lateinamerikagespräche

10.–12. Januar
Weingarten
87 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Rainer Öhlschläger
Prof. Dr. Manfred Mols, Mainz

Referentin/Referenten:
Dr. Petra Bendel, Heidelberg
Prof. Dr. Ilán Bizberg, Mexiko
Prof. Dr. Andreas Boeckh, Tübingen

Wolf Grabendorff, Madrid
Prof. Dr. Karl Kohut, Eichstätt
Prof. Dr. Günter Maluschke, Tübingen
Dr. Rolf Schinke, Göttingen

Die Weingartener Lateinamerikagespräche sind in der Zwischenzeit zu einem festen Bestandteil des Programms der Akademie zu Beginn eines jeden neuen Jahres geworden. Die Tagungen sind politikwissenschaftlich ausgerichtet und werden zusammen mit Prof. Dr. Manfred Mols vom Institut für Politikwissenschaft der Universität Mainz vorbereitet. Es hat sich gezeigt, daß die Akademie mit den Lateinamerikagesprächen vor allem jungen Menschen, Studenten aus ganz Deutschland sowie Stipendiaten aus Lateinamerika, ein gern angenommenes Forum zum fachlichen und persönlichen Austausch bietet. Politische Fragestellungen werden in Deutschland derzeit trotz der allgemeinen Rede von der Globalisierung recht binnenorientiert, mitteleuropäisch gestellt. Die Akademie möchte hier ein kleines Gegengewicht setzen. Die Thematik 1997 paßt dabei recht gut auch zu einer deutschen Diskussion: die ungerechte Gesellschaft. Aus der letztjährigen Tagung ist ein Band der Hohenheimer Protokolle entstanden:

Manfred Mols/Rainer Öhlschläger (Hrsg.): Lateinamerika: die ungerechte Gesellschaft. Stuttgart (Hohenheimer Protokolle, Band 52; ISBN 3-926297-67-0) 1997, DM 19,50

Ein Textauszug aus dem Vorwort vermittelt einen kleinen Eindruck über die Thematik:

Vom 10.1.–12.1.1997 fand das dritte Weingartener Lateinamerika-Gespräch statt. Mehr als 80 Teilnehmer aus selbst weit entfernten Gegenden der Bundesrepublik unterstrichen nicht nur ein allgemeines Interesse an den Weingartener Diskussionen über Lateinamerika, sondern nicht zuletzt an der konkreten Thematik selbst: die ungerechte Gesellschaft.

Lateinamerika weist weltweit die verzerrteste Einkommensverteilung auf, und eine positive Wende ist kaum abzusehen. Es war der Zweck unserer Gespräche, dem Erscheinungsbild und den Ursachen der ungerechten Gesellschaft(en) Lateinamerikas, aufgeteilt in genauere Problembündel, nachzugehen. Zu erwarten war, daß es

weder eine für alle Länder Lateinamerikas völlig identische Diagnose noch absolut bündige Therapieempfehlungen gab. Es war aber auch zu erwarten, daß die Diskussionen selbst sachkundig und erfreulich lebhaft geführt wurden. Hier scheint sich eine spezifische Gesprächskultur aufzubauen, von der man nur hoffen kann, daß sie sich bei den künftigen Weingartener Lateinamerika-Gesprächen weiter festigt.

Prof. Manfred Mols wies in seinem einleitenden Beitrag darauf hin, daß gesellschaftliche und individuelle Gerechtigkeit weit mehr beinhalten als ein vertretbarer Anteil distributiver Gleichheit im Einkommensbereich. Verzerrungen hätten auch sehr viel mit verweigerter Partizipationschancen für die Masse der Bevölkerungen zu tun. Über Jahrhunderte eingeübte Verhaltensmuster in Politik, Gesellschaft und an deren Rändern (Semimarginalität und Marginalität) seien zu einem belastenden Legat geworden, das auch die in unserem 20. Jahrhundert immer wieder angelaufenen Neuorientierungsversuche von staatlich-gesellschaftlicher Ordnung nicht aufzubrechen vermochten. Möglicherweise könnten die in der Gegenwart zu beobachtenden Aufbrüche zivilgesellschaftlicher Potentiale zu einer Verbesserung führen, die aber grundsätzlich an zwei Voraussetzungen gebunden bleibe: an veränderte Partizipationsstrukturen im Zuordnungsverhältnis von Staat und Gesellschaft und an einen auf eine gesteigerte soziale Verantwortung zielenden Bewußtseinswandel bei den lateinamerikanischen Eliten.

Die weiteren Gespräche wurden mit drei länderspezifischen Fallstudien fortgesetzt: Mexiko, Brasilien und Zentralamerika.

Prof. Ilán Bizberg vom Colegio de México stellte die Modernisierungszwänge, denen das heutige Mexiko ausgesetzt ist, in den Mittelpunkt seiner Überlegungen, genauer gesagt, die sozialen und politischen Konsequenzen des sogenannten neoliberalen Modells. Hätten die Regime der Revolution und Postrevolution noch die Integration der gesamten Bevölkerung auf ihre Fahnen geschrieben (ohne indessen in der Distributionsfrage dem Ideal einer gerechten Gesellschaft auch nur einigermaßen überzeugend nähergekommen zu sein), finde sich der neoliberale Staat mit der Unmöglichkeit ab, die Bevölkerung zur Gänze in das heutige sozio-ökonomische Modell zu inkorporieren. Eine duale Gesellschaft

scheine unvermeidbar zu sein, deren Schattenseiten die politisch Verantwortlichen durch eine gezielte Sozialpolitik aufzufangen suchten. Im heutigen neoliberalen Modell stünden sich nicht mehr, wie in den Hochzeiten der Institutionalisierten Revolution, mobilisierte und nicht-mobilisierte Sektoren gegenüber, sondern solche, die in den Weltmarkt integriert seien, und andere, denen der Anschluß nicht gelinge. Dies sei auch die Begründungslogik für die bleibende politisch-sozial-ökonomische Rückständigkeit in verschiedenen Bundesstaaten des mexikanischen Südens und für das dortige Entstehen einer neuen Guerrilla. Daß das gegenwärtige politische System auf Öffnung, Transformation, mehr Demokratie ausgerichtet sei, lasse sich nicht bestreiten. Die Frage sei aber, ob es nicht zu einem weiteren Dualismus zwischen einer sich politisch modernisierenden nationalstaatlichen Ebene und regional-bundesstaatlichen und lokalen Stagnationen und Zurückgebliebenheiten kommen werde. Jedenfalls habe das sich in einer offenen Transition befindliche Mexiko noch lange nicht zu einem neuen und in sich stabilen Gleichgewicht gefunden.

Prof. Günter Maluschke widmete sich dem Fall Brasilien. Er begann mit einem „kurzen Rückblick auf die Kolonisierung des Landes im 17. Jahrhundert“. Damals und im Verlauf der weiteren Geschichte bis weit nach der Unabhängigkeit sei ein bis heute im wesentlichen anhaltender sozialer Dualismus entstanden, der ein Bild von Brasilien als „einer extrem ungleichen Gesellschaft“ aufkommen ließ. Im einzelnen müsse man die brasilianische Situation differenziert sehen. Einem Gini-Koeffizienten von 0,60 stünden – im internationalen Vergleich – relativ bessere Indikatoren für Lebensqualität gegenüber. Unter anderem habe sich die Ernährungssituation in den letzten drei Jahrzehnten leicht gebessert. Armut korreliere in Brasilien im wesentlichen mit bestimmten demographischen und sozialen Kriterien wie Geschlecht und Hautfarbe des Familienoberhauptes, seinem Bildungsniveau, der Beschäftigungssituation, dem Abhängigkeitsquotienten, dem (regionalen) Wohngebiet und dem konkreten Wohnort (ländlich oder nicht). Nach einer neuen Untersuchung des Wirtschaftsjournalisten Joelson Beting sei vor allem die Inflation die zentrale Ursache im bösen Spiel der Ungerechtigkeit. Es sei im Gegenzug das Verdienst des damaligen Finanzministers (und heutigen Staatspräsidenten) Fernando Henrique Cardoso gewesen,

mit einem seit 1993 initiierten monetären Stabilisierungsprogramm eine aktive Politik der Inflationsbekämpfung eingeleitet zu haben. Maluschke geht schließlich auch auf die problematische Landverteilung in Brasilien ein.

Dr. Petra Bendel stellt in der Fallstudie III die fragmentierten Gesellschaften Zentralamerikas vor. Zwar gebe es eine lange Diskussion um eine auch Zentralamerika erfassende internationale Umverteilung, aber „Armut und ungerechte Einkommensverteilung (seien) ein gutes Stück weit ‚hausgemacht‘“, so daß auch greifende „politische und soziale Konfliktbewältigungsmechanismen ... auch auf der jeweiligen nationalen Ebene gefunden werden“ müßten. Es ist das Anliegen von Petra Bendel, sich in ihrem Beitrag primär auf solche internen Bedingungen zu konzentrieren. – Zu den Defiziten auf der politisch-institutionellen Ebene zählen ihrer Meinung nach (trotz aller nicht zu übersehenden Fortschritte in der Demokratiefrage) die mangelnde Repräsentativität von Parteien und Regierungen, wobei letztere auch unter erheblichen Leistungsschwächen litten, ein erkennbares Fehlen alternativer Politik-Konzepte sowie bisher nicht überwundene Mängel in der vielerorts in Angriff genommenen Dezentralisierung. Zu den sozialen Problemlagen, von Bendel überschrieben mit „Heterogenität der gesellschaftspolitischen Interessen“, gehörten das Auseinanderbrechen von sozialem und wirtschaftlichem Protestpotential, die Heterogenisierung sozialer Interessen durch Stabilisierung und Strukturanpassung, prekäre Durchsetzungsformen sozialer und politischer Protestansätze und entsprechender Konzertationsbemühungen, die dürftige Partizipation und die mangelnde Beachtung der zahlreichen Artikulationsgruppen zivilgesellschaftlicher Ausrichtung auf Gemeindeebene. Auch die kaum irgendwo anzutreffende soziale „Abfederung“ von Demokratie spielt in den Überlegungen von Bendel eine wichtige Rolle. Zusammengefaßt: Der Beitrag ist konzentriert auf demokratisch-institutionelle Öffnungen und Strukturreformen und auf Neubesinnungen in der sozialen und politischen Kultur der zentralamerikanischen Länder.

Dr. Rolf Schinke analysierte in seinem Beitrag die Ungleichheit der Einkommensverteilung aus ökonomischer Sicht. Es geht ihm zum einen um das Ausmaß der Einkommensungleichheit in Lateinamerika, zum anderen um deren Ursachen. Drittens werden die Konsequenzen der un-

gleichen Einkommensverteilung thematisiert. Bezüglich des ersten Subthemas wird mit überzeugendem statistischem Material und entsprechenden graphischen Darstellungen (die auch in Schinkes mündlichem Vortrag manches sehr anschaulich machten) gezeigt, daß Lateinamerika in der Tat im weltweiten Vergleich eine signifikant ungleiche Einkommensverteilung aufweise und daß „innerhalb Lateinamerikas beträchtliche Unterschiede in der Einkommensverteilung“ bestünden. In der Frage der Ursachen der Ungleichheit argumentiert Schinke vorsichtig. Fehlendes Humankapital sei sicher ein ins Gewicht fallender Faktor. Dies empirisch nachzuweisen, sei dagegen nicht ganz einfach. Die sozialen Kosten der Wirtschaftsreformen seien ein anderer Verursachungsfaktor. Die Statistiken zeigten, daß in den Ländern mit eingeleiteten Anpassungsprogrammen „der Ginikoeffizient gegen Ende der achtziger bzw. in den frühen neunziger Jahren gestiegen“ sei. – Bei der Darstellung der Konsequenzen geht es Schinke um das Verhältnis von Verteilung und Entwicklung, um die Wirkungen der Ungleichheit auf das Wirtschaftswachstum und um den Problemkomplex Armut und Verteilung. In einer differenzierten Zusammenfassung versucht Schinke noch einmal, maßgebliche Erklärungsansätze in ihrer jeweiligen Nützlichkeit und Begrenztheit zu sichten.

Prof. Andreas Boeckh widmete sich dem Thema der externen Einflüsse auf Lateinamerikas ungerechte Gesellschaften. „Könnte es nicht auch sein“, fragt er, „daß der von den Globalisierungsprozessen ausgehende Modernisierungsdruck die Polarisierung verschärft?“ Außerdem sei es längst nicht ausgetestet, „wieviel soziale Ausgrenzung eine Demokratie“ vertrage. Im einzelnen geht er auf die Schuldenkrise und die sich daraus ergebenden Anpassungszwänge ein und auf den Zusammenhang von Globalisierung, Regionalisierung und dem Problem der Gerechtigkeit. Zusammenfassend kommt er zu dem Urteil, daß sich Armutsbekämpfung im heutigen Lateinamerika „vor allem auf eine marktkonforme Wachstums- und Beschäftigungspolitik“ beschränke, strukturelle Armutsursachen dagegen kaum berührt würden. Hier sei eine seriöse Auseinandersetzung für jede absehbare Zukunft nicht zu erkennen. Auch sei „kaum zu erwarten, daß die historisch verfestigten, ungerechten Gesellschaftsstrukturen im Zuge der Globalisierung gerechter“ würden. Dies bedeute zugleich, daß „assistenzialistische Ansätze“ von

außen überfordert seien. Und dann kommt ein skeptisches Urteil über die anhaltende Globalisierung der Volkswirtschaften des Subkontinents: Je deutlicher sie sich ausprägten, umso geringer sei die Chance, daß genügend nationalstaatliche bzw. nationalpolitische und nationalsoziale Handlungskorridore für die Erreichung einer zu verbessernden Gerechtigkeit übrig blieben.

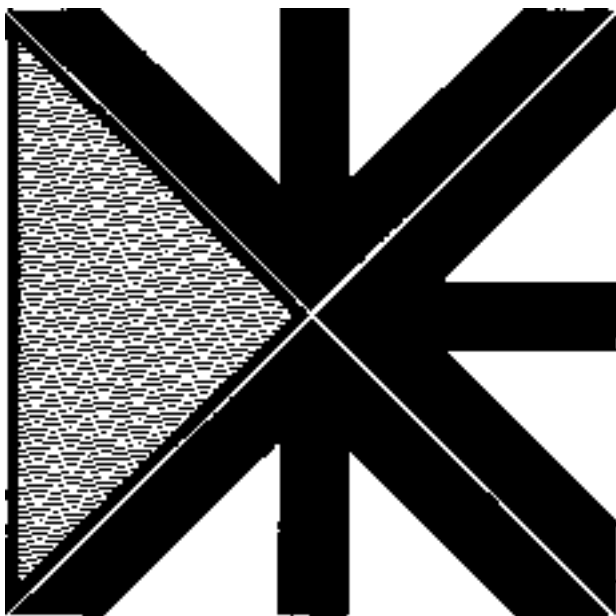
Wolf Grabendorff diskutierte ein weiteres, naheliegendes Thema externer Assistenz, die Rolle Europas (vornehmlich Brüssels) beim sozialen Wandel in Lateinamerika. Er setzte ein mit der These, daß sich in Lateinamerika wie in Europa ein neues Ordnungsmodell eines „sustainable development“ durchzusetzen beginne, „bei dem Staat und Zivilgesellschaft gemeinsame Verantwortung übernehmen müssen“. Während sich aber Europa angesichts einer wachsenden Arbeitslosigkeit vor die Herausforderung gestellt sehe, staatliche Sozialleistungen abzubauen, stehe Lateinamerika vor der doppelten Aufgabe „der sozialen Integration und der Konsolidierung der Demokratie“. Europa habe diese Situation als Herausforderung an sich selbst begriffen: Während die USA ihre Entwicklungshilfe drastisch abgebaut hätten und eine Politik des „Handel statt Hilfe“ vorzögen, versuche die EU, mit ihrer Entwicklungshilfe im internationalen Vergleich „den bedeutendsten Beitrag zum sozialen Wandel in Lateinamerika“ zu erbringen. Grabendorff diskutiert diese Grundthesen nach vielen Einzelgesichtspunkten. Er versucht des weiteren, länder- und subregionenspezifisch zu argumentieren. Auch er weist ein weiteres Mal darauf hin, daß „Armut in Lateinamerika ... kein neues, sondern ein strukturelles, historisch gewachsenes Problem“ sei und daß das gegenwärtige Wirtschaftsmodell des offenen Regionalismus den Abbau sozialer Unterschiede nicht begünstige. Immerhin habe man in Lateinamerika mit einer gezielten und effizienten Sozialpolitik begonnen, der europäische Assistenzprojekte im Sozialbereich flankierend zur Seite stünden. Das schließe von lateinamerikanischer Seite Einzelkritiken an der europäischen Entwicklungspolitik nicht aus. – Grabendorff schließt mit der Prognose, daß künftig im Zuge von europäischer Währungsunion und Osterweiterung eher knapper werdende Mittel überlegter eingesetzt werden müßten. Dies setze „allerdings auch den politischen Willen zum sozialen Wandel in Lateinamerika (selbst) voraus“. ...

mehr als drucken

Beratung
Gestaltung
Fotosatz
Desktop-Publishing
Web-Design
Internet-Support
Buchdruck
Offsetdruck

Grafik
GmbH
Druck

Heusteigstraße 66
70180 Stuttgart
Telefax (07 11) 6 45 59 31
Telefon (07 11) 64 55 90
eMail info@grafikdruck.com
<http://www.grafikdruck.de/>



Design: Dieter Groß

Rechtsschutz in Ausländer- und Asylrecht

Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht

Tagung in Zusammenarbeit mit:
Caritasverband für die Diözese Rottenburg–Stuttgart
Diakonisches Werk Württemberg
Deutscher Gewerkschaftsbund, Landesbezirk Baden-Württemberg

31. Januar bis 2. Februar
Stuttgart-Hohenheim
190 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Klaus Barwig
Klaus Lörcher, Mannheim
Dr. Christoph Schuhmacher, Bonn

Die Wahl des diesjährigen Tagungsthemas war bestimmt durch den Beginn der Rückkehr der Bürgerkriegsflüchtlinge aus Bosnien-Herzegowina. Der Stufenplan zur freiwilligen Rückkehr sowie das zwischen Deutschland und Bosnien-Herzegowina abgeschlossene Rückübernahmeabkommen gab den zeitlichen und rechtlichen Rahmen vor. Ähnliche Entwicklungen – allerdings unter anderen Größenordnungen und mit unterschiedlicher rechtlicher Ausgestaltung – hatten auch in den europäischen Nachbarstaaten begonnen. Während einerseits geregelte Rückführungspläne bei gleichzeitiger Beendigung des Aufenthaltsstatus favorisiert wurden, gingen andere Staaten wie z.B. Österreich von einem noch weiter andauernden Aufenthaltsrecht und der Freiwilligkeit der Rückkehr aus.

Die Tagung wollte einen Beitrag leisten, den aktuellen Sach- und Diskussionsstand auf nationaler und europäischer Ebene darzustellen, auf bestehende Probleme für konkrete Rückkehr hinweisen sowie reale Rückkehrmöglichkeiten und entsprechende Hilfsprogramme aufzuzeigen.

In einem weiteren Tagungsschwerpunkt wurden Fragen des Rechtsschutzes behandelt, die nicht nur für Bürgerkriegsflüchtlinge, sondern auch für alle anderen Ausländergruppen von Bedeutung sind. Gerade die ausländer-, asyl- und verfahrensrechtlichen Veränderungen der vergangenen Jahre zeigen die zunehmenden Schwierigkeiten, vor die sich Ausländer in der Wahrnehmung ihrer Rechte gestellt sehen. Deutlich gemacht wurde vor allem das Rechtsschutzsystem der Europäischen Menschenrechtskonvention, das durch die Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofes für Menschenrechte immer mehr an Bedeutung gewinnt.

Programm

- I. Die freiwillige Rückkehr der Bürgerkriegsflüchtlinge nach Bosnien-Herzegowina
Eine realistische Perspektive?
Politische Erwartungen – reale Möglichkeiten
Bosiljka Schedlich, Südosteuropa-Gesellschaft, Berlin

Die Rückkehrpolitik der Bundesregierung
Udo Heyder, Bundesministerium des Innern, Bonn

Die Position des UNHCR zur Rückkehr der bosnischen Flüchtlinge
Dr. Jochen Hayungs, UNHCR, Bonn

Zur Situation bosnischer Flüchtlinge in Deutschland

Aufenthaltsrechtliche Fragen
– Die Erlaßlage in den einzelnen Bundesländern
Ralph Göbel-Zimmermann, Richter am HessVGH, Aarbergen
– Abschiebungshindernisse nach §§ 51, 53 AuslG
Dr. Joachim Henkel, BVerWG, Berlin

Sozialrechtliche Fragen
Sibylle Röseler, Berlin

Foren: Hilfen für bosnische Flüchtlinge

Forum 1: Rückkehrhilfen (REAG, REAG-Spezial, GARP, länderspezifische Hilfen)
Renate Held, Stellv. Leiterin, IOM, Bonn

Forum 2: Die Hilfsprogramme für Wiederaufbau und Ansiedlung auf nationaler Ebene
Ministerialrat Dr. Gerd Wichelmann, Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, Bonn

Forum 3: Der rechtliche Status von bosnischen Bürgerkriegsflüchtlingen in Frankreich und Großbritannien
Hélène Gacon-Estrada, Paris / Elspeth Guild, London

Forum 4: Der rechtliche Status von bosnischen Bürgerkriegsflüchtlingen in Österreich
Christian Perl, Caritas, Wien

II. Rechtsschutz von Ausländern

Rechtsschutz nach der EMRK
Dr. Wolfgang Peukert, Europarat, Straßburg

Veränderungen im Rechtsschutz für Ausländer in Deutschland
Dr. Günter Renner, Vors. Richter am HessVGH

Foren

Forum 1: Rechtsschutz im EG-Recht
Dr. Gisbert Brinkmann, Bonn

Forum 2: Rechtsschutz in Deutschland
Praktische Fragen zum Verfahren und zum Verfahrensrecht
Rechtsanwalt Manfred Weidmann, Tübingen

Forum 3: Rechtsschutz vom Ausland aus
Dr. Bertold Huber, Richter am VG, Frankfurt a. M.

Forum 4: Überlegungen zur Korrektur von ausländerrechtlichen Entscheidungen durch Beratungspflicht und Herstellungsanspruch
Dr. Christoph Schumacher, Bonn / Lutz Frauendorf, Tübingen

Forum 5: Rechtsschutz für Menschen ohne Aufenthaltsstatus
Prof. Dr. Klaus Sieveking, ZERP, Bremen

Forum 6: Rechtsschutz von Ausländern – Petitionen und Härtefallkommissionen
Inge Gerstberger, Referentin im Sekretariat des Petitionsausschusses des deutschen Bundestages / Traudl Vorbrodt, Pax Christi, Berlin

III. Die Rückkehrpolitik gegenüber bosnischen Flüchtlingen in den europäischen Nachbarstaaten
Dr. Christopher Hein, ECRE, Rom

Bosnische Flüchtlinge – Rückkehr in Freiwilligkeit

Schlußdiskussion mit
Minister a.D. Frieder Birzele MdL, Cem Özdemir MdB,
Cornelia Schmalz-Jacobsen MdB
und

Domkapitular Prälat Jürgen Adam, Diözese Rottenburg-Stuttgart

Birgit Dinzinger, Diakonisches Werk Württemberg

Leo Monz, DGB, Düsseldorf

Manfred Stehle, Städtetag Baden-Württemberg

Oberkirchenrat Dr. Jörg Winter, Evangelische Landeskirche Baden

Elisabeth Kaestli schrieb in der schweizerischen Zeitschrift „Leben und Glauben“ vom 20. Februar 1997:

Zwangsrückkehr nach Bosnien schürt Konflikte

Die Rückkehr der bosnischen Flüchtlinge darf nicht unter Zwang erfolgen. Dies ist das Fazit der diesjährigen Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht (31.1.–2.2.1997). Rund 200 Fachleute aus dem In- und Ausland haben sich in der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart intensiv mit der Situation der bosnischen Bürgerkriegsflüchtlinge auseinandergesetzt.

Als die einzigen europäischen Länder wollen die Schweiz und die Bundesrepublik Deutschland ab diesem Frühjahr bosnische Kriegsvertriebene wenn nötig mit Zwang in ihre Heimat zurückschicken. Der Vertreter des UNO-Hochkommissariats für Flüchtlinge (UNHCR), Jochen Hayungs, betonte, in Bosnien-Herzegowina herrsche zwar ein Waffenstillstand, aber noch kein eigentlicher Friede. Die ethnische Zugehörigkeit sei immer noch der entscheidende Faktor für den Umgang der Menschen untereinander und für das Verhalten der Behörden. Eine Rückkehr sei deshalb für die Mehrzahl der Kriegsvertriebenen noch nicht möglich.

Domkapitular Prälat Jürgen Adam von der Diözese Rottenburg-Stuttgart forderte, die Rückkehr der Binnenflüchtlinge und die Hilfe im Land müssten Vorrang haben vor der Wegweisung von Kriegsvertriebenen, die in Europa Aufnahme fanden. Wichtig sei, unterstrich Adam, dass Kirchen, Gewerkschaften und Medien offen darüber zu reden begännen, wie lange der Prozess der Rückkehr der Flüchtlinge dauern würde, wenn er in Würde ablaufen solle.

Kritisiert wurde auf der Tagung im weiteren die Missachtung des Abkommens von Dayton, welches das Recht auf Rückkehr an den Herkunftsort vorsieht. Eine Rückkehrpolitik, welche den Flüchtlingen zumutet, unter Zwang notfalls auch einen neuen Wohnsitz im Heimatland zu suchen, wenn ihr Herkunftsort von einer gegnerischen Ethnie beherrscht wird, sei eine gefährliche Zeitbombe für künftige Konflikte, warnte Christopher Hein vom Europäischen Rat für Flüchtlinge und Exilierte (ECRE).

Die meisten Anwesenden waren sich einig, dass eine Politik nach dem Motto „möglichst viele Flüchtlinge möglichst rasch zurück“ gegen die Menschenwürde verstosse und ein Gefahrenpotential für den künftigen Frieden in Bosnien-Herzegowina bilde.

Elisabeth Kaestli, Pressebüro Flüchtlingsinformation, Bern

Über die Schlußdiskussion berichtete Wiltrud Rösch-Metzler (KNA vom 4. Februar 1997):

Bosnische Flüchtlinge Gäste auf längere Zeit

Experten: Realistische Rückkehrkonzepte entwickeln

Stuttgart (KNA-Korr.) Die Hoffnung, daß ein Großteil der bosnischen Flüchtlinge bald heimkehren kann, wird sich nicht so schnell erfüllen. Nur in einigermaßen sichere Gebiete könnten die Kriegsflüchtlinge zurück, betonte die Ausländerbeauftragte der Bundesregierung, Cornelia Schmalz-Jacobsen (FDP), am Sonntag auf den Hohenheimer Tagen zum Ausländerrecht in der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart und traf dabei auf Zustimmung bei den meisten Experten. Freiwillig müsse die Rückkehr erfolgen, und wer hier Arbeit habe, solle wie auch in Österreich praktisch nicht abgeschoben werden, meinte Schmalz-Jacobsen. Es schälte sich die Erkenntnis heraus, daß Bund und Länder für diese „Gäste auf längere Zeit“ ein realistischeres Konzept entwickeln müßten als bisher. Einerseits dürfe man dabei ihren Heimatstaat nicht aus der Pflicht entlassen und müsse andererseits den Schwerpunkt auf Wiederaufbauhilfe von außen legen. Besonders der Vertreter des baden-württembergischen Städtetags, Manfred Stehle, drängte darauf nach dem Motto „Wiederaufbauhilfe dort ist besser als Milliarden von Sozialhilfe hier“.

Klar muß sein, daß Flüchtlinge aus Gebieten, die jetzt zur bosnischen Serbenrepublik gehören, dort nicht geduldet werden. Etwa 40 Prozent der 345.000 nach Deutschland geflohenen Bosnier stammen aus diesem Gebiet. Ferner wären bei einer Rückkehr gefährdet: Deserteure, Soldaten, die zum Kampf auf der falschen Seite gezwungen wurden, junge Leute vor einem Ausbildungsabschluß, alte Menschen ohne Verwandte in Bosnien, Behinderte und Menschen aus ethnisch gemischten Familien. Von letzteren wollen die USA 18.000 Besserqualifizierte aus Deutschland aufnehmen.

Kirchen, nichtstaatliche Organisationen, SPD, Grüne und die Ausländerbeauftragte kritisieren den Ausreisepressure, der besonders vom Bundesinnenministerium ausgehe. Dieser Druck gehe so weit, daß die Menschenwürde mit Füßen getreten werde, und das sei um keinen Preis hinnehmbar, betonte der Ausländerreferent der Rottenburger Kirchenleitung, Jürgen Adam. Zurückgewiesen wird auch die „Katalogisierung“ des Bundesinnenministeriums in „Alleinstehende“, die schon in der ersten Phase abgeschoben werden sollen, und in „Familien mit Kindern“, die als zweite heimkehren müssen. Grundlage für die Bundesregierung ist das am 14. Januar 1997 in Kraft getretene Rücknahmeabkommen mit der bosnischen

Regierung. Abgeschoben worden seien nach Angaben des Bundesinnenministeriums erst 60 Bosnier.

Die Ausländerbeauftragte befürchtet, daß viele Flüchtlinge dem Druck nachgeben und gehen, in Bosnien aber feststellen, daß sie es nicht aushalten. Dann stünden sie wieder „in Schlangen vor dem UN-Flüchtlingshilfswerk und der deutschen Botschaft“. Von den bislang etwa 6.000 freiwillig Ausgereisten sind einzelne wieder nach Deutschland zurückgekehrt, immer wieder Menschen in Mischehen. Von ihren Verwandten werden die von der „falschen Seite“ als Verräter betrachtet. Freiwillige Heimkehrer erhalten vom Bundesfamilienministerium eine Rückkehrhilfe. Für eine vierköpfige Familie beträgt diese bis zu 2.300 Mark. Die Mittel aus diesem Topf reichen für 60.000 Flüchtlinge.

Wiltrud Rösch-Metzler

BWT-97/II/215 – Funk voraus 3.2.97



*Michael Schoenholtz, Eins oder Vier, 1995,
Muschelkalk, 164 x 42 x 40 cm*





Sommerfest

27. Juni
Stuttgart-Hohenheim
336 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Leitung:
Dr. Gebhard Fürst

Referent:
Winfried Kretschmann MdL, Kirchenbeauftragter der
Landtagsfraktion Bündnis 90/Die Grünen

Akademiefest

20. September
Weingarten
215 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Begrüßung:
Dr. Gebhard Fürst

Referent:
Prof. Dr. Günther Bien, Stuttgart

Musik:
Christoph Enzl
Tobias Fuchs

Aus der Begrüßung von Akademiedirektor Dr. Fürst:
„Meine Damen und Herren, die verschiedenen Persönlichkeiten, die ich begrüßt habe und die verschiedene Bereiche unserer Gesellschaft repräsentieren, nenne ich nicht umsonst. Mit allen hat die Akademie in ihrer inhaltlichen Arbeit und in ihrem Tagungsprogramm zu tun. Anwesende Repräsentanten von Einrichtungen und Berufsgruppen sind auch unsere unmittelbaren Kooperationspartner. Sie zusammenzuführen, ist auch ein Grund für ein Akademiefest wie dieses.
Wir reden mit zunehmender Sorge davon, daß unsere Gesellschaft sich immer mehr fragmentiert, das heißt, daß die verschiedenen Bereiche sich so spezialisieren, daß

sie eine eigene Sprache entwickeln und sich so voneinander abschotten, daß keine Kommunikation, keine Verständigung untereinander mehr möglich ist. Für ein Gemeinwesen aber braucht es einen lebendigen Austausch, anders gelingt das Ganze nicht. Die Innovationskrise in unserem Land führen viele auf die Kommunikationskrise zurück! Bundespräsident Herzog hat erst neulich wieder auf die unverzichtbare Bedeutung von Einrichtungen hingewiesen, die diesen gesellschaftlichen Dialog pflegen: Sie stünden im Dienst des Gemeinwohles, sagte er. Erst gestern und heute tagte hier das Kuratorium der Akademie, deren Mitglieder ebenfalls verschiedene Segmente unserer Gesellschaft repräsentieren, und wir haben über anstehende Themen und Projekte der Akademiearbeit diskutiert – immer unter der Perspektive: Wo braucht unsere Gesellschaft von heute Impulse, wer muß da zusammenarbeiten, was steht an und wo hat Kirche aus ihrem christlichen Glauben und Standpunkt in der Mitgestaltung und Weiterentwicklung der Gesellschaft ihren Beitrag zu leisten. Sie kennen die großen ethischen Fragen am Beginn und Ende des Lebens: Was dürfen wir, was sollen wir, wovor müssen wir uns hüten? Kirche hier mitreden – so kompetent wie nur irgend möglich –, sonst verfehlen wir unseren öffentlichen Auftrag!
Allen, die für unsere Arbeit Verständnis haben, die uns wie auch immer unterstützen und für uns werben, möchten wir uns mit diesem Jahresfest der Akademie bedanken. Eine kultivierte Geselligkeit und persönlicher Austausch im informellen, angenehmen Rahmen haben für den Alltag mit all seinen Herausforderungen ihre eigene Bedeutung. – Ich glaube, sie helfen zum glücklich sein – womit wir beim Thema des Vortrags dieses Akademiefestes wären. Ein unglücklicher Mensch ist wie gelähmt. Wir brauchen heute aber agile, motivierte Menschen, die Probleme anpacken, Chancen sehen und etwas auf die Beine stellen. Insofern ist unser Thema heute nichts dem Alltag Fremdes, sondern gehört zu unserer Zeit, die ja – das sagen uns oft Menschen, die von auswärts zu uns kommen – nicht gerade von zuversichtlicher Lebensfreude geprägt ist. Zu dieser zuversichtlichen Lebensfreude will auch unser Akademiefest animieren – von den Sonnenblumen, die den Spätsommer in unser Haus bringen, bis hin zum Festvortrag von Prof. Dr. Günther Bien: „Halte dich glücksbereit! Überlegungen über die Kunst, glücklich zu sein.“

mehr als drucken

Beratung
Gestaltung
Fotosatz
Desktop-Publishing
Web-Design
Internet-Support
Buchdruck
Offsetdruck

Grafik
GmbH
Druck

Heusteigstraße 66
70180 Stuttgart
Telefax (07 11) 6 45 59 31
Telefon (07 11) 6 45 59 90
eMail info@grafikdruck.com
<http://www.grafikdruck.de/>

Rebbetzen Noémi Berger bittet zu Tisch

„Das koschere Kochbuch“

**Ein besonderes Fest für Zunge und Gaumen
im Tagungshaus Weingarten**

15. Mai
Weingarten
38 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Leitung:
Dr. Abraham Peter Kustermann

Gast:
Noémi Berger, Stuttgart

Schaukochen mit Dégustation
nach Rezepten aus „Das koschere Kochbuch“
von Noémi Berger, Stuttgart

Noémi Berger, mit Bundesverdienstkreuz und anderen Auszeichnungen dekorierte Vorsitzende von WIZO Württemberg e.V., studierte Judaistin, quirlige Allroundstütze ihrer Gemeinde in allen Lebenslagen und so aus Stuttgart nicht wegzudenkende, kaum zu beschreibende „Institution“, bekennt sich ohne Umschweife und mit sichtlicher Lust zu ihrer Haupt- und Lieblingsrolle: der einer „Rebbetzen“, Ehefrau des Stuttgarter Landesrabbiners Joel Berger und Mutter zweier (erwachsener) Kinder. Der Tisch ihres selbstverständlich kosher geführten Haushalts ist berühmt – und selten leer. Was wunder, daß an ihm auch ein Buch entstanden ist, das, wie der Untertitel lautet, in „Gelebte Tradition und deren Bedeutung im jüdischen Alltag und an den jüdischen Feiertagen“ einführt – aber nicht trocken und langatmig, sondern so, daß einem über jeder Seite förmlich die Zunge tropft: „Das koschere Kochbuch“ (bereits in zweiter Auflage vorliegend), mit satten 230 Rezepten nach ungarisch-jüdischem Herkommen, wie Frau Berger sehr bestimmt (und temperamentvoll!) betont.

Es war eine Lust, der Vorstellung ihres Buchs und seines Hintergrunds zu folgen, vor allem, weil die gewählte Methode hauptsächlich über Zunge und Gaumen führte. Erklärungen und Gespräch waren vom Kochlöffel in der Hand von Frau Berger dirigiert. In einer improvisierten Schauküche mitten im Speisesaal bereitete sie, unterstützt von Frau Avital Toren, vor aller Augen drei Gänge zu, von denen es für die Teilnehmerinnen und Teilnehmer nicht nur ein Häppchen zu verkosten, sondern eine gediegene Portion zu goutieren gab:

- Eier mit Zwiebeln, dazu Mazzen
- Gemüsesuppe mit MazzeKnödel
- Gefüllte Pitta mit Falafel, Israelischem Salat, Krautsalat, Chummus und Tchinasaucе.

Dazu wurde – je nach Geschmack – ein Glas koscherer Chardonnay oder Cabernet Sauvignon gereicht. Gastfreundschaft pur und wie sie – bei unserer Akademie – im Programm steht. Honi soit qui mal y pense!

„Das koschere Kochbuch“ von Noémi Berger.
*Bezug: WIZO Württemberg e.V., Hospitalstr. 36,
70174 Stuttgart, DM 29,90.*

Der Reinerlös aus dem Verkauf kommt dem WIZO-Projekt Theodor-Heuss-Müttergenesungsheim in Herzliya, Israel, zugute.

MazzeKnödel

**4 Mazzen, 4 Eier, 4 EL Öl, Salz, Pfeffer,
ca. $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Glas Mazzemehl.**

Mazzen in Wasser einweichen und gut ausdrücken. Eier, Öl, Salz und Pfeffer versprudeln. Zunächst ausgedrückte Mazze und dann Mazzemehl dazugeben, bis sich eine geschmeidige Knödelmasse ergibt. 1/2 Stunde stehen lassen. Mit angefeuchteten Händen Knödel formen und in kochende Brühe legen, zugedeckt ca. 20 Min. bei kleiner Flamme köcheln.

Zum 90. Geburtstag von Prälat Bernhard Hanssler

23. März
Stuttgart-Hohenheim
230 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Leitung:
Dr. Gebhard Fürst

Worte zur Gratulation:
Bischof Dr. Walter Kasper, Rottenburg/Stuttgart
Pater Dr. Michael Plattig OCarm, Münster
Dr. Bruno Sauter-Servaes, Singen
Dr. Annette Schavan, Stuttgart

Lesung:
Dr. Johannes Czaja, Frankfurt a. M.
Dr. Rainer Hank, Frankfurt a. M.

Festvortrag:
Prof. Dr. Wolfgang Frühwald, Bonn

Aus der Begrüßung von Akademiedirektor Dr. Fürst:
„Meine Damen und Herren, die Akademien und ihre Arbeit standen und stehen nicht immer unter der Gunst kritikloser Zustimmung durch Prälat Hanssler. Aber der zentralen Leitidee des Auftrags der Akademien in Deutschland, nämlich der Idee des Dialogs, wies Hanssler eine fundamentale Bedeutung für die Kirche zu. Er fand beachtliche Formulierungen zum Dialog. *Der Dialogbegriff sei, so Hanssler anlässlich der Eröffnungsfeier zum Bamberger Katholikentag von 1966, – ich darf ihn zitieren – „das eigentliche Schlüsselwort der neuen Kirchenvision“ geworden. Und er fährt fort: „Wenn uns der Dialog gelingt, wird eine unvergleichliche Belebung der Kirche einsetzen, die Sticklufft und die Starre werden ebenso verschwinden wie das Ärgernis eines seelenlosen Apparates und eines entleerten Institutionalismus.“* (zit. nach Th. Grossmann, Zwischen Kirche und Gesellschaft, 1991, S. 177)

Kultusministerin Dr. Annette Schavan:
„Lieber Herr Prälat Hanssler, sehr geehrter Herr Bischof, meine sehr verehrten Damen und Herren.
65 Jahre Priester und 90 Jahre alt oder jung, je nachdem wie es beliebt, jedenfalls zwei herausragende Daten, die wir heute festlich miteinander begehen, und wenn ich bedenke, was Sie in Ihrer Predigt am vergangenen Mittwoch am Tage Ihres besonderen Priesterjubiläums gesagt haben, dann schauen Sie auf ein reichlich gesegnetes Leben. Und das wünsche ich Ihnen auch zukünftig: Gottes gutes Geleit und seinen Segen. Ich wünsche Ihnen das ganz persönlich. Ich wünsche es Ihnen im Namen und mit besten Grüßen des Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg und, wie Sie gerade eben gehört haben, auch im Namen der Präsidentin des Zentralkomitees der deutschen Katholiken.
Gottes gutes Geleit und seinen Segen. Eigentlich sollte und wollte ich auf das Zentralkomitee nicht eingehen. Aber jetzt soll ich es tun und dann tue ich es mit wirklich nur einem Satz, nämlich dem Ihren vom Bamberger Katholikentag 1966. Sie wissen, wir haben manchenmal darüber gesprochen, daß ich diese Eröffnungsrede von Ihnen ein Jahr nach dem Ende des II. Vatikanischen Konzils oft und gerne zitiert habe, und wir haben uns einmal unterhalten vor einiger Zeit über die Fortschritte und Rückschritte seither in Sachen Dialog. Über das, was die Menschen darunter verstehen, die verschiedenen Sichtweisen, die uns manchmal auch zu schaffen machen, und Sie haben in diesem Gespräch damals gesagt, nachdenklich, ja, vermutlich ist es so, daß die Kirche in einer Metamorphose steckt. Und niemand von uns weiß, wie es danach sein wird. Daß Sie die Laien im deutschen Katholizismus eine ganze Zeit begleitet haben, ihnen Mut gemacht haben, den Dialog zu wagen, dafür danke ich Ihnen namens des Zentralkomitees der deutschen Katholiken. Und wenn ich es recht verstehe, dann war es Ihnen ein Anliegen, daß die Kirche in diesen Dialog, daß die Katholikinnen und Katholiken in diesen Dialog nicht schwach hineingehen, sondern stark und profiliert und widerspenstig sollten sie sein, so wie Sie es auch sein können und wie Sie es auch im Zentralkomitee immer wieder deutlich gemacht haben, diesen Dialog besteht nur der, der weiß, was er will, der weiß, woher er kommt und der weiß, was er in dieser Gesellschaft und mit dieser Gesellschaft will.“

Vor 5 Jahren hat Erwin Teufel Ihnen anlässlich Ihres 85. Geburtstages den Titel Professor verliehen – jenen Titel mit dem das Land herausragende Persönlichkeiten aus Wissenschaft und Kultur auszeichnet. Und ich erinnere mich noch gut an die damalige Feier in der Villa Reitzenstein, damals fuhr ich nach Stuttgart als Leiterin des Cusanus-Werkes, um Ihnen zu gratulieren. Damals habe ich mich übrigens hoffnungslos verfahren in dieser Stadt, ich wußte nachher überhaupt nicht mehr, wo ich war, und ahnte nicht, daß ich wenige Jahre später hier leben würde. Heute wohne ich in der Gemeinde St. Konrad, in der Sie tätig sind und ich erinnere mich an meinen ersten Sonntag in Stuttgart, als die Sakristeitür aufging, Bernhard Hanssler erschien und ich dachte: Was will der liebe Gott dir damit sagen?

Herausragende Persönlichkeiten aus Wissenschaft und Kultur werden ausgezeichnet mit diesem Titel Professor, und deshalb möchte ich mich beschränken auf das, was Sie beigetragen haben zur kulturprägenden Kraft des Katholizismus. Sie machen in vielen Publikationen darauf aufmerksam, daß die Kirche und der Katholizismus seinen Beitrag zu leisten hat zu den prägenden und verständigungstiftenden Prozessen der Kultur. Rückzug war Ihre Sache nie. Sie haben stets einen unverzichtbaren Dienst in der Kirche in ihrer gesellschaftlichen und kulturellen Präsenz gesehen. Vielfach haben Sie angefordert, daß neben der sozialen Diakonie die kulturelle Diakonie, wie Sie es genannt haben, als wichtiger Dienst zu entdecken und zu verwirklichen sei. Und in diesem kulturellen Dienst in dieser kulturellen Diakonie sollte der Zusammenhang von Intellektualität und Spiritualität aus einem genuinen kirchlichen Beitrag zur Kultur deutlich werden. Dieser Zusammenhang als Teil und als besonderer Beitrag zur kulturellen Diakonie, das ist es auch, was bis heute in Ihren Predigten auf überzeugende Art und Weise zum Ausdruck kommt. Das gehört zu den herausragenden Merkmalen von Bernhard Hanssler, daß Sie in Ihrer Person verkörpern, was kulturelle Diakonie der Kirche bedeutet, und in Zeiten, in denen Religion nicht selten tabuisiert wird, in solchen Zeiten gewinnt dieser Dienst der Kirche an Bedeutung. Diese Kultur kann nicht verstehen, wer ihre Wurzeln nicht kennt. Das gehört zu Ihrem Credo.

Fünf Jahre lang, von 1966 bis 1970, waren Sie Mitglied des deutschen Bildungsrates, und die Materialien und

Dokumente zur Lehrerbildung, die Sie im Auftrag dieser Institution veröffentlicht haben und Ihre eigenen umfangreichen Beiträge dokumentieren, sie zeigen, mit welcher Leidenschaft Sie sich Ihrer Aufgabe gewidmet haben. Leidenschaftlich, weil Sie früh um den Stellenwert der Bildung wußten und darum, daß das Engagement der katholischen Kirche in Bildung, Schule und Hochschule ein Schlüssel zu eben jener kulturprägenden Kraft ist. Weil Sie all dies nicht nur gepredigt haben, sondern bis heute in Ihrem Wirken verkörpern, deshalb zählt das Land Baden-Württemberg Sie zu den herausragenden Persönlichkeiten. In diesem Land gibt es eine gute Partnerschaft zwischen den großen christlichen Kirchen und dem Staat. Das ist gut so. Und das hat mit Menschen wie Ihnen zu tun. In diesem Land haben Kunst und Kultur einen hohen Stellenwert. Und auch dafür stehen Menschen wie Bernhard Hanssler. Das verbinde ich mit einem Glückwunsch, und zugleich namens der Landesregierung ein herzliches Dankeschön für Ihr Wirken und für alle Impulse, die davon ausgegangen sind, für dieses Land und darüber hinaus. In diesem Sinne herzlichen Glückwunsch und Gottes gutes Geleit.“

Bischof Dr. Walter Kasper:

„Verehrter, lieber Prälat Bernhard Hanssler, liebe Freunde und Schüler unseres Jubilars, verehrte Festversammlung, meine Damen und Herren!

Eine Ihnen, lieber Prälat Hanssler, adäquate Laudatio müßte eigentlich mit einem klassischen lateinischen oder besser noch: mit einem griechischen Zitat beginnen. Aber weil Sie den Verfall der Sprachkultur und der Kenntnis der klassischen Sprachen – zurecht, wie ich meine – beklagen, möchte ich lieber mit einem Zitat aus einem Ihrer Bücher beginnen.

I.

Als Sie noch 56 Jahre alt waren, da erschien von Ihnen 1963 auf dem Höhepunkt Ihres Wirkens ein noch heute lesenswertes Buch mit dem Titel „Christliches Spektrum“. Sie veröffentlichten darin einen Aufsatz über das Altern und das Alter. Wer darin freilich nur Klagen über die Last, die Mühen und die Gebrechen des Alters sucht, den enttäuschten Sie schon damals gründlich. Sie zitierten den Psalm 42, den man damals noch jeden Tag zu Beginn

der Messe sprach und den jeder Meßdiener – Meßdienerinnen gab's noch nicht – auf lateinisch aufsagen konnte: „Introibo ad altare Dei...“ – „Ich will hintreten zum Altare Gottes, der meine Jugend erfreut“ – „Qui laetificat iuventutem meam“. Sie fügten dann noch den Psalm 102 hinzu: „Deine Jugend wird erneuert wie die eines Adlers.“ Dann folgt ein Satz, der mir geblieben ist. Sie schreiben, der Gedanke der Verjüngung erfahre dort einen sinnvollen Inhalt, „wo der Mensch darum weiß, daß das Abgelegte, Abgenützte und Verbrauchte seiner Existenz in der Begegnung mit Gott echte Verjüngung erfährt“.

Lieber Herr Prälat, wir feiern Sie heute nicht, weil Sie 90 Jahre alt geworden sind, sondern weil Sie – trotz einer glücklich überstandenen schweren Krankheit – geistig 90 Jahre jung geblieben sind. Zu diesem Ihrem 90. Geburtstag überbringe ich Ihnen die herzlichen Glück- und Segenswünsche unserer – Ihrer – Diözese. Wenn August Hagen noch leben würde, er würde Ihnen ohne Zögern einen Ehrenplatz unter den Gestalten des schwäbischen Katholizismus einräumen.

II.

Lieber Herr Prälat, wer anfängt aufzuzählen, was Sie in Ihrem Leben alles geleistet, angestoßen, ins Leben gerufen und gefördert haben, der kommt so schnell an kein Ende. Damit jedoch das festliche Büfett nicht erst in der Morgendämmerung seiner Bestimmung zugeführt werden kann, möchte ich mich darauf beschränken, etwas über Prälat Hanssler als Priester und Seelsorger, als Mann der Kirche und als herausragende Persönlichkeit des deutschen Katholizismus in unserem Jahrhundert zu sagen. Erst vor wenigen Tagen, am 19. März, konnten Sie, lieber Prälat Hanssler, ja Ihr 65jähriges Priesterjubiläum begehen.

Es war eine schwierige und turbulente Zeit, als Sie 1932 von Bischof Dr. Johannes Baptista Sproll im Rottenburger Dom zum Priester geweiht wurden. Die soziale und politische Lage war explosiv. Ein Jahr später ergriff Adolf Hitler die Macht und stürzte unser Land, Europa, die Welt in tiefes Unheil. In diese Zeit fiel Ihre Tätigkeit als Vikar in der Ulmer Gemeinde St. Michael zu den Wengen, wo Sie bald darauf auch als Jugendpfarrer Ihren Dienst taten und in erste Auseinandersetzungen mit den Nazis kamen. 1936 zogen Sie von der Donau an den Neckar, um



in Tübingen als Studentenseelsorger zu wirken. Sie haben diese Zeit und Ihre damaligen Begegnungen mit Bischof Sproll in den Jahren seiner Verfolgung und Vertreibung eindrucksvoll beschrieben. Irgendwie haben Sie in der Gestalt dieses Bekennerbischofs sich selbst beschrieben als einen Fels in der Brandung. „Tapfer im Glauben“ war *seine* Losung. „Widerspruch und Gestalt“, so hat der leider viel zu früh verstorbene Bischof Klaus Hemmerle, Ihr Nachfolger beim Zentralkomitee der Deutschen Katholiken, seinen Beitrag zu Ihrem 80. Geburtstag zu Recht überschrieben.

Im Jahr des Kriegsendes wurden Sie Stadtpfarrer in Schwäbisch Hall und dann 1951 in Stuttgart St. Georg. Nach den Verwüstungen des Krieges ging es nicht nur um äußeren, sondern auch um geistigen Wiederaufbau. In dieser Situation wurden Sie zu einem der führenden Köpfe im Nachkriegsdeutschland. 1955 erreichte Sie dann *die* große Aufgabe Ihres Lebens. Sie wurden zum Mitbegründer der Bischöflichen Studienförderung Cusanuswerk und zum Geistlichen Direktor und Bischöflichen Assistenten beim Zentralkomitee der Deutschen Katholiken berufen. Jetzt stellte sich heraus, was es für Sie heißt, ein Mann der Kirche zu sein. Einer, der die Kirche ohne alles heute modische Lamento bis in die letzten Fasern seines Herzens liebt, einer, der aus den reichen Schätzen ihrer Tradition schöpft und sie wie nur wenig andere kennt, – einer, der sich mit all den reichen Gaben des Geistes, die Ihnen eigen sind, für diese Kirche verkämpft, – einer aber auch, der alles andere als ein Klerikaler, vielmehr ein wacher, weltoffener, im ursprünglichen Sinn des Wortes katholischer Geist ist.

Eine ganze Generation von hochbegabten Studierenden, die heute zumeist in hohen Ämtern und Würden sind, konnten Sie in diesen Jahren prägen und die theologischen und spirituellen Grundlagen des damaligen deutschen Laienkatholizismus maßgebend bestimmen. Die Deutschen Katholikentage zwischen 1956 und 1968 tragen Ihre Handschrift. In den 68er Jahren des großen Kulturbruchs, ja der kulturellen Revolution führte Ihr Weg nach Rom, wo Sie 1970 das Rektorat des noch in karolingische Zeit zurückgehenden, geschichtsträchtigen Collegio Teutonico di Santa Maria am Campo Santo in Rom übernahmen. Ihr Weggang von dort war überschattet von bitteren Erfahrungen, die auch Ihrem Leben nicht erspart geblieben sind.

Nach Ihrem Bochumer Intermezzo hat Sie mein Vorgänger, der unvergessene Bischof Georg Moser, 1981 als Akademikerseelsorger in unsere Diözese zurückgeholt. Bis hinein in den Priesterrat der Diözese, wo Sie die pensionierten Priester vertreten, sind Sie wieder einer von uns, und Ihre profilierten Wortmeldungen gehören noch immer zu den Glanzpunkten der Versammlung dieses Gremiums.

III.

Mit dem zuletzt Gesagten befinde ich mich bei einem ersten Wesenszug Ihres Wirkens als Mann der Kirche. Sie sind ein Mann, ja ein Meister des Wortes. Sie können eine Sache auf den Punkt bringen. Sie haben eine gute, oft auch eine spitze Feder. In Ihren Predigten sind Sie ganz bei Ihrer Sache. Doch fehlt geht, wer meint, dies sei nur Rhetorik oder gar Effekthascherei. Sie sind bei großen Dichtern, allen voran bei Dante und nicht zuletzt bei Theodor Haecker, in die Schule gegangen, und Sie gehen unablässig ‚in die Schule des Wortes Gottes‘ in der Heiligen Schrift. Mit philologischer Akribie und mit wachem Blick für die Gegenwart legen Sie die unverbrauchte Aktualität des Buches der Bücher frei, und Sie tun dies – biblisch gesprochen – mit „parrhesia“, mit großem Freimut. „... Denn“ – so schrieben Sie einmal – „wenn die Kirche den Weg der Welt mitgehen will, sollte sie sich nicht anbieten wollen, weil sie damit ihr und sich den schlechtesten Dienst tut, sondern sie sollte aus ihrem einzigartigen Verhältnis zur Wahrheit heraus standfest und standpunktfest die immerwährende Unterredung führen“. „... standfest und standpunktfest“ – das kann man am besten über Ihr Leben und Ihr Lebenswerk schreiben. Nichtssagendes, kuscheliges pastorales Befindlichkeitspathos ist Ihnen fremd. Sie fordern heraus, fordern auch zum Widerspruch heraus. Sie legen sich an, und Sie können ein unbequemer Dialogpartner sein. Aber Sie fahren zu den Ursprüngen, zu den Quellen, zur Mitte.

Als Mann der Kirche sind Sie, lieber Herr Prälat, auch ein gestaltender Mensch. Freischwebender Intellektualismus ohne Bodenhaftung, rein subjektive fromme Anmutungen, schwärmerisch zerfließende gestaltlose religiöse Bewegungen sind Ihre Sache nicht. Furore hat Ihr Satz gemacht: „Was nicht organisiert ist, ist gesellschaftlich nicht vorhanden.“ Das ist bei Ihnen nicht das entlarvende Credo eines Machmenschen. Sie glauben an die In-

karnation, Inkarnation aber verlangt nach Inkulturation. So wollen Sie eine Kirche, die Gestalt wird in ihrer Zeit und die auf der Höhe der Zeit steht. Bereits zwei Jahre vor dem Zweiten Vatikanum schreiben Sie in Ihrem Buch „Das Gottesvolk der Kirche“, daß sich Gott in Jesus Christus ganz der Welt zugewandt hat und daß diese Zuwendung durch die Kirche geschichtlich ausgestattet werden will. In einem gemeinsam mit Walter Dirks herausgegebenen Buch „Der neue Humanismus und das Christentum“ begrüßen Sie deshalb die Wende, welche die Öffnung des II. Vatikanischen Konzils zur Welt und zur Moderne bedeutet, hellwach sehen Sie aber auch Tendenzen des Ausverkaufs und unkritischer Anbiederung. Deshalb Ihre These: „Gewandelte Kirche, aber Kirche“. Schließlich noch ein Drittes. Mit Bischof Sproll verbindet Sie die Hervorhebung des Ethischen. Sie fordern geradezu die „Wiedergewinnung des Ethischen“. Denn alle Ethik ist Ihnen Betätigung und Erfahrung von Freiheit. Diese Ethik der Freiheit ist für Sie das Fundament Ihres Engagements für eine Kirche, welche in der Gesellschaft präsent ist. Sie wollen keine Kirche, welche kläffend neben dem Staat herläuft. Für Sie hat das Ethische den Vorrang vor dem Politischen. Damit wenden Sie sich gegen die politische Theologie. Aber Sie wissen, daß ein Mindestmaß an gemeinsamem Ethos die Voraussetzung des Staates ist, welche dieser nicht selbst gewährleisten kann. Dafür haften die Christen zu ihrem Teil. Sie haften dafür aus der Kraft des Geistes. Nochmals: Da geht es nicht um Macht, wenigstens nicht um Macht im üblichen Sinn des Wortes, da geht es um Verantwortung aus Freiheit für die Freiheit.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, die Herausforderungen, vor denen wir gegenwärtig stehen, haben sich inzwischen tiefgreifend gewandelt und wesentlich verschärft. Doch die Impulse von Bernhard Hanssler wirken fort, und die kräftigen Spuren, die er hinterlassen hat, führen auch heute noch weiter. So danke ich Ihnen, lieber Herr Prälat, für alles, was Sie für die Kirche und für viele Menschen in dieser schwierigen Zeit getan haben. Ich wünsche Ihnen für die Ihnen verbleibenden Jahre, daß die Beschwerden des Alters erträglich bleiben, ich wünsche Ihnen Geduld und Heiterkeit des Geistes, viel Muse und Gottes gütiges Geleit. Ich wünsche Ihnen, daß das Psalmwort noch immer für Sie gilt, das von Gott spricht, der die jugendliche Frische Ihres Geistes erfreut.“



Stuttgarter Nachrichten vom 25. März 1997

Mit Sprache Berge versetzen

90. Geburtstag von Prälat Bernhard Hanssler – Ein Mann des scharfen Wortes

„Wer die Sprache hat, hat Macht. Denn die Sprache, das ist der Mensch“, sagt Prälat Bernhard Hanssler. Der Begründer und langjährige Leiter der Bischöflichen Studienförderung Cusanuswerk – eine Funktion, in der er unter anderem Bundesbankpräsident Hans Tietmeyer und den SPD-Parteichef Oskar Lafontaine förderte und prägte – ist auch in hohem Alter ein wortgewaltiger Prediger.

Aus Anlaß seines 90. Geburtstages versammelte sich am Sonntag viel Prominenz in der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart in Hohenheim.

Im Gründungsjahr des Cusanuswerkes 1956 kannten den im Landkreis Ravensburg geborenen Hanssler nur „Insider“. Schon zehn Jahre später aber verfügte der Verfechter des Dialogs zwischen Klerus und Laien über einen hohen Bekanntheitsgrad. Zu diesem Zeitpunkt war Hanssler bereits Geistlicher Direktor im Zentralkomitee der Deutschen Katholiken und fungierte als geistlicher Begleiter der Katholischen Deut-

schen Ärzteschaft. Hanssler erwarb sich den Ruf, ein Mann des knappen, scharf formulierten Wortes zu sein. Heinrich Böll muß ihn gekannt haben. Sein „Prälat Sommerwild“ in „Die Ansichten eines Clowns“ betet nicht das Vaterunser, sondern – im Stile Hansslers – „... und bitten wir Dich, uns zu befähigen, dem Überkommenen wie dem Fortschreitenden in gleicher Weise gerecht zu werden“.

Das Thema des Festvortrags – „Der christliche Glaube und der Kosmos des Geistes“ – hat Bernhard Hanssler selbst ausgewählt. „Die konkrete Umsetzung“ durch Wolfgang Frühwald, den Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft, nimmt der Jubilar „als Geschenk mit Dank“ an. Frühwald redet von der „unsäglichen Angst- und Hysterie-Debatte“ über die Konvention des Europarates zu „Menschenrechten und Bioethik“ und plädiert für einen „Ethos des Kompromisses“. Die Wirkung, die von einer für das Jahr 2005 vorausgesagten völligen Entschlüsselung des menschlichen Genmaterials ausgehen werde, sei in ihrer umwälzenden Wirkung mit der Entdeckung der Atomkernspaltung zu vergleichen, ein fundamentales Nein zur Konvention sei nicht mehr möglich. Das Kirchenvolk, so Frühwald, müsse hier umdenken.

Mit Freude nimmt Hanssler auch ein anderes Geschenk entgegen: ein Buch des Autors und Wirtschaftsjournalisten der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“, Rainer Hank, mit dem Titel: „Der Geistliche und die Macht – Bernhard Hanssler“. Ein Lesevergnügen, das den bewegten Lebenslauf Hansslers erzählt: theologisches Studium in Tübingen, Priesterweihe 1932, Jugendpfarrer in Ulm, Studentenpfarrer in Tübingen, Pfarrer in Schwäbisch Hall und Stuttgart, Gründer und Leiter des Cusanuswerkes, dort auch heftige Dispute und Auseinandersetzungen mit der Generation der Achtundsechziger, Rektor des Collegio Teutonico di Santa Maria in Campo Santo direkt beim Vatikan, Lehrtätigkeit in Bochum, Akademikerseelsorge im Bistum Rottenburg-Stuttgart.

Der Mann, der mit seiner sprachlichen Gestaltungskraft „Berge versetzen“ kann und der noch heute in der St. Konrad-Kirche in der Stafflenbergstraße in Stuttgart als Prediger zu hören ist, staunt über die Biographie in seinen Händen. Ein Buch über sich selbst zu besitzen, sei ein bißchen „wie geklont worden zu sein“, sagt Hanssler mit dem ihm eigenen Humor.

Brigitte Jähnigen



Akademischer Festakt

Johann Sebastian von Drey zu Ehren

Mit Präsentation der Edition seines Theologischen Tagebuchs

19. Oktober
Ellwangen
170 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Leitung:
Dr. Gebhard Fürst

Referenten:

Dr. Hans-Helmut Dietrich, Ellwangen
Bischof Dr. Walter Kasper, Rottenburg/Stuttgart
Dr. Abraham Kustermann, Stuttgart
Prof. Dr. Dietmar Mieth, Tübingen
Dr. Gunther Narr, Tübingen
Prof. Dr. Max Seckler, Tübingen
Winfried Werner, Tübingen
Prof. Dr. Georg Wieland, Tübingen

Aus der Eröffnungsrede von Akademiedirektor Dr. Gebhard Fürst:

Fast auf den Tag vor 220 Jahren wurde Johann Sebastian von Drey geboren. Heute können wir in einem akademischen Festakt auf dieses Datum dankbar zurückblicken und zugleich die Edition seines Theologischen Tagebuchs vorstellen, das er in der Ellwanger Zeit als theologischer Lehrer an der Friedrichs-Universität verfaßt hat.

Im Jahre 1819 schreibt Drey in Tübingen seine „Kurze Einleitung in das Studium der Theologie“. Ich selbst habe darin vor vielen Jahren mir unvergessen bleibende und mich in manchen theologischen Grundhaltungen prägende Sätze entdeckt.

Sie haben – davon bin ich überzeugt – bis heute ihre Bedeutung nicht verloren. Es sind drei kurze Sätze zur Religion, zum lebendigen Christentum und zur Profession des Theologen. Ohne diese Sätze explizieren zu wollen, möchte ich sie als Eröffnung dieses Festaktes in Erinnerung bringen:

Einen ersten Satz, weil ich ihn zur Wahrnehmung unserer kulturellen Situation für ebenso bedeutsam halte wie für die theologische Wissenschaft und die Seelsorge in heutiger Zeit. Er formuliert den Grundsatz Dreys zum Thema Religion, den wir heute – in einer Zeit, in der die Kirche der Renaissance des Religiösen fast hilflos gegenübersteht – aufmerksam hören sollten. Ich zitiere: „Die Religion kommt ... nicht von außen in den Menschen, sie liegt in ihm als erstes Gefühl, als ursprüngliche wesentliche Richtung seines Geistes; sie wird weder später erworben durch Belehrung oder Ausbildung, noch durch Reflexion erst erzeugt von ihm selbst“, wiewohl sie einer Läuterung und Verklärung im Begriff und Objekt bedarf (KE § 8). Ein Satz, der zu zeigen vermag, daß J. S. von Drey zu Recht nicht in Vergessenheit geraten ist und

uns heute etwas zu sagen hat.

Der zweite Satz, geschrieben im Interesse eines lebendigen Christentums und zu hören in einer Zeit einer in unseren Breiten verzagten Christenheit. „Das lebendige Christentum ... (ist) der Wille Gottes und Christi, der Beruf und die Aufgabe des Christen ..., eine Name, auf welchen das bloße Wissen und Reden von den Ideen des Christentums noch keinen, der Glaube nur einen halben, das Seyn und Thun erst den ganzen Anspruch verschafft.“ (KE § 36)

Und schließlich der dritte Satz: An den Beruf des Theologen ergeht nach Drey – ich zitiere – „die Aufforderung: sich selbst als würdige Offenbarung, als Ebenbild Gottes darzustellen, zu diesem Behufe die ewigen Musterbilder für die Selbstbildung des Menschen in dem ganzen Schema der göttlichen Offenbarung, vorzüglich in dem vollendetsten (Jesus dem Gottmenschen) anzuerkennen und dadurch zur wahren Religiosität, zur Harmonie mit Gott durch die Harmonie mit seinen Offenbarungen einzuladen“. (KE § 96)



Viel Ehre für einen eigensinnigen Denker

Drey's „Theologisches Tagebuch“ erstmals der Öffentlichkeit zugänglich gemacht

Zum 220. Geburtstag des aus Killingen bei Ellwangen stammenden Theologieprofessors Johann Sebastian Drey (1777–1853) ist sein bisher ungedrucktes „Theologisches Tagebuch“ der Öffentlichkeit vorgestellt worden.

Zu seinen Lebzeiten zählte Johann Sebastian Drey zu den führenden Theologen Deutschlands. Gleich viermal schlug ihn die württembergische Regierung zum ersten Bischof der neugegründeten Diözese Rottenburg vor. Ebenso oft lehnte Rom ab. Der von der Akademie der Diözese veranstaltete Festakt fand jetzt in Ellwangen statt. Dort hatte Drey nicht nur das Gymnasium besucht, sondern von 1812 bis 1817 auch an der damaligen Friedrichs-Universität einen Lehrstuhl inne. Ebenfalls in Ellwangen hatte Drey sein „Theologisches Tagebuch“ verfaßt, das nun der ehemalige Tübinger Theologe Max Seckler herausgegeben hat. Das erste Exemplar erhielt Bischof Walter Kasper, dem das Werk auch gewidmet ist. Kasper sprach bei der Feier von einem „diözesanen Ereignis“ und bezeichnete Drey als aktuellen Wegweiser für Theologie und Kirche.

„Das Wort Armut klingt noch zu edel“, beschrieb Max Seckler in seinem Festvortrag die familiären Verhältnisse Dreys, der in Killingen im Hirten- und Armenhaus aufgewachsen war. Die Herkunft hätte Drey dazu gezwungen, seine theologische Ausbildung in einem „drittklassigen Seminar“ zu beginnen. Er sei dadurch zu einem „Selbstdenker“ geworden, der später den Begriff des Selbstdenkertums zum Kriterium eigenständiger Theologie erklärte. 1819, zwei Jahre nach dem Umzug der Universität nach Tübingen, gründete Drey mit seinen Kollegen Gratz, Herbst und Hirscher die „Theologische Quartalschrift“.

Seckler würdigte Drey als einen „von Jahr zu Jahr bedeutender erscheinenden Theologen“, der lange Zeit in Vergessenheit geraten sei. Nach seinem Tode sei sein Andenken sogar bewußt niedergehalten worden. Drey, dessen Grab auf dem Tübinger Stadtfriedhof nicht erhalten blieb, habe theologisch „als zu wenig linientreu, als aufklärerisch verseucht und allzu kühn reformerisch“ gegolten.

Erst seit Mitte dieses Jahrhunderts hätte man sich wieder auf diesen eigenständigen Denker besonnen, der als Gründer der Katholischen Tübinger Schule gilt. Nach Secklers Worten ist Dreys 1819 erschienenes Werk „Kurze Einleitung in das Studium der Theologie“ dabei, „ein Klassiker der theologischen Weltliteratur zu werden“.

Andreas Schaller

Verkündigung heute

50 Jahre

Dienst am Wort

Gedanken zur
Sonntagspredigt

Studientag in Zusammenarbeit mit dem Schwabenverlag Ostfildern

19. November
Stuttgart-Hohenheim
130 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Gebhard Fürst
Gertrud Widmann, Ostfildern

Referenten:
Dr. Michael Albus, Mainz
Anton Bauer, Stuttgart
Heribert Feifel, Stuttgart
Michael Graff, Alpirsbach
Prof. Dr. Dieter Groß, Stuttgart
Martin Günther, Ostfildern
Dr. August Heuser, Frankfurt a. M.
Prälat Georg Kopp, Rottenburg
Siegmar Mosdorf, Esslingen
Dr. Matthias Schnell, Frankfurt a. M.
Wolfgang Tripp, Stuttgart
Klaus Weber, Ludwigsburg
Albert Peter Wolf, Schwäbisch Gmünd
Prof. DDr. Paul M. Zulehner, Wien

Aus der Begrüßung von Akademiedirektor
Dr. Gebhard Fürst:

Vor 50 Jahren – 1947 – in der unmittelbaren Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, erschienen in Stuttgart die ersten Nummern einer Zeitschrift für die Predigtvorbereitung unter dem Titel „Gedanken zur Sonntagspredigt“. Zwei unvergessene Pfarrer hatten sich zur Herausgabe einer Predigerzeitschrift entschlossen: Anton Weber und Hermann Breucha. Aus diesen ersten Anfängen hat sich im Auf und Ab der Entwicklung diese Zeitschrift erhalten. Sie trägt heute den Namen „Dienst am Wort. Gedanken zur Sonntagspredigt“. In diesem Jahr 1997 kann sie auf ein 50jähriges Bestehen zurückblicken. „Dienst am Wort“ ist weit über die Diözese Rottenburg-Stuttgart hinaus bekannt und hat in ganz Deutschland, ja im ganzen deutschen Sprachraum ihre Abonnenten und Leser. Sie trägt so nicht unwesentlich allsonntäglich zur Gestaltung der Predigten und der Gottesdienste bei.

.....

Die Predigt, der Dienst am Wort, ist kein einfaches Geschäft. Durch sie soll das Wort Gottes, seine befreiende, richtende und Hoffnung stiftende Botschaft verkündet werden. Und dies alles im Medium der Sprache. Gottes Wort im Menschenwort. Ein gewaltiger Anspruch, der immer zu wünschen übrig läßt, den wir aber nicht bagatellisieren dürfen.

Die Predigt geschieht im Medium der Sprache. Dies scheint eine eher banale Aussage zu sein. Es kommt aber darauf an, welches Bewußtsein von Sprache den Prediger in seinem verkündenden Sprechen leitet. Was ist Sprache? Ist Sprache ein Instrument der Informationsweitergabe, oder ist Sprache – wenigstens dort, wo sie Verkündigung zu sein beansprucht – ein Medium der Erzeugung von Wirklichkeit im Hörer des Wortes? Und unter welchen Bedingungen wird durch das Sprechen und im Sprechen ein im hörenden Menschen neue Wirklichkeit konstituierender Akt?

Unsere Verkündigung im Medium der Sprache spiegelt derzeit allermeist noch das Offenbarungsverständnis des Ersten Vatikanischen Konzils wider. Dort wird Offenbarung – Gottes Wort an uns – verstanden als Mitteilung des göttlichen Willens an den Menschen. Entsprechend versteht sich eine daran orientierende Sprache der Predigt als Information über Gott und sein Wort an uns. Glau-

mehr als drucken

Beratung
Gestaltung
Fotosatz
Desktop-Publishing
Web-Design
Internet-Support
Buchdruck
Offsetdruck

Grafik
GmbH
Druck

Heusteigstraße 66
70180 Stuttgart
Telefax (07 11) 6 45 59 31
Telefon (07 11) 64 55 90
eMail info@grafikdruck.com
<http://www.grafikdruck.de/>

ben wird dann zum Wissen von dieser Information über Gott. Das Zweite Vatikanische Konzil versteht in seiner viel zu wenig beachteten Offenbarungskonstitution unter Offenbarung aber etwas anderes, über die informative Gottesrede weit Hinausgehendes: nicht die Mitteilung göttlicher Dekrete, sondern die liebende Selbstmitteilung Gottes in Jesus Christus. In der verkündigenden Sprache soll demgemäß dann das Wort Gottes so zur Sprache kommen, daß darin nicht über etwas informiert wird, sondern daß in und mit der Sprache Jesus Christus – das Wort Gottes – so verkündet wird, daß die Wirklichkeit, von der die Rede ist, im hörenden Menschen erzeugt wird. Verkündigung christlicher Hoffnung – um nur ein Beispiel zu nennen – muß so geschehen, daß durch angemessenes Sprechen nicht über die christliche Hoffnung informiert wird, sondern daß Hoffnung im Menschen wirklich entstehen und wachsen kann. „Performative Rede“ nennt die moderne Sprachphilosophie solch ein interkommunikatives Geschehen. Ich wünsche mir von Homiletikern eine sprachphilosophische Grundlegung von Sprache, bzw. eine theologische Sprachlehre, die die Bedingungen aufschließt, unter denen Sprache zu einem Hoffnung – oder Versöhnung oder glaubende Identität – erzeugenden Geschehen werden kann. Denn „von Gott kann man nicht sprechen, wenn man nicht weiß, was Sprache ist“ (Günter Eich). Von solcher Sprachbewußtheit sind wir im kirchlichen Verkündigungsbetrieb und in der Homiletik noch weit entfernt. Performatives Sprechen bewirkt, daß aus dem hoffnungslosen, verzweifelten Menschen ein Hoffender werden kann, aus dem Unversöhnten ein Versöhnter, aus dem in Furcht und Angst lebenden ein von Zuversicht und Vertrauen getragener Mensch – durch Sprache!

Dies ist ein hoher Anspruch, den einzulösen vermutlich nur selten wirklich gelingen kann. An ihm festzuhalten aber ist uns geboten, wollen wir den Dienst am Wort, die Partizipation am Offenbarungsgeschehen als einem sich in Sprache ereignenden Verkündigungsgeschehen angemessen vollziehen.

Uwe Renz im Katholischen Sonntagsblatt vom 30. November 1997:

Wider kirchlichen Wortdurchfall

Theologe Zulehner plädiert für eine erneuerte Wortkultur der Liturgen

Gegen zuviel Geschwätzigkeit in den Kirchen, gegen „kirchlichen Wortdurchfall“ hat sich der Wiener Pastoraltheologe Paul M. Zulehner gewandt. Beim 50. Jahresjubiläum der im Schwabenverlag erscheinenden Predigtzeitschrift „Dienst am Wort“ sprach sich der Professor in der Akademie der Diözese für eine erneuerte Wortkultur aus. Eine neue Suche der Menschen nach Spiritualität und Religiosität sei gegenwärtig vorhanden. „Wir aber vertreiben selbst alteingesessene Christinnen und Christen mit unserem Wortdurchfall, mit unserer Logorrhöe“, vermerkte Zulehner.

Das Wort müsse wieder zur „Quelle der heute so notwendigen Kirchenreform werden“, unterstrich der Theologe und verlangte eine prophetische Sprache und eine der Mystik. „Wir wissen zuviel über Gott, seine Männlichkeit, seine Weiblichkeit, wir verlieblichen ihn zu unserer Verfügung, statt ihn befremdlich sein zu lassen auf unsere Hoffnung hin.“ Zu oft werde mit Bezug auf Gott „nie und nimmer“ gesagt, dabei habe die Kirche viele Male ihre Positionen etwa zur Religionsfreiheit oder zur Naturwissenschaft aufgeben müssen. „Und der Frauenordinationskampf hat soeben begonnen“, fügte Zulehner hinzu.

Wo die Kirche zuviel rede, da vernachlässige sie das Wort dort, wo sie etwas sagen müßte, sagte der Theologe. Als Beispiel nannte er das Thema Tod und Auferstehung, wo die Kirche tragfähige Worte gegen oberflächlich übernommene Modelle fernöstlichen „Seelenrecyclings“ äußern könnte. Zulehner mahnte eine Rückbindung von Verkündigung und Moral an die Mystik an: „Gesucht ist Gotteserfahrung aus erster Hand, nicht nur in Worten angekündigt.“ Verkündigung und Morallehre müßten heilsam sein, sonst zerstörten sie. Hilfreich wäre es, „in Wortgeburten“ beispielsweise wieder vom Fegfeuer zu reden, um jenen Menschen zu helfen, denen eine letzte Lebensmöglichkeit genommen sei.

„Ich bin mir sicher, daß wir das Reden über das Verschwiegene bald wieder lernen werden“, ergänzte der Pastoraltheologe. Noch redeten die Kirchen „zuviel ungedeckt“, Kirchenworte statt Gottesworte. Nur wenn das Kirchenwort vom Gotteswort gefüllt sei, könne es überzeugen. *ur*



Aleksandr-Men-Preis

Verleihung an Prof. Dr. Wolfgang Kasack

22. Juli
Stuttgart, Landeskreditbank
475 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Leitung:
Dr. Gebhard Fürst

Grußworte:
Ministerpräsident Erwin Teufel
Bischof Dr. Walter Kasper, Rottenburg/Stuttgart
Dr. Ekaterina U. Genieva, Moskau
Dr. Gregorij Tchartischvili, Moskau

Laudatio:
Botschafter a.D. Dr. Friedrich Ruth, Bonn

Preisverleihung:
Prof. Dr. Günter Bien, Stuttgart

Musik:
Prof. Rudolf Gleißner, Stuttgart
Ingrid Philippi, Stuttgart
Joachim Schall, Stuttgart
Michael Wille, Stuttgart

Aus der Begrüßung von Akademiedirektor Dr. Fürst:
„Aleksandr Men ist bei Kulturschaffenden Rußlands und Gläubigen der russisch-orthodoxen Kirche gleichermaßen hoch angesehen. Er gibt der heutigen Verleihung des Preises zur Begegnung der Kulturen zwischen Rußland und Deutschland seinen Namen. Auf einer Notiz in seinem Nachlaß fanden wir die Idee, einen Preis zur Begegnung der Kulturen in Europa zu stiften. Die Bibliothek für Ausländische Literatur, Moskau, die Zeitschrift für Ausländische Literatur, Moskau, und der Aleksandr-Men-Freundeskreis, ebenfalls Moskau, haben diese An-

regung zusammen mit der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart aufgegriffen.

Bei dem von der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart 1990 in Weingarten veranstalteten deutsch-sowjetischen Schriftsteller-Symposion sagte Aleksandr Men:

„Unser gemeinsames Unglück – in Ost und West – beruht darin, daß wir getrennt sind. ... Isoliert können die Teile der modernen Welt niemals neu aufleben, im gegenseitigen Austausch, in Berührung und wechselseitiger Speisung werden sie dagegen ein neues Paradigma aufbauen.“ (Hohenheimer Protokolle Nr. 39)

Die Trennung überwinden zu helfen und ein neues Ost-West-Paradigma mit aufzubauen, war Aleksandr Mens Anliegen. Der Aleksandr-Men-Preis verfolgt eben diese Intention in ihrem Bemühen um eine Ökumene der Kulturschaffenden im Geiste von Aleksandr Men.“

Grußwort von Bischof Dr. Walter Kasper:

„Daß Rußland im Geiste von Freiheit und Gerechtigkeit, der christlichen Toleranz und Menschlichkeit genesen möge, darauf richtete sich die Hoffnung von Aleksandr Men für die Zukunft seiner Heimat.

Diese Zukunft für Rußland hat schon begonnen. Für ihre Gestaltung ist die Zusammenarbeit vieler Kräfte notwendig; auch und besonders der Kulturschaffenden, deren internationale Kommunikation durch den Aleksandr-Men-Preis unterstützt und honoriert werden soll.

Wie wichtig die Begegnung der in Kirche und Gesellschaft von verschiedenen Kulturen geprägten Menschen ist, davon konnte ich mich erst wieder im Juni dieses Jahres bei einer ausgedehnten Reise durch die russische Föderation überzeugen, die ich in meiner Eigenschaft als Vorsitzender der Kommission für weltkirchliche Aufgaben der Deutschen Bischofskonferenz unternahm.

Verwüstung durch ein atheistisches, menschenverachtendes System

Überall wurden wir außerordentlich gastfreundlich empfangen. Und überall konnte ich – bei aller Not, die vorhanden ist – auch hoffnungsvolle Aufbrüche kennenlernen. Aber es bleibt noch viel zu tun.

Tief erschüttert hat mich vor allem der erbarmungswürdige Zustand vieler russisch-orthodoxer Kirchen. Die

atheistische Religionspolitik des Sowjetsystems hat die Gotteshäuser zu Fabriken und Lagerhallen umfunktio- niert. Die Ikonen wurden von den Wänden geschlagen, die Kirchenräume verfielen, und die gläubigen Menschen wurden schikaniert – bis hin zur schweren Verfolgung. Die geschlagenen Wunden werden noch lange Zeit der Heilung bedürfen.

Aber die äußere Verwüstung durch das atheistische Sy- stem hat bei vielen Menschen eine innere seelische Ver- wüstung hinterlassen, die jetzt in der Zeit der neuen Frei- heit zum Ausbruch kommt. Desorientierung und Verlust von Werten, Kriminalität, soziale Kälte und reinstes Pro- fitstreben bedrohen das Zusammenleben der Menschen. Jetzt zeigt sich die Wahrheit des Wortes des großen rus- sischen Dichters: „Wenn Gott tot ist, ist alles erlaubt!“

Die notwendige Erneuerung der Kirche, die Schwierig- keit einer solchen Erneuerung und die Widerstände da- gegen, vor allem durch restaurative und nationalistische Tendenzen.

Um so erfreulicher war es für mich, auch ermutigende Zeichen der Hoffnung zu entdecken. Um ihrer Verant- wortung zur Verwirklichung von Gerechtigkeit und Näch- stenliebe gerecht zu werden, bedarf es in den Kirchen größter Anstrengungen.

Erste, beeindruckende Neuanfänge von sozialer Gemein- dearbeit in den verschwindend kleinen katholischen Ge- meinden wollen wir durch unser Hilfswerk Renovabis mit Rat und Tat unterstützen. Ebenso unterstützen wir ähn- lich hoffnungsvolle Aufbrüche in Bildungs- und Sozial- programmen in vielen russisch-orthodoxen Gemeinden, von denen ich einige während meiner Reise kennenler- nen konnte.

Zusammen mit der Arbeit an der *Ökumene der Kulturen* unterstützen wir eine *wirkliche Ökumene der Kirchen* und sind bereit, dafür das uns Mögliche zu tun. *Aleksandr Men* kann für alle Dialogpartner eine Symbolfigur des wahren Ökumenismus sein. Auch eine Symbolfigur ge- gen restaurative und nationalistische Tendenzen, die lei- der auch zu spüren sind.

Wir im Westen Europas sind im zwischenkirchlichen und interkulturellen Dialog gewiß nicht nur Gebende, sondern auch Empfangende. Von der tiefen Frömmigkeit vieler russischer Menschen, von ihrer aus dem christlichen Glau- ben stammenden Zuversicht und von ihrer be-



eindruckenden Freude an der Liturgie können und sollten sich die Christen in Westeuropa anstecken lassen. Aus eigener Kenntnis bedeutender russischer Theologen weiß ich, daß auch hier in vielen Bereichen ein gegenseitiges Lernen und die gemeinsame Vertiefung des Glaubens möglich ist. Ich bin überzeugt, daß die Begegnung mit der Person und dem Werk von Erzpriester *Aleksandr Men* für unsere Kirche in Deutschland und Westeuropa eine große Bereicherung darstellt. Leider sind seine Werke noch nicht ins Deutsche übersetzt.

Es bedarf des Gesprächs mit den Intellektuellen sowie der Wahrnehmung der sozialen Verantwortung der Kirche.

In Gesprächen mit Intellektuellen und Politikern in Moskau konnte ich ein großes Interesse am Engagement der katholischen und der evangelischen Kirchen im Interesse der sozialen und kulturellen Entwicklung Rußlands erkennen. Beide verkörpern nach Meinung meiner russischen Gesprächspartner Werte, die für die Weiterentwicklung Rußlands dringend benötigt werden. Sie sind daran interessiert, daß die Kirchen ihre soziale und kulturelle Verantwortung wahrnehmen und aktiv an der Gestaltung einer gerechten Gesellschaft mitwirken. Unsere russisch-orthodoxe Schwesterkirche darf darauf vertrauen, daß die Hilfe, die wir hierzu geben, uneigennützig geleistet wird und selbstverständlich keine Abwerbung russisch-orthodoxer Christen zum Ziel hat, wie manche dies befürchten.

Ich bin mir sicher, daß die von beiden Seiten unternommenen Anstrengungen im interkulturellen, ökumenischen wie auch im sozialen Bereich ganz im Sinne von *Aleksandr Men* sind, der – wie ich weiß – ein Anwalt der armen Menschen war. Die religiöse Vertiefung, die soziale Entwicklung und die kulturelle Bildung lagen *Aleksandr Men* gleichermaßen am Herzen.

Zurecht gibt dieser Geistliche seinen Namen für die Preisverleihung an einen Gelehrten und Kulturschaffenden, der *Aleksandr Men* selbst persönlich gekannt hat. Ich beglückwünsche Prof. Kasack zur Verleihung des Preises und danke ihm im Namen der katholischen Kirche für seine herausragenden Verdienste um die Ökumene der Kulturen Rußlands und Deutschland. Möge der *Aleksandr-Men-Preis* der Vertiefung der kulturellen und religiösen Beziehungen unserer beiden Länder dienen.“

Aus der Laudatio von Friedrich Ruh:

„... Als Wolfgang Kasack am 20. Januar 1927 in Potsdam als Sohn des Schriftstellers Hermann Kasack und seiner Ehefrau Maria geboren wurde, hatte er nur noch sechs Jahre Zeit, um in einem demokratischen Deutschland aufzuwachsen. Mit der Machtübernahme durch Hitler veränderte sich das Leben der Familie Kasack. Der Vater war nicht bereit, mit dem von ihm als verwerflich erkannten Regime in seiner Arbeit Kompromisse zu schließen, und verlor die Möglichkeit, seine Arbeiten uneingeschränkt publizieren und der Öffentlichkeit vorstellen zu können. Der Sohn wuchs mit der Erfahrung der politisch bedingten beruflichen Isolierung des Vaters auf, eine Erfahrung, die seine Ablehnung jeder Form der staatlichen Bevormundung prägte. Wolfgang Kasack sagt, daß sich seine Beziehungen zu seinem Vater erst nach seiner Rückkehr aus sowjetischer Gefangenschaft im Jahre 1946 entwickelten, daß er aber seinem Vater die Grundlegung seiner eigenen schriftstellerischen Tätigkeit verdankt.

Die Vorbereitung auf seinen beruflichen Werdegang leistete Kasack mit Studium und Examen am Dolmetscherinstitut in Heidelberg und mit dem Studium der Slavistik und seiner Promotion über Gogol an der Universität Göttingen.

Seine erste berufliche Aufgabe als Dolmetscher erhielt Wolfgang Kasack in der Delegation Konrad Adenauers bei dessen Besuch in Moskau im Jahre 1955. Von 1956 bis 1960 arbeitete er als Chefdolmetscher an der neu eröffneten Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in Moskau. Er war damit maßgeblich am Aufbau einer wichtigen diplomatischen Vertretung und an den ersten Schritten im schwierigen Gedankenaustausch mit der Sowjetunion beteiligt.

Nach seiner Rückkehr von Moskau nach Bonn im Jahre 1960 begann Wolfgang Kasack seine Aufgaben zu erweitern. Er organisierte im Auftrag des Auswärtigen Amtes die erste Ausstellung der Bundesrepublik Deutschland in Moskau und arbeitete an der Formulierung des 2. Kulturabkommens mit der Sowjetunion mit. Von 1960 bis 1968 organisierte er bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft den Austausch von Wissenschaftlern und Studenten mit der UdSSR und hielt sich zu den jährlichen Verhandlungen in Moskau auf.

Nach diesen praktischen Erfahrungen mit Diplomatie und

Kulturaustausch entschied sich Kasack für die Universität als Ort seiner künftigen Tätigkeit. Er habilitierte sich an der Universität zu Köln 1968 in Slavischer Philologie und wurde 1969 auf den Lehrstuhl für dieses Fach berufen. Er gehörte der Universität Köln bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1992 an, blieb ihr aber bis heute aktiv verbunden. Neben seiner regulären Lehrtätigkeit war er Direktor des Slavischen Instituts und Leiter des Akademischen Auslandsamts, Vorsitzender des Verbands der Hochschullehrer für Slavistik, Dekan der Philosophischen Fakultät und Vorstandsmitglied der Deutschen Gesellschaft für Osteuropakunde. In dieser Gesellschaft baute er die Sektionen Sprache, Literatur und Religionswissenschaften auf. Schon 1968 wurde Prof. Kasack mit einem Einreiseverbot in die UdSSR belegt, das er allerdings durch Einfallsreichtum und mit Hilfe persönlicher Verbindungen zu Schriftstellern in der Sowjetunion abzumildern wußte.

Im Jahre 1983 erhielt er eine Gastprofessur an der Cornell University in Ithaka, die er zu extensiver Forschungstätigkeit nutzte, als deren Ergebnis er über 40 Artikel seines Lexikons der russischen Literatur des 20. Jahrhunderts verfaßte.

Mit dem Beginn der Ära Gorbatschow konnte Kasack ab 1986 auch wieder regelmäßig nach Moskau reisen. Publikationen in russischen Zeitschriften und Verlagen folgten. 1990 krönte Kasack seine internationale Tätigkeit mit dem Abschluß eines Austauschvertrages der Universität zu Köln mit der Moskauer Hochschule (Gorkij-Literatur-Institut).

Wolfgang Kasacks Literaturverzeichnis zählt 685 Publikationen, insbesondere zur russischen Literatur, darunter etwa 15 ins Deutsche übersetzte Werke der russischen Literatur und ebensoviele Monographien. Sein Hauptwerk, das „Lexikon der russischen Literatur des 20. Jahrhunderts“, erschien 1976 in deutsch, 1988 in englisch und russisch und wurde in der Fassung von 1992 ins Russische, Bulgarische und Polnische übersetzt. Für seine umfangreiche Lehr- und Forschungstätigkeit, als Übersetzer und Vermittler der russischen Literatur erhielt Wolfgang Kasack

- 1981 den Johann Heinrich Voß-Übersetzer-Preis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung,
- 1991 den Alexej Krutschonjch-Preis für das Lexikon der russischen Literatur,



- 1992 die Puschkin-Medaille des internationalen Verbandes der Lehrer der russischen Sprache und Literatur,
- 1994 den Kulturpreis der Deutsch-Rußländischen Gesellschaft
- und 1996 den Ehrendoktor des Literaturinstituts Moskau.

Dieses Lebenswerk Wolfgang Kasacks ist wahrlich reich an Umfang, Intensität, politisch bedingten Wechselfällen und an bedeutenden Ehrungen.

Verfolgt man den Werdegang Wolfgang Kasacks, fallen eine außerordentliche Zielstrebigkeit seiner Entwicklung und die eindrucksvolle Logik der in seinem beruflichen Leben aufeinanderfolgenden Schritte auf:

- Mit seinem Vater lernte er die Last der Unfreiheit und der politischen Repression im nationalsozialistischen Deutschland kennen;
- als Kriegsgefangener erlebte er die Realität der Not in der Sowjetunion, ohne sich dadurch die Hochachtung und Zuneigung für die russischen Menschen und den Respekt vor ihrem Leid während des Krieges verschütten zu lassen. Er wurde neugierig auf die Sprache des Landes und entdeckte wohl schon damals den Wunsch, sich künftig intensiv mit russischer Sprache und Literatur zu befassen;
- als Student eignete er sich dann das Instrument der russischen Sprache an, das ihm den direkten und ungebrochenen Zugang zu russischen Menschen und ihrer Literatur ermöglichte;
- als Dolmetscher und Diplomat war seine Präzision und Liebe zur Wahrheit ebenso gefordert wie seine Distanz zu dem von ihm abgelehnten System des Gastlandes;
- seine Arbeit für den Kulturaustausch machte ihn erfinderisch in der Suche nach Wegen, um die bestehenden Hürden überwinden zu können, und ließ ihn erkennen, daß der Austausch immer und zuerst eine Begegnung zwischen Menschen ist, die in die Lage versetzt werden, Unkenntnis und Vorurteile zu überwinden und Verbündete in dem Bemühen um Transparenz und Toleranz zu werden;
- als Wissenschaftler lag ihm daran, der ideologisch verkrusteten Einteilung der russischen Literatur entgegenzuwirken, die von Qualität und Kunst der Sprache bestimmte Einheit der russischen Literatur aufleuchten zu lassen und ihren europäischen Anspruch zu unterstützen;

– als Lehrer widmete er sich mit Leidenschaft der Suche nach der Würde des Menschen in der Literatur. In der Zeit extremer Eingrenzung fand er Möglichkeiten der Begegnung zwischen Menschen russischer Sprache und Literatur mit für ihre Sprache, ihre Literatur und ihr Schicksal aufgeschlossenen jungen Deutschen. Am Ende der Laufbahn des Lehrers und Wissenschaftlers Kasack stand die Erfahrung des Endes der Teilung Europas und das Glück der Erkenntnis, zu diesem Haus Europa einen unverwechselbaren Beitrag geleistet zu haben.

Wolfgang Kasack gehört zu der Generation in Deutschland, in der junge Menschen Nationalsozialismus und Krieg mit seinem unermeßlichen Leid für ganz Europa und unser eigenes Land, aber auch die Chance des Neubeginns mit der Möglichkeit erlebt haben, das eigene Leben in Freiheit zu gestalten. Für Wolfgang Kasack bedeutete das Ende des Krieges zunächst Kriegsgefangenschaft in der Sowjetunion. Daß er sich trotzdem oder vielleicht gerade deshalb entschloß, Russisch und Slavistik zu studieren und damit die wohl schwierigste der möglichen Perspektiven jener Zeit zu wählen, entspricht seinem Vertrauen in die Zukunft und seiner immer wieder bewiesenen Fähigkeit, problematische Herausforderungen zu bestehen. Wir können heute sagen, daß er damals die richtige Wahl getroffen und die Türe zu einem fruchtbaren Leben aufgestoßen hat.

Der berufliche Lebensweg Kasacks war eng verbunden mit der Geschichte der deutsch-sowjetischen und der deutsch-russischen Beziehungen. Sein Beitrag zu diesen Beziehungen und insbesondere sein Beitrag zum Aufbau kulturpolitischer Beziehungen ist an der Aufzählung der Stationen seines Lebens deutlich geworden. Ich glaube, im beruflichen Werdegang Wolfgang Kasacks die folgenden, zeitlich aufeinanderfolgenden Schwerpunkte feststellen zu können:

- seine Bemühungen um die Förderung des Dialogs während der Konfrontation des Kalten Krieges,
- sein Vertrauen auf die geistesgeschichtliche Einheit im geteilten Europa,
- seinen Beitrag zur Partnerschaft mit Rußland und den Nachfolgestaaten der Sowjetunion im Europäischen Haus nach der Überwindung der Spaltung.

1. Wolfgang Kasack hatte als Dolmetscher in der Delegation Konrad Adenauers im Jahre 1955 und danach als

Chefdolmetscher an unserer Botschaft in Moskau hervorragenden Anteil daran, daß die zwischen der Sowjetunion und der Bundesrepublik Deutschland vorherrschende Sprachlosigkeit gemildert und der Dialog begonnen werden konnte. Dabei kam ihm sicher die klare Entscheidung Adenauers zugute, diesen Dialog im Verbund mit den Demokratien des Westens zu führen. Auch in seiner Mitwirkung am schrittweisen und mühsamen Aufbau der Kulturbeziehungen zur Sowjetunion und der Ermöglichung des deutsch-sowjetischen Austauschs hat er nach meiner Überzeugung die Entscheidung Adenauers für die Bindung an den demokratischen Westen nie aus den Augen verloren. Dies erlaubte ihm, sich aktiv für Austausch und Verständnis zu engagieren, ohne seine Kritik an der Unfreiheit in der Sowjetunion modifizieren oder immer neu wiederholen zu müssen. Den von ihm gewollten Dialog konnte er dadurch ebenso realistisch wie beständig und einfallsreich verfolgen. Auf dieser Basis konnte der angestrebte Dialog ein Beitrag dazu werden, die negativen Konsequenzen der Konfrontation für die Beziehungen zwischen Menschen und im Falle Kasacks für die Beziehungen zwischen Wissenschaftlern, Schriftstellern und Studierenden in beiden so unterschiedlichen und für uns so wichtigen Wirklichkeiten zu mildern.

2. Es muß dem Lehrer und Forscher auf dem Gebiet der Slavistik sehr schwergefallen sein, sich mit dem ihm 1968, also gleich am Anfang seiner Universitätslaufbahn, von der Regierung der Sowjetunion auferlegten Einreiseverbot abzufinden. In dieser Zeit, die bis 1986 dauern sollte, wurde, wie Wladimir Maximow in einem Beitrag zum 60. Geburtstag Wolfgang Kasacks schrieb, „die russische Literatur zum Hauptthema seines Lebens“. In der von der Regierung der Sowjetunion verordneten Begrenztheit seiner Reisemöglichkeiten machte Kasack aus seinem Institut in Köln einen Mittelpunkt der Beschäftigung mit der russischen Literatur und den russischen Schriftstellern der Gegenwart, unabhängig von ihrem jeweiligen Wohnort. Er wurde zu einem der wichtigsten, sein Kollege Reißner sagt, zu dem wichtigsten Vermittler in unserem Lande.

Dabei hat sich Wolfgang Kasack seinen Blick auf die Literatur russischer Sprache nicht ideologisch verstellen lassen und sich darum bemüht, hier ein umfassendes Bild von der in russischer Sprache erscheinenden Literatur



zu gewinnen und zu vermitteln. Man hat ihm immer wieder den Vorwurf gemacht, die sowjetische Literatur aus politischen Gründen zu ignorieren. Richtig ist sicher, daß nicht alles in russisch Geschriebene und offiziell Gelobte auch schon als russische Literatur gelten konnte. Aber er hat sich, wie wiederum Professor Reißner 1987 feststellte, bei der Auswahl der von ihm gewürdigten Autoren von Kriterien der Qualität des Inhalts und der Sprache leiten lassen. Er hat deshalb selbst auch immer die Kritik an der angeblichen Vernachlässigung sowjetischer Schriftsteller zurückgewiesen. Kasack ging von der für ihn geltenden Einheit dessen aus, was er unter Anlegung seiner Kriterien als russische Literatur bezeichnete. Wolfgang Kasack glaubte daran, daß die Teilung Europas nicht dauern könne, so daß für ihn erst recht eine geteilte russische Literatur nicht vorstellbar war. Er war überzeugt, daß die geistesgeschichtliche Einheit Europas gerade auch in dem politisch geteilten Europa sichtbar gemacht werden müsse. Ich meine, daß er damit auch die Beschäftigung mit der Ganzheit der russischen Literatur als Beitrag zur Überbrückung der europäischen Teilung verstand. Die geschichtliche Entwicklung hat seinem Glauben an die Einheit Europas Recht gegeben. Das Bewußtsein von der kulturellen Einheit Europas ging der politischen Einigung voraus, und Wolfgang Kasack war einer ihrer konsequentesten Fürsprecher.

3. Als die Teilung Europas überwunden wurde, konnte die beharrliche Arbeit Wolfgang Kasacks reiche Früchte tragen und ihre Wirkungen für die deutsch-russische kulturelle Zusammenarbeit voll entfalten. Wir wissen heute, daß die Kommunikation zwischen West und Ost noch immer keine Selbstverständlichkeit ist und daß alle Möglichkeiten des Dialogs genutzt werden müssen, um Vorurteile und Ignoranz zu überwinden. Die wissenschaftlichen und literarischen Kontakte, die Wolfgang Kasack geschaffen hat und noch immer erweitert und verdichtet, tragen wesentlich dazu bei, dieses Ziel zu erreichen. Der friedliche und humane Aufbau des Europäischen Hauses, von dem die Begründung für die Verleihung des Aleksandr-Men-Preises spricht, lebt von der Vorarbeit von Persönlichkeiten wie Wolfgang Kasack in der Zeit der Konfrontation und bedarf heute der intensivierten Mitwirkung an der Vermittlung der kulturellen Vielfalt in allen Teilen Europas. Die Bemühungen um die interkultu-

relle Vermittlung zwischen Deutschland und Rußland in dem weiten Sinne der Preisverleihung sind dabei für uns und für Europa von wesentlicher Bedeutung. Sie gelten zwei Ländern, deren Entfremdung tiefer ging und länger dauerte als zwischen anderen europäischen Ländern. Damit aus dieser tragischen Last der Entfremdung eine neue, nicht nur politisch und wirtschaftlich, sondern auch kulturell begründete Partnerschaft wird, bedarf es der Anstrengungen von Menschen wie dem heute geehrten Wolfgang Kasack und des Gedenkens an Menschen wie Aleksandr Men, das mit dem Preis der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart gepflegt wird. Ich bin dankbar, daß ich durch die Einladung, heute die Laudatio auf Wolfgang Kasack zu halten, in Ihre Bemühungen einbezogen wurde.

Erlauben Sie mir bitte zum Schluß noch ein ganz persönliches Wort. Ich habe bisher darauf verzichtet, von der Familie, von den persönlichen Höhen oder gar den Rückschlägen und vom Leid im Leben Professor Wolfgang Kasacks zu sprechen. Seine Frau Waltraud, die er 1976 durch ihren Tod verlor, und seine Frau Friederike, die seit 1978 sein Leben teilt, sind aber für den Menschen Kasack von so großer Bedeutung, daß sie nicht unerwähnt bleiben dürfen. Sie haben sich mit ihm über seine Erfolge gefreut, ihm aber auch geholfen, die dunklen Stunden seines Lebens zu ertragen und aufzuhellen. Wolfgang Kasack hat mir zur Vorbereitung auf diese Laudatio die Übersetzung einer nicht datierten Tonbandaufnahme Aleksandr Mens gegeben, in der dieser über die Bedeutung und die Kraft des Gebets reflektiert. Dort heißt es: „Das Gebet ist ... eine auf den Betenden selbst zurückstrahlende Kraft, die machtvollste Energie, die ein Mensch zu erzeugen vermag. ... Der Kontakt zu Gott drückt unserem Wollen, Denken, Reden und Tun einen unverkennbaren Stempel auf.“ Ich halte Wolfgang Kasack, den Intellektuellen, den bisweilen scharfen Kritiker und den in seinem Fach aufgehenden Wissenschaftler für einen zutiefst gläubigen Menschen, der im Erfolg und Leid von der heilenden Kraft des Gebets lebt. Wolfgang Kasack ist dem Erzpriester Aleksandr Men als einem Mitmenschen begegnet, der das geistliche und zutiefst humane Rußland verkörpert hat und in seinem Werk verkörpert. Er scheint mir ihm verwandt im Vertrauen auf die Kraft des Gebets. Auch darin zeigt sich Prof. Kasack als würdiger Träger des Aleksandr-Men-Preises.

Aleksandr-Men-Preis für Adenauers Dolmetscher

Stuttgart, 23.7.97 (KNA) Der Kölner Slawist und Literaturwissenschaftler Wolfgang Kasack (70) ist für seine Verdienste um den Kulturaustausch zwischen Deutschland und Rußland mit dem mit 5.000 Mark dotierten Aleksandr-Men-Preis ausgezeichnet worden. Der frühere deutsche Botschafter in Moskau, Friedrich Ruth, würdigte bei der Preisverleihung am Dienstag abend in Stuttgart Kasacks Beitrag zur Beendigung der Teilung Europas. Das Lebenswerk des Dolmetschers Adenauers bei dessen legendärem Rußland-Besuch 1955, des Chefdolmetschers der deutschen Botschaft von 1956 bis 1960 in Moskau, des Übersetzers russischer Literatur und Leiters des Slawischen Instituts der Universität Köln von 1969 bis 1992 sei ganz der Überwindung der Entfremdung zwischen Deutschland und Rußland gewidmet. Im Dialog mit vielen russischen Schriftstellern und Politikern habe der gebürtige Potsdamer nach sowjetischer Kriegsgefangenschaft und schon im Kalten Krieg die Wichtigkeit der Partnerschaft mit Rußland und der geistesgeschichtlichen Einheit im gemeinsamen Haus Europa erkannt.

Bundesratspräsident Erwin Teufel wertete die jährliche Preisverleihung als ein Zeichen ununterbrochener Beziehungen zu Rußland. Mit Aleksandr Men werde die Erinnerung an einen großen Literaten, Freiheitskämpfer und mutigen Bekenner des christlichen Glaubens in der kommunistischen Diktatur wachgehalten. Der Aleksandr-Men-Preis wird an Persönlichkeiten verliehen, „die sich um die interkulturelle Vermittlung zwischen Rußland und Deutschland im Interesse des friedlichen und humanen Aufbaus des europäischen Hauses verdient gemacht haben“. Träger der Auszeichnung sind die Bibliothek für Ausländische Literatur in Moskau, die Zeitschrift für Ausländische Literatur in Moskau, der Moskauer Aleksandr-Men-Freundeskreis und die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart.

Der russisch-orthodoxe Priester Aleksandr Men – in der Zeit der Perestrojka mit seinem Buch über Jesus, „Der Menschensohn“, populär geworden und bei den Kulturschaffenden Rußlands und den Gläubigen der russisch-orthodoxen Kirche gleichermaßen hoch angesehen – wurde 1990 im Alter von 55 Jahren ermordet. Die schriftstellerische Tätigkeit Mens begann, nachdem er 1958 von der Universität Irkutsk verwiesen wurde und er freiwillig als Heizer bei der Kirche arbeitete. Bei einem Symposium mit russischen Schriftstellern in der Katholischen Akademie im oberschwäbischen Weingarten hat er sich nach dem Grundsatz „Das Eigene lieben heißt nicht, das Fremde hassen“ für die Begegnung der Kulturen in Euro-

pa eingesetzt. In seinem Nachlaß fand sich die Idee, einen Preis dafür zu stiften. Kasack ist dritter Träger des Preises nach Lew Kopelew (1996) und Kathinka Dittrich von Wehring (1995). Wie Aleksandr Men sei Kasack ein zutiefst gläubiger Mensch, betonte Ruth und verwies in seiner Laudatio auf eine Tonbandaufnahme Mens über die Bedeutung des Gebetes. Dort spreche Men vom Gebet als einer auf den Betenden zurückstrahlenden Kraft und machtvollster Energie, die ein Mensch zu erzeugen vermöge. Dies zeuge davon, wie Men das geistliche und zutiefst humane Rußland verkörpert habe.

Der Rottenburger Bischof Walter Kasper trat bei der Preisverleihung für eine ökumenische Zusammenarbeit bei der Überwindung der Entchristlichung und sozialen Schäden in Rußland ein. Nach 70 Jahren Kommunismus bestätigten dessen seelische Verwüstungen das Wort des Dichters Dostojewski: „Wenn Gott tot ist, ist alles erlaubt“.

BWT-97/VII/1437 – Funk voraus 22.7.97 –

Aus der Dankesrede von Wolfgang Kasack:

Meine Worte des Dankes für die ehrenvolle Auszeichnung werde ich unter das Thema „Schicksalhafte Begegnungen“ stellen. Je älter man wird, um so deutlicher erkennt man, wie sehr unser Schicksal durch einige Begegnungen geprägt worden ist und daß manche Begegnung wahrlich nicht mit dem billigen Wort des Zufalls abgetan werden kann. Lassen Sie mich mit einem Zitat von Konstantin Paustowski beginnen, dem ich vor dreißig Jahren meine Habilitationsschrift widmete. Er ist einer der bedeutenden, anständigen russischen Schriftsteller der Sowjetzeit. 1965 hätte er, wenn die Sowjetunion nicht interveniert hätte, den Nobelpreis erhalten. Er notierte 1943 in Vornotizen für eine seiner besten Erzählungen – „Schnee“:

„Hunderte von Wegen kreuzen sich, und zufällig treffen sich Menschen, ohne zu wissen, daß ihr ganzes früheres Leben eine Vorbereitung für diese Begegnung war. Wahrscheinlichkeitstheorie. Anwendbar auf menschliche Herzen. Für die Dummen ist alles einfach.“

Diese Sicht auf das Leben wurde bei Paustowski im Zweiten Weltkrieg geschärft, denn es ist eine Tatsache, daß wir zur Zeit der Not und Gefahr der wahren Erkenntnis des Seins erheblich näher sind als in der des Friedens und Wohllebens. Es ist die Gefährdung der irdischen Existenz, die den Menschen wacher macht, auf das Walten

höherer Kräfte, die unser menschliches Leben leiten, zu achten.

Im Hause der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, die mir diesen Preis verlieh, kreuzte sich mein Weg mit dem von Aleksandr Men bei einem Symposium vom 6.–11. Mai 1990 in Weingarten. Das Schicksalhafte dieser Begegnung spürte ich bald, und es wurde mir damals von Stunde zu Stunde mehr erkennbar. Als wir uns an einem Abend des persönlichen Gesprächs trennten, stand er im Treppenhaus auf einem Absatz ein Stockwerk über mir, aber an dieser Stelle war dazwischen nicht die Treppe sichtbar, es war ein wenig so wie in unseren westlichen Kirchen die Kanzel. Von dort erteilte er mir den Segen. Der Segen, den ein Geistlicher erteilt, übermittelt nicht seine Kraft, sondern die Kraft Gottes. „Der Herr segne Dich“ lauten die Gebetsworte dabei, der Geistliche ist der Weiterleitende, der Vermittler. Vater Aleksandr konnte göttliche Kraft weiterleiten. Diese Sekunden gehören zu den beglückendsten meines Lebens. Wie weit davon entfernt ist dagegen eine Preisverleihung wie die heutige.

Aber diese Verleihung ist eine Freude. Die über mich hier gesprochenen Worte haben Ihnen vermittelt, um was ich mich in einem Teilbereich meines Lebens bemüht habe, auch etwas davon, was ich erreichen durfte. Da es sich dabei um deutsch-russische Beziehungen handelt, ist es besonders erfreulich für mich, daß hinter diesem Preis die deutsche und die russische Seite stehen, daß die Gäste aus Rußland dank des weltpolitischen Wandels heute hier sein können. Ich danke also beiden Seiten. Für mich trägt der Preis mehr als den Namen eines Mannes, der 1990 an einer solchen deutsch-russischen Begegnung teilnahm. Vater Aleksandr ist auch einer der vielen Menschen, denen ich nur dadurch begegnet bin, daß ich mich für die Organisation deutsch-russischer Kontakte eingesetzt habe. Damals hatte ich eine Zusammenkunft der Sektion Literatur der Deutschen Gesellschaft für Osteuropakunde dem Symposium der Akademie in Weingarten angeschlossen, damit mehr Menschen von der Initiative der Akademie profitieren konnten.

Übrigens hatte meine Begegnung mit Vater Aleksandr auch für ihn eine schicksalhafte Bedeutung: Er wollte dringend zum ersten Mal in seinem Leben nach Brüssel fahren, um jenen Menschen zu danken, die seine Werke dort veröffentlicht hatten, als das in der Sowjetunion

ausgeschlossen war. Er fragte mich um Rat: Er hätte zwar einen russischen Helfer mit Auto und Visum, besäße aber selbst kein Visum für Belgien. Nun gehörte zu den Teilnehmern an meinem Symposium der Chefredakteur der Zeitschrift Osteuropa, Herr Dr. Steininger aus Aachen. Gern erfüllte er meine Bitte, Vater Aleksandr über die Grenze zu schmuggeln: Treffen auf deutscher Seite, Umsteigen vom russischen Auto in sein deutsches mit Aachener Kennzeichen, das kaum kontrolliert wurde, getrenntes Überfahren der Grenze, erneutes Umsteigen hinter der nächsten Ecke – und dann am nächsten Tag dasselbe in der anderen Richtung. Später wurde uns klar: Es war die einzige Gelegenheit für Vater Aleksandr gewesen. Ihm war kein langes Leben mehr beschieden. Die Stiftung des Aleksandr-Men-Preises und die Verleihungen in Stuttgart lenken gute Gedanken zu ihm. Die von ihm betreuten Christen haben mit seinem Tod viel verloren. Dostojewskij aber mahnt in den „Brüdern Karamasow“, angesichts des Todes eines nahen Menschen sollen wir nicht trauern, sondern uns für ihn freuen. Vater Aleksandr ist nun in der geistigen Welt. Ich danke, daß ich ihm begegnen und ihm einmal helfen durfte.

Schicksalhafte Begegnungen können berühmte Menschen betreffen und solche, die nur ein kleiner naher Kreis kennt. Bei diesen haben die Umstände die grundsätzliche Bedeutung.

Aus den für mein Schicksal sehr wichtigen Begegnungen mit Unbekannten möchte ich von der mit jenem NKWD-Major berichten, der mich 1946 als Kriegsgefangenen verhörte, denn sie bestimmte meinen Lebensweg bis zum heutigen Augenblick. Ich verdanke ihm, daß ich schon nach anderthalb Jahren entlassen wurde. Um am Leben zu bleiben, hatte ich, damals achtzehnjährig, angefangen, Russisch zu lernen. Als ich bald Küchendolmetscher war, mußte er mich vorladen. Das Verhör erlebte ich nur als mich freuende Bestätigung, daß ich mich nach etwa zwei Monaten in der fremden Sprache verständlich machen konnte. Ich nahm den mich Verhörenden wie einen Privatlehrer. Für sein Verhältnis zu mir war wohl diese Ausnahmesituation entscheidend. Nach einigen Monaten war er Chef eines Heimkehrertransports, setzte meinen Namen zusätzlich auf die Liste, holte mich für die 14 Tage des Transports in seinen Offizierswagen, versorgte mich. Da konnte ich in Deutschland nicht anders, als das Russische vervollkommen. Jene Begeg-

nung war der Wendepunkt in meinem Lebenslauf, sie bestimmte mein Studienfach und wohl auch meine Haltung zu den Russen.

Mein Lebenslauf bedingte auch Begegnungen mit einigen in der Welt berühmten Menschen. Zu meiner Entscheidung, mein Leben ab 1968 der russischen Literatur zu widmen, und zum Erahnen der wahren, nicht in der Presse stehenden Zusammenhänge trug eine Begegnung von 1959 mit Boris Pasternak bei. Es war im Bolschoi-Theater. Das Auswärtige Amt hatte das Hamburger Schauspielhaus mit Gustaf Gründgens im Rahmen des beginnenden Kulturaustauschs entsandt. Mit meinem Vater, Hermann Kasack, der mich in Moskau, wo ich an der Deutschen Botschaft tätig war, besuchte, erlebte ich die Aufführung. Kurz vor Beginn ging ein Raunen durch die Zuschauer, plötzlich erhob sich alles: Da erkannte ich den Eintretenden, Boris Pasternak. Er war der Geehrte. Eine mir unvorstellbare Situation. Das war ein offener, aber stummer Protest der russischen Intelligenz gegen die Sowjetregierung, die den im Westen gefeierten Nobelpreisträger unflätigst beschimpfte. In der Pause



drängte ich meinen Vater hinter die Bühne, dort begegneten wir Pasternak. Die beiden Schriftsteller kamen ins Gespräch. Unvergeßlich Pasternaks gequälte Bemerkung, er könne meinen Vater nicht einladen, da seien „so viele andere Leute“. Mich schmerzte der Blick in die Augen des im eigenen Haus gefangenen Dichters. Später konnte ich das Ereignis einordnen. Damals waren sehr viele, auch anständige sowjetische Schriftsteller dem Befehl gefolgt und hatten Pasternaks Auslandsveröffentlichung des „Doktor Schiwago“ uni sono mit der KPdSU verurteilt. Bald danach aber hatten sie begriffen, daß er ja eigentlich ganz normal, eher verantwortungsbewußt gehandelt hatte: im Dienste der wahren Literatur. Sie erkannten ihre Schuld – vor dem Menschen, vor der Literatur. Das Ereignis wurde zum Wendepunkt im Verhalten eines wichtigen Teiles der Intelligenz gegenüber dem Staat. Ein Baustein des Umbruchs, dessen Zeugen wir seit 1985 sind. Ein Zeugnis dafür war meine Begegnung mit Pasternak. Ein Jahrzehnt später widmete ich meine Arbeitskraft solchen mutigen, ganz im Dienste der Literatur stehenden russischen Schriftstellern.

In Pasternaks Roman „Doktor Schiwago“ erkannte ich, daß es auch eines seiner Anliegen war, auf das Schicksalhafte menschlicher Begegnungen hinzuweisen. In dem für den Roman symbolischen Gedicht vom Licht der in einer „Winternacht“ brennenden Kerze wählt er dafür das Bild der Schatten der Liebenden, die diese Kerze gegen die Decke wirft: Schatten der „sich kreuzenden Arme, sich kreuzenden Beine, des sich kreuzenden Schicksals“. Nachhaltig hat in mein Leben die Begegnung von 1982 mit Wladimir Lindenberg eingegriffen, dem Schriftsteller, Philosophen und Arzt aus dem alten russischen Geschlecht der Tschelischtschews. Das Thema „Begegnung“ hat für sein Schaffen, wie es in 37 auf deutsch geschriebenen Büchern Niederschlag gefunden hat, wesentliche Bedeutung. Wir konnten unsere Freundschaft 15 Jahre leben, bis 1997, als er mit 94 Jahren in Berlin starb. Sie führte zu etlichen Aufsätzen und einer Monographie über ihn, der ich den Titel „Schicksal und Gestaltung“ gab. Damit wollte ich auf ein Lindenberg so wichtiges Wechselverhältnis hinweisen: die Notwendigkeit, im Leben auf das Schicksalhafte zu achten, und die Verantwortung, durch eigenes Gestalten das Leben sinnvoll auszufüllen. Der Arzt, Maler und Schriftsteller Lindenberg, der 1918 mit 16 Jahren emigrieren mußte, hat seine Bücher erst

nach KZ und Zweitem Weltkrieg geschrieben. „Mysterium der Begegnung“ von 1959 ist das erste, das jetzt – 1997 – in Rußland in seine Muttersprache übersetzt erschienen ist. Es geht ihm dort nicht nur um Begegnungen mit Menschen, auch solchen mit Gegenständen, mit der Arbeit und mit Erscheinungen, die wir Wunder nennen. Er veranschaulicht die Begegnung des Menschen mit Gott, umgeht auch nicht Begegnungen mit bösen Kräften, stellt ins Zentrum „Die Begegnung mit dem Schicksal“, spricht von der „Begegnung mit sich selbst“ und der mit dem Tode. Zwei Zitate mögen sein mir nahes Denken veranschaulichen:

„Das ganze Leben, das für den Dummen nur materiell und vordergründig ist, ist eingebettet in Zeichen und Symbole, in Fragen und Antworten, und es liegt vor uns und wartet, daß wir in rechter Weise zugreifen.“

An anderer Stelle ergänzt er gleichsam: „Von daher gewinnen Zufälle und Begegnungen den Charakter des uns Zugespielten, Zufallenden, Geschickten, des Schicksals, und wir beginnen dunkel zwar, doch immer deutlicher und sensibilisierter den Sinn von Begegnungen zu erahnen und ihnen einen Wert beizumessen. Damit ändert sich die Qualität unseres Lebens, es wird bedeutungsvoller, und wir erfüllen die Begegnungen, die Erfahrungen, die Erlebnisse mit größerer Würde.“

Schicksalhaft sind natürlich die Begegnungen gewesen, die zu meinen beiden guten Ehen geführt haben, wobei die Erfahrung aus der Sterbebegleitung meiner ersten Frau 1976 die Basis für die zweite Ehe legte. Die Begegnung mit dem Tod wurde zur Bereicherung. Nicht schicksalhaft aber nenne ich die vielen Begegnungen, die ich als russischer Dolmetscher mit so unterschiedlichen Menschen hatte, die im Lichte der Öffentlichkeit standen, wie Konrad Adenauer, Carlo Schmid, Molotow, Chruschtschow, Gromyko, Breschnjew, Falin, obwohl ich bei jedem etwas Wesentliches abstrahieren könnte, was ich der Begegnung entnahm. Aus den Begegnungen mit weithin bekannten Persönlichkeiten heben sich für mich die mit Martin Buber heraus. Er wurde Trauzeuge meiner ersten Ehe von 1953. Sein konzentriertes, verpflichtend aufmerksames Zuhören lehrte mich, immer bemüht zu sein, nichts Überflüssiges zu sagen. Ich denke auch an die – durch mein Lexikon ermöglichten – Begegnungen mit vielen russischen Schriftstellern, wie Weniamin Kawerin, Aleksandr Solshenizyn, Viktor Rosow, Daniil Gra-

nin, Juri Nagibin, Valentin Rasputin, Bulat Okudschawa, Anatoli Kim, Natalja Baranskaja, Bella Achmadulina, Tschingis Ajtmatow oder mit deutschen Verlegern wie Peter Suhrkamp und Klaus Piper. Unvergessliche Stunden sind damit verbunden, aber schicksalhaft würde ich sie nicht nennen.

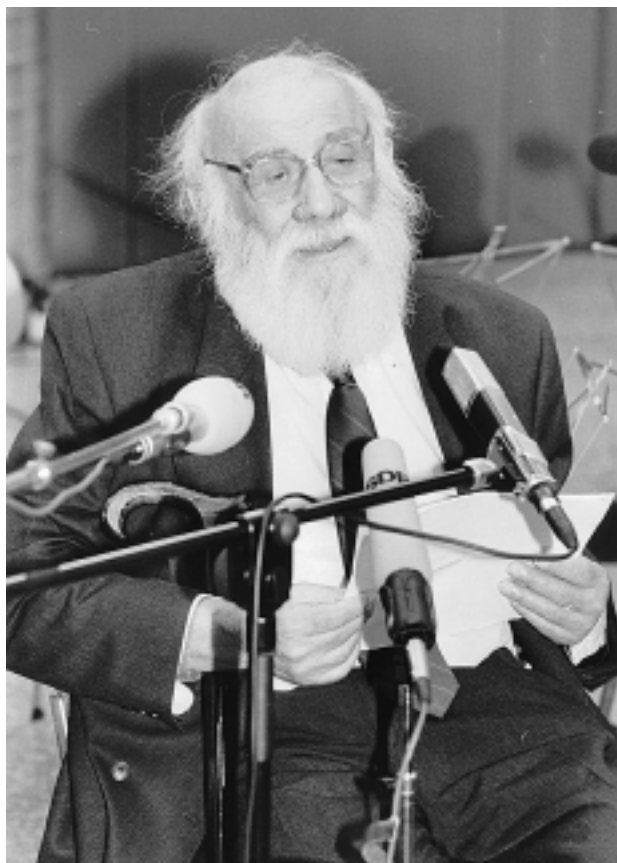
Gottes Boten – so nennt sie Lindenberg – stehen eher nicht im Lichte der Öffentlichkeit, sind meist anderer Natur. Für mich nimmt unter solchen Begegnungen die erste Stelle – vor jenem NKWD-Offizier – die mit einem älteren Mitgefangenen, einem deutschen Koch, in der Gefangenschaft ein. Menschen wie ihn nennt man „ungebildet“, meint den Verstand. Entscheidend für unser Leben aber ist die Herzensbildung, nicht der Intellekt. Er war reich an Herzensbildung, und daran waren auch jene reich, die ich heraushob: Wladimir Lindenberg, Boris Pasternak und – Aleksandr Men.

Ich bin dankbar, daß die Wege meines Lebens die Wege des Lebens dieser Menschen kreuzten. In diesem Augenblick aber danke ich, daß Sie meinen Worten darüber zuhörten, und hoffe, daß Sie dabei dankbar an Ähnliches in Ihrem Leben denken konnten, an „schicksalhafte Begegnungen“.

Die Ehrung durch den Aleksandr-Men-Preis ist mit einem Geldbetrag verbunden. Wie meine Vorgänger habe ich mir Gedanken gemacht, was ich damit Sinnvolles tun kann. Meine persönliche Begegnung mit Vater Aleksandr gipfelte in dem Segen, den er mir im Hause dieser Akademie gab. Er wußte viel um die Möglichkeit, Gottes Kräfte in Segen und Gebet weiterzuleiten. Dem soll das Geld dienen. Im Bergischen Land, wo ich in Much wohne, gibt es ein Zentrum für geistiges Heilen, „Gebet um Heilung“. Es ist auf Spenden angewiesen, denn ein Heiler, der sich im Gebet um Heilung an Gott wendet, stellt keine Rechnung aus wie ein Arzt oder ein Heilpraktiker. Vater Aleksandr sagte 1990, kurz ehe er nach Deutschland kam, über das geistige Heilen: „Diese Gabe ist ein Teil des Abbildes und Ebenbildes Gottes im Menschen“ (Leninskoe znamja 4.3. 'L990). In diesem Zentrum ist auch der Raum, in den ich mehrfach im Jahr russische Schriftsteller und Literaturwissenschaftler zu einem Empfang mit Vortrag und Diskussion mit russischsprechenden Gästen einlade. Dort wird der Preis im Sinne von Aleksandr Men beides fördern – weitere deutsch-russische kulturelle Begegnungen und geistiges Heilen.“

Zum Tod von Lew Kopelew

Am 18. Juni verstarb in Köln der Preisträger des Aleksandr-Men-Preises 1996, Lew Kopelew. Über die Preisverleihung in Anwesenheit von Bundespräsident Roman Herzog ist in der Chronik '96 ab Seite 206 in Wort und Bild berichtet. Sämtliche Reden der damaligen Veranstaltung sind dokumentiert in: „Für die Ökumene der Kulturschaffenden“, hrsg. von Gebhard Fürst, Stuttgart 1997 (Kleine Hohenheimer Reihe, Bd. 30).



Der Tagesspiegel, 19. Juni 1997:

Der Prophet Zum Tode des Literaten und Welt- bürgers Lew Kopelew

Von CHRISTOPH VON MARSCHALL

Er war eines der letzten Exemplare einer aussterbenden Spezies: Voll tiefer Liebe und Faszination für die deutsche und die russische Kultur gleichermaßen, trotz vieler Enttäuschungen mit einem ungebrochenen Glauben an den Sieg von Humanität und Fortschritt – also im Grunde seines Herzens ein unverbesserlicher Romantiker. Und damit die meiste Zeit seines Lebens, die von zwei menschenfressenden Ideologien bestimmt war, ein Prophet – wozu seine Erscheinung, eine massige Gestalt mit kräftigen Gesichtszügen, umrahmt von dem kaum gezähmten schlohweißen Vollbart, trefflich paßte. Freilich ein Prophet, dem es noch vergönnt war, den Untergang der Regime mit absolutistischem Wahrheits- und Seligkeitsanspruch zu erleben und – in größerem Maße noch als Andrej Sacharow – eine Ahnung der neuen Ordnung mitzunehmen, die sich unter großen inneren Kämpfen auf dem von den Diktaturen verwüsteten Boden herausbildet. Dabei hatte er selbst in den letzten Jahren erheblich dazu beigetragen, das Sowjetsystem zu entdämonisieren – so wie er in seiner Jugend hinter der Nazi-Fassade Deutschlands den einzelnen Menschen zu sehen versucht hatte – und Rußland den Westdeutschen mit ihrem ideologisch verstellten Blick zu erklären.

Lew Kopelew entstammt einer jüdischen Familie, sein Vater



war Spezialist für Zuckerrübenanbau. Er wurde am 9. April 1912 in Kiew in einem Haus geboren, in dem auch eine deutsche Familie wohnte. So wuchs er mit der deutschen Sprache auf, die ihm der Schlüssel zu der einen Welt von Literatur, Philosophie und Geschichte wurde, die er auch in seiner Doktorarbeit „Schillers Dramatik und die Probleme der Französischen Revolution“ zu ergründen suchte. Mit der slawischen Welt wurde er zunächst weit bodenständiger vertraut: an der Volksschule, später als Hilfsarbeiter auf dem Bau, als Metalldreher und als Komsomolze, der die Kollektivierung der Landwirtschaft mit vorantreibt – damals durchaus mit missionarischem Eifer, wie er später schreibt.

Als unvereinbare Gegensätze hat er diese zwei Welten gleichwohl nicht empfunden, was ihm die Zeitgenossen freilich nicht durchgehen ließen. Nach dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion meldet er sich als Freiwilliger, ist später aber schockiert über die Übergriffe der roten Soldateska gegen die deutsche Zivilbevölkerung. Deutschen Kriegsgefangenen liest er deutsche Literatur vor, was ihm als „bürgerlich-humanistische Propaganda“ sowie „Mitleid mit dem Feind“ ausgelegt wird und mehrere Jahre Gefängnis einträgt.

Doch die Repression bricht ihn nicht. Nach seiner Rehabilitation 1956 beginnt er wieder zu schreiben – Kriegs- und Lagererinnerungen sowie germanistische Fachliteratur – und setzt sich furchtlos für Dissidenten ein – Daniel, Sinjowski, Solschenizyn, Medwedew. Er verliert seine Arbeit, wird erneut aus der Partei ausgeschlossen, erhält Schreibverbot, muß sich – welcher Widerspruch per se im Sowjetalltag – als freischaffender Vorlesungsreisender durchschlagen. Als Lew Kopelew und seine Frau Raissa Orlowa sich 1980 mit Andrej Sacharow solidarisieren, erhalten sie die vorher verweigerte Reise genehmigung nach Deutschland, wohin Heinrich Böll, Marion Gräfin Dönhoff und andere sie eingeladen hatten. Er beginnt sich für die Friedensbewegung zu engagieren und erhält 1981 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels.

Köln wird ihm gezwungenermaßen eine zweite Heimat. So wie sich in der Jugend alle verklärenden Sehnsüchte auf die deutsche Kultur richteten, gilt nun sein ganzes Streben der Beschäftigung mit der Sowjetunion, genauer: mit Rußland, seinen Menschen und seiner Kultur. Unzählige Zeitschriftenaufsätze und Bücher entstehen, Rückblicke auf Stalinismus und Tauwetter, aktuelle Kommentare, schließlich sehr wohlwollende Deutungen von Glasnost und Perestrojka. Die Heimreise wird ihm erst im April 1989 wieder gestattet, zum 77. Geburtstag. Es folgt die Rehabilitation durch Gorbatschow. Zurückgesiedelt ist er nicht. Anders als Solschenizyn war er viel zu sehr Weltbürger, um für russischen Nationalismus empfänglich zu sein. Und anders als Sacharow fühlte er sich nicht berufen, als Abgeordneter in die Tagespolitik einzugreifen. Dazu war er wohl auch längst viel zu sehr in Köln heimisch geworden. Dort ist er gestern, 85jährig, gestorben.

Hohenheimer Osteuropawochen

Journalismus – öffentlicher Auftrag im demokratischen Wettbewerb

Bericht über eine zweiwöchige Weiterbildung für ausgewählte Journalisten aus 14 Regionen der Russischen Föderation

von Jochen Gieraths

30.6.1997 – 11.7.1997

Katholische Akademie Stuttgart-Hohenheim

Rückblickend muß diese zweiwöchige Weiterbildungsveranstaltung als ein in Planung, Organisation und Durchführung gelungenes Beispiel für eine Grenzen und Institutionen übergreifende Form der Kooperation angesehen werden. Die kritische Würdigung der geleisteten Arbeit basiert einerseits auf dem intensiven, fast den gesamten Veranstaltungszeitraum umfassenden Dialog, den der Berichtende innerhalb und außerhalb der jeweiligen Vortragsveranstaltungen und Exkursionen mit den Teilnehmern geführt hat, andererseits auf einer Evaluierung, die am Ende mit den Teilnehmern durchgeführt wurde. Auch wenn diese die Einzelveranstaltungen fast durchweg mit den Noten sehr gut und gut bewerteten, so geben die Nuancen in der Notengebung doch Aufschluß über jeweilige Präferenzen. Die in der einstündigen gemeinsamen Evaluierungsdiskussion auch geäußerte Kritik verbunden mit der Bewertung von einzelnen Programmteilen ist in den Bericht eingeflossen. Zugunsten einer grundsätzlichen, strategischen Reflexion auf das mit der zweiwöchigen Weiterbildungsveranstaltung Intendierte wurde darauf verzichtet, das Programm mit seinen einzelnen Stationen noch einmal Revue passieren zu lassen.

In Verbindung mit der Katholischen Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart hatte sich die Zusammenarbeit mit dem „EPI-Zentrum“, dem Moskauer Zentrum für ökonomische und politische Forschungen, in 1996 schon bei der Organisation und Durchführung eines württember-

gisch-russischen Journalistensymposiums auf der Wolga bewährt, an dessen Ende die Idee für eine Weiterbildungsveranstaltung für russische Journalisten im Rahmen der Hohenheimer Osteuropawochen entstand.

Die russischen Vorstellungen und Erwartungen sind dann Ende 1996/Anfang 1997 sehr konkret in Hohenheim so diskutiert worden, daß daraus inhaltliche Vorgaben für die vom Osteuropazentrum aus zu führenden Einzelgespräche mit Vertretern der Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften der Universität Hohenheim, der Landeszentrale für politische Bildung, der Katholischen Akademie der Diözese Rottenburg und anderen Vertretern von baden-württembergischen Universitäten und Fachhochschulen resultierten.

Im Ergebnis entstand so die inhaltliche Gliederung der Weiterbildungsveranstaltung in drei Schwerpunktbereiche:

- Journalismus in Theorie und Praxis
- Politische Bildung als Information und Aufklärung über den Staat der Bundesrepublik als einer sogenannten Zivilgesellschaft
- Aktuelle Fragen im Spannungsfeld von Politik und Wirtschaft

jeweils differenziert nach den verschiedenen Ebenen: Bund, Land, Region und Kommune.

Die vom Moskauer EPI-Zentrum ausgewählten Journalisten, Hörfunk- und Fernsehredakteure und Pressesprecher sind von diesem intensivst auf die Veranstaltung vorbereitet worden. Jeder Teilnehmer hatte aus Moskau schon im April ein Informationspaket erhalten, das alle wesentlichen Informationen über Deutschland enthielt, wie sie auch im Auftrag der Bundesregierung über Inter Nationes in russischer Sprache verbreitet werden. Die Kosten für diese nicht selbstverständliche und nur mit einem erheblichen Aufwand zu bewältigende Aufgabe sind ganz vom russischen Partner getragen worden. Die Tatsache, daß es diesem gelang, auch noch die Teilnehmer z.B. aus Magadan und Wladiwostock mit einem zeitlichen Vorlauf von zwei Monaten zu informieren, spricht auch für die funktionierenden Arbeitsbeziehungen zwischen dem Moskauer EPI-Zentrum und den verschiedensten deutschen Institutionen in Moskau, wie der Deutschen Botschaft, dem Goethe-Institut, dem DAAD u.a. Trotz dieser intensiven Vorbereitung mußte bis zuletzt

für die deutsche Seite die Frage offen bleiben, mit welchen Kenntnissen über und mit welchem Vorverständnis von Deutschland und seiner aktuellen Lage die Teilnehmer anreisen und mit welchem Selbstreflexionspotential sie auf das Angebot der zweiwöchigen Weiterbildungsveranstaltung reagieren bzw. mit ihm umgehen würden. Obwohl die Teilnehmer sich untereinander erst kurz vor ihrem Abflug in Moskau kennenlernten, konstituierten sie sich als Gruppe erstaunlich schnell:

– Von Beginn an war festzustellen, daß die Gruppe sich untereinander inhaltlich so verständigte, daß die jeweils an die Referenten gestellten Fragen als Resultat dieses Verständigungsprozesses angesehen werden konnten.

– Für den Willen zur Verständigung in der Gruppe spricht auch, daß außer am Eröffnungsmorgen die weitere Benutzung der verfügbaren Infrarotübertragungsanlage (deutsch und russisch) abgelehnt wurde, da sie die Kommunikation der Gruppenmitglieder während der Vorträge nicht gestattete. (Kopfhörer). Der mit der Konsektivübersetzung verbundene, nicht unerhebliche Zeitverlust wurde durch die Lebendigkeit des Gesprächs in der Gruppe und mit den jeweiligen Referenten kompensiert.

– Bezogen auf den gesamten Veranstaltungszeitraum verhielt sich die Gruppe erstaunlich diszipliniert, d.h. es gab keinerlei Ausfallerscheinungen, wie sie in den letzten Jahren beim Wissenschaftstourismus von Ost nach West zu beobachten waren. Das hängt sicherlich damit zusammen, daß einige Teilnehmer bereits Erfahrungen mit Europaaufenthalten hatten, aber auch diejenigen, die Deutschland erstmals besuchten, stellten ihre private Neugierde auf Zeit hinter Wißbegierde, Lern- und Diskussionsbereitschaft zurück. Das verfügbare Wochenende wurde z.B. selbständig für Erkundungsfahrten nach Baden-Baden, Heidelberg, Tübingen etc., die freien Abende für Aufenthalte in Stuttgart genutzt, so daß der notwendige Betreuungsaufwand sich fast ausschließlich auf die Führung durch die Vormittagsvorträge bzw. die organisatorische Hilfestellung bei den Nachmittagsexkursionen beschränkte.

Von dieser Selbständigkeit der Gruppe und ihrer Mitglieder profitierte die Veranstaltung. Fast alle Referenten würdigten die Qualität der gestellten Fragen und die Intensität der Diskussion mit einem nicht alltäglichen Publikum. Auf die Unterschiede in der didaktischen Vermittlung des jeweiligen Stoffes wurde ebenso reagiert wie

auf zu touristisch ausgerichtete Exkursionen, die für die Gruppe durchaus informativ waren, aber weniger das Problembewußtsein der Teilnehmer ansprachen. In dem Maße, wie sich das Gespräch untereinander intensivier- te, verstärkte sich auch das Bedürfnis nach gemeinsamer Diskussion von prinzipielleren Fragen, die zeigten, auf welchem Niveau die Teilnehmer die aktuellen Probleme ihres Heimatlandes reflektierten und wie und wo sie Antworten suchten:

Die föderale Struktur unseres Staates in ihrer Formalität ist als solche wenig interessant.

Nachgefragt wurde konkret die Problemlösungsfähigkeit von Institutionen und Gremien auf den verschiedenen föderalen Ebenen. Dies wurde u.a. deutlich bei dem Besuch der Stadt Leinfelden-Echterdingen. Hier waren nicht nur Fragen der kommunalen Selbstverwaltung, der Organisation der Volkshochschule als einer städtischen Bildungseinrichtung von Interesse, sondern die Neugierde der russischen Journalisten wurde insbesondere geweckt durch das Thema „Neue Fildermesse“ als einem nahezu klassischen Beispiel für ein Konfliktfeld zwischen Kommunal-, Regional- und Landespolitik. Die Tatsache, daß die Gruppe dieses Thema beim Besuch der IHK Stuttgart ebenso thematisierte wie auch in der Diskussion mit der Wirtschaftsförderungsgesellschaft mbH Stuttgart von sich aus immer wieder ansprach, zeigt, daß sie ihre Fragen vor dem lebensweltlichen Hintergrund ihrer Gesellschaft stellen, in der sie sehr konkret ihre alltägliche Arbeit im Spannungsfeld von Zentralismus und Regionalismus mit ihren jeweiligen, in ihren politischen Kompetenzen und ihrer Entscheidungsmacht sich überlagernden Zuständigkeiten zu verrichten haben.

Lernen am sogenannten Modell Deutschland, lernen in und an einer Moderne muß dann immer auch heißen, die Ambivalenzen einer Epoche, einer Zeit und ihrer gesamtgesellschaftlichen Verfassung zu thematisieren und die Entscheidungsträger auf den verschiedenen Ebenen sehr konkret daraufhin zu befragen, wie sie auf aktuelle Probleme reagieren und welche Lösungswege jeweils konkret gegangen werden. Ein solches, thematisch stärker konzentriertes Lernen an und sich Auseinandersetzen mit konkreten Problemen des jeweiligen Gastlandes ist dann doch etwas anderes als das zwar thematisch geordnete, letztlich aber doch mehr additive Informieren über bestimmte Institutionen, deren Aufgabe und

deren jeweilige Selbstorganisation auf den verschiedenen Ebenen. Die notwendige Information über das Unternehmerparlament bei der IHK Stuttgart, das Regionalparlament für die Region Stuttgart mit einer privatisierten Wirtschaftsförderungsgesellschaft mbH, die Arbeit der Gemeinderäte im Rahmen der Kommunalen Selbstverwaltung gewinnt an Plausibilität nur dann, wenn am konkreten Beispiel der auf den ersten Eindruck herrschende Kompetenzenwirrwarr entzerrt wird und die Konfliktbewältigungsmechanismen einer auch unübersichtlich wirkenden pluralistischen Gesellschaft erlebbar werden.

In diesem Sinne kamen von den Teilnehmern sich wiederholende, auf bestimmte Konfliktfelder bezogene Fragen, die durch die fehlende Diskussionszeit nach den Vormittagsvorträgen nicht genügend vertieft werden konnten:

– Die Frage nach der nationalen und religiösen Identität von Volksgruppen, die auf dem Boden der Bundesrepublik leben, an ihrem Sozialstaat partizipieren, letztlich aber doch kulturell und religiös autark bleiben.

– Die Frage nach der nationalen Identität der Deutschen im Kontext eines größer werdenden Europas mit einer eigenen politischen und kulturellen Identität.

– Die Frage nach der religiöse Identität aufbauenden, sie stabilisierenden, sie pflegenden oder nur noch verwaltenden Kraft der Kirche, der Religion in einer pluralistischen Gesellschaft, die sich in vermehrter Form mit den Weltanschauungsansprüchen von Sekten auseinandersetzen hat.

„Multikulti“ ist in der Russischen Föderation kein postmodernes, der Beliebigkeit einer An- oder Ablehnung durch den einzelnen anheimgestelltes spätmodernes Phänomen, sondern eine für sie in ihrer Gewalt bisher so nicht bekannte Realität, in der nach dem Zerfall der dirigistischen Kraft einer sozialistischen Zentralmacht politisch, kulturell und religiös die unterschiedlichsten regionalen Identitäten mit Ansprüchen auftreten, die die Einheit des gesamtgesellschaftlichen, geschichtlich vermittelten Lebenszusammenhangs zu sprengen drohen. Die von den Teilnehmern im Laufe der zweiwöchigen Veranstaltung immer wiederkehrende Frage nach der staatlichen, gesamtgesellschaftlichen Einheit in und bei aller Pluralität der über Traditionen vermittelten regionalen Lebensformen wird dann als die Frage von russi-

schen Journalisten erkennbar, die an exponierter Stelle ihrer Gesellschaft diese bewegende Frage nach der nationalen Identität in den lebensweltlichen Alltag ihrer Mitbürger zu übersetzen haben.

Bezogen auf diese Übersetzungsarbeit benötigen die weiterzubildenden russischen/osteuropäischen Journalisten eine mehr auf ein bestimmtes Thema konzentrierte ausführliche Reflexion auf den Stand der Moderne am Beispiel der bundesdeutschen Zivilgesellschaft, so daß sie in der Auseinandersetzung mit durchaus konträren, z.B. gesellschaftspolitischen Standpunkten konkrete Erfahrungen machen mit einer für sie greifbaren Lebenswirklichkeit einer fortgeschrittenen Zivilgesellschaft. Auch die den jeweiligen Vormittagen folgenden Exkursionen müssen dann stärker themenkonzentriert so organisiert werden, daß jeweils die Arbeit in den Medienorganen, den Betrieben erkennbar wird vor dem Hintergrund einer zu kürzenden Information über Aufbau und Selbstorganisation dieser Institutionen.

Eine solche Vorgehensweise erfordert mehr als bisher eine stärkere inhaltliche Führung der Weiterbildungsveranstaltung, die den jeweiligen Referenten ihre Stelle zuweist im Zusammenhang eines Themenfeldes, das jeweils zur Erarbeitung ansteht. Eine solche auch in der Vorbereitung zeitintensivere Seminarleitung kann vom Osteuropazentrum nur punktuell erbracht werden. Die Frage, wer dies in welchem Umfang leisten kann, ist an die Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften der Universität Hohenheim ebenso zu stellen wie an die Katholische Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart und die Landeszentrale für politische Bildung. Die Frage, auf welche Themen man sich für die nächste Veranstaltung stärker konzentrieren sollte, wird in der ersten Oktoberwoche in Moskau mit Vertretern des EPI-Zentrums besprochen. Bis dahin wird nicht nur der Bericht des EPI-Zentrums zur Veranstaltung vorliegen, sondern auch die Berichte der Journalisten aus den einzelnen Regionen, anhand deren unsere Einschätzung der bisher geleisteten Arbeit noch einmal überprüft werden kann.

Im Zusammenhang mit der Frage, ob eine solche Weiterbildungsveranstaltung unbedingt über volle zwei Wochen laufen muß, wäre auch die Frage zu klären, ob es nicht für die einzelnen berufsspezifischen Gruppen in der Gruppe (Journalisten, Pressesprecher, Hörfunk- und Fernsehjournalisten) ein auf einen oder zwei Tage be-

schränktes Praktikum bei den Zeitungen, den Rundfunk- oder den Fernsehanstalten geben könnte, damit sie so noch mehr von der konkreten Arbeit vor Ort – von der Recherche bis zur Produktion eines Artikels, einer Sendung – erfahren.

Im Rahmen der Hohenheimer Osteuropawochen sollte aus arbeitsökonomischen Gründen die Weiterbildung für jüngere osteuropäische Agrarwissenschaftler und die für russische/osteuropäische Journalisten organisatorisch und zeitlich voneinander getrennt werden.

Eine ebenso mit den Moskauer Partnern Anfang Oktober zu diskutierende Frage ist, ob die 98er Veranstaltung wieder nur für russische Journalisten konzipiert werden soll oder ob es nicht aus mehreren Gründen günstiger wäre, in ein solches „Journalistensymposium“ in einem nächsten Schritt auch Vertreter aus den mitteleuropäischen Staaten (Baltikum, Polen, Tschechien, Slowakei) einzuladen, damit man sich über die jeweiligen Probleme bei der Transformation ehemals sozialistischer Gesellschaften so verständigen kann, daß die länderspezifischen Differenzen in der Bewältigung der je eigenen Probleme hervortreten. Um die eventuell dann neu auftretenden sprachlichen Probleme nicht nur finanziell kalkulierbar halten zu können, sollte die Einladung an Medienvertreter aus den kaukasischen und asiatischen GUS-Ländern vorerst verschoben werden. Es bedarf hier noch weiterer einschlägiger Erfahrungen in der Arbeit mit Journalisten aus den mittel- und osteuropäischen Ländern.

Insgesamt bietet sich dem Osteuropazentrum im Verbund mit der Katholischen Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart und der Landeszentrale für politische Bildung die Chance, die Zusammenarbeit mit dem Moskauer EPI-Zentrum so auszubauen, daß beispielhaft für Baden-Württemberg und vielleicht auch für Deutschland in der Region Stuttgart eine Weiterbildung von mittel- und osteuropäischen Journalisten auf Dauer gestellt werden kann, in die hinein die Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften nicht nur ihre kommunikationswissenschaftliche Kompetenz einbringen kann. Der mit einer solchen in Hohenheim jährlich wiederkehrenden Veranstaltung verbundene Multiplikatoreffekt wird zwangsläufig auch dazu führen, daß die Kontakte und Kooperationen zu mittel- und osteuropäischen Partnern sich intensivieren werden.



Religionsphilosoph Pinchas Lapide verstorben

Pinchas Lapide, jüdischer Religionsphilosoph und einer der Wegbereiter des jüdisch-christlichen Dialogs, ist am 23. Oktober kurz vor seinem 75. Geburtstag verstorben. Lapide, der seit 1969 in der Bundesrepublik, seit Mitte der 70er Jahre in Frankfurt lebte, wurde 1922 in Wien geboren. Nach dem Anschluß Österreichs an Nazi-Deutschland kam er in ein Konzentrationslager, nach einigen Wochen gelang ihm aber die Flucht nach Palästina. Während des Krieges kämpfte er in der „Jüdischen Brigade“ der Britischen Armee. Danach stand er als Diplomat und Leiter des Presseamtes im Dienst der israelischen Regierung. Parallel dazu studierte er Judaistik, worin er an der Universität Köln promovierte, und lehrte von 1972 bis 1975 an der Jerusalemer Bar-Ilan-Universi-

tät. Lapide verfaßte mehr als 35 Bücher, viele davon gemeinsam mit seiner Frau Ruth. Die Werke wurden in zwölf Sprachen übersetzt.

Schon bald nach der Shoah hatte sich Lapide um das Verhältnis der Kirchen zum Judentum bemüht. Der Schriftsteller, der am 28. November 75 Jahre alt geworden wäre, wollte mit seinem Werk Juden und Christen zusammenführen, „ohne den Juden zum Christen und den Christen zum Juden zu machen“. Beide Religionen, die in einer Schicksalsgemeinschaft verbunden seien, sollten sich auf ihre Gemeinsamkeiten besinnen, auf das Alte Testament und den Glauben an den einen Gott. Seine Aufgabe als Theologe sah Lapide darin, „bei Juden wie bei Christen gegenseitige Feindbilder und Vorurteile abzubauen und folgenschwere Fehldeutungen oder Übersetzungsfehler in deutschen Bibelausgaben zu korrigieren“. So sorgte er dafür, daß fehlerhafte Übersetzungen antijudaistischer Tendenz aus Bibeln gestrichen wurden. Mit einigen seiner zahlreichen Veröffentlichungen kam er in die Kritik, dafür war sein Querdenken häufig originell und inspirierend. Regelmäßig kritisierte er das Ausbleiben einer vatikanischen Shoah-Erklärung, ohne dabei das Engagement Johannes Paul II. zu übersehen.

So referierte er auch immer wieder bei der Akademie, die ihm als einzige Institution in Deutschland zum 70. Geburtstag ein Fest ausgerichtet hatte (s. Chronik '92, S. 50 ff.). Die damalige Veranstaltung ist dokumentiert als Band 25 der Kleinen Hohenheimer Reihe unter dem Titel: Juden und Christen im Dialog. Pinchas Lapide zum 70. Geburtstag, hrsg. v. Gebhard Fürst, Stuttgart 1993.



*...mehr als
drucken...*

Beratung
Gestaltung
Fotosatz
Desktop-Publishing
Web-Design
Internet-Support
Buchdruck
Offsetdruck

Grafik
GmbH
Druck

Heusteigstraße 66
70180 Stuttgart
Telefax (07 11) 6 45 59-31
Telefon (07 11) 6 45 59-0
eMail info@grafikdruck.com
<http://www.grafikdruck.de/>

seit 25 Jahren die Druckerei

Musikforum der Akademie und der Domschule Würzburg

Seit dem Jahr 1990 begleitet die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart mit „Musikforen“ die Festreihe der Europäischen Kirchenmusik Schwäbisch Gmünd (siehe auch die Chroniken der vergangenen Jahre). 1997 wurden diese Einführungsseminare zum ersten Mal in Zusammenarbeit mit der Domschule, der Akademie der Diözese Würzburg, durchgeführt.

Unter der Überschrift „Dialog zwischen Kirche und Musik verstärken“ berichtete die Katholische Nachrichten-Agentur am 15.12.1997:

Zu Fragen von Musik und Kirche haben die Domschule Würzburg und die Akademie des Bistums Rottenburg-Stuttgart einen Gesprächskreis ins Leben gerufen. Er solle ein Forum bilden, das Kirchenmusiker, Theologen, Liturgiewissenschaftler und Komponisten miteinander ins Gespräch bringt und zu gemeinsamen Gesprächen zusammenführt.

Jeder der beiden Partner verpflichtete sich, mindestens einen Beitrag im Jahr zum Themenkreis Kirche und Musik zu leisten. Die inhaltliche Arbeit wird von einem Kuratorium aus fünf Personen getragen. Geplant sind Tagungen, Workshops, Konzerte sowie Ausschreibungen von Kompositionsaufträgen und Wettbewerben.

Die Vereinbarung der beiden Akademien wurde am 30. Oktober 1997 in Würzburg unterzeichnet. Koordiniert wird dieser Gesprächskreis seitens der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart durch einen freien Mitarbeiter, Herrn Klaus Weber, Ludwigsburg, seitens der Domschule durch Herrn Joachim Hersten. Klaus Weber ist Kirchenmusiker in der Kirchengemeinde St. Josef in Stuttgart, Musiklehrer am Mörike-Gymnasium in Ludwigsburg und Fachleiter für Musik am Staatlichen Seminar für Schulpädagogik in Heilbronn.

Erwin Grünwald neuer Geschäftsführer der Akademie



Seit dem 1. Juni 1997 ist Herr Erwin Grünwald der Geschäftsführer der Akademie und hat damit eine ebenso interessante wie herausfordernde Arbeit übernommen.

Der Geschäftsführer leitet die gesamte Verwaltung und Organisation, er ist zuständig für das Personal in den beiden Tagungshäusern Hohenheim und Weingarten sowie in der Geschäftsstelle

und trägt die Verantwortung für den Haushalt. Seit Mitte 1997 ist er zusätzlich Leiter des Projekts „Innovation Tagungshäuser“ mit dem Auftrag, deren Effektivität zu steigern. Darüberhinaus ist er der Geschäftsführer der Vereinigung von Freunden und Förderern der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Herr Grünwald ist Dipl.-Betriebswirt (FH) und Dipl.-verwaltungswirt.

Rückläufige Steuergelder und resultierend daraus eine von Jahr zu Jahr angespanntere Haushaltslage machen die Arbeit der Geschäftsleitung zu einer besonderen Herausforderung. Innovation, Kreativität und Mut zum Risiko sind mehr denn je gefragt.

Die Akademie ist froh und dankbar, daß sie mit Herrn Grünwald eine Führungskraft gewinnen konnte, die diesen Erwartungen entspricht. Wir heißen ihn herzlich willkommen und freuen uns über die Zusammenarbeit mit ihm.

Martinusmedaille für Paul Dingwerth

Paul Dingwerth, Akademiereferent von 1974 bis 1995, zunächst im damaligen Referat Pädagogik, dann im Bereich Gesellschaft und Politik, erhielt am 9. November 1997 von Bischof Dr. Walter Kasper nach dem Abschlußgottesdienst des Martinusjahres 1996–1997 im Rottenburger Dom für seine außergewöhnlichen Verdienste die Martinusmedaille überreicht. Die Esslinger Zeitung berichtete in ihrer Ausgabe vom 11.11.1997:

Vom Bischof geehrt

Martinusmedaille fürs ehrenamtliche Engagement

Ostfildern/Rottenburg (red) – Am Sonntag überreichte Bischof Dr. Walter Kasper im Dom St. Martin in Rottenburg die Martinusmedaille an Paul Dingwerth aus Ostfildern. Mit der Medaille würdigte der katholische Bischof herausragendes ehrenamtliches Engagement.

Paul Dingwerth habe sich weit über seine beruflichen Verpflichtungen als Akademiereferent hinaus engagiert. Er gilt als einer der Pioniere der Hospizbewegung. Auch in anderen gesellschaftlich und gesellschaftspolitisch relevanten Bereichen ist er aktiv. So z. B., wenn es um die Themen Arbeitslosigkeit, Psychiatriereform, Gerontologie und Geriatrie geht. Auf ausdrückliche Einladung von Kardinal Trujillo war er deutscher Delegierter bei der Weltfamilienkonferenz in Toronto. Mehrere Tagungen zum Thema Aids haben zur ersten pastoralen Handreichung in der deutschen Kirche geführt. Aus seiner Tagungstätigkeit heraus hat sich ein ungewöhnliches Engagement entwickelt. Er ist Vorsitzender des Prüfungsausschusses für Meisterprüfungen im Maler- und Lackierhandwerk bei der Handwerkskammer.

Mit der Martinusmedaille werden jedes Jahr am Namensfest des Diözesanpatrons Persönlichkeiten ausgezeichnet, die sich vom Vorbild des heiligen Martin und der christlichen Grundhaltung des Teilens leiten lassen.

Die Martinusmedaille zeigt auf der Vorderseite die bekannte Darstellung der Mantelteilung des heiligen Martin. Auf der Rückseite sind der Rottenburger Dom und die Stuttgarter Konkathedrale St. Eberhard mit dem Diözesanwappen verbunden. Neben dem Namen des Bistums trägt die Medaille die Inschrift „St. Martin – Patron der Diözese“.

Der Oberbürgermeister von Ostfildern, Herbert Rösch, schrieb an Paul Dingwerth:

Sehr geehrter Herr Dingwerth,

der Zeitung habe ich entnommen, daß Ihnen am vergangenen Sonntag Bischof Dr. Walter Kasper im Dom St. Martin in Rottenburg die Martinusmedaille für Ihr ehrenamtliches Engagement überreicht hat. Ich gratuliere Ihnen dazu sehr herzlich.

Mit dieser Auszeichnung wurden Ihre herausragenden Leistungen in vielfältigen Bereichen gewürdigt und anerkannt. Ich schätze Sie persönlich und Ihre Arbeit außerordentlich. Ich habe Sie als Akademiereferent bei verschiedenen Seminaren und Tagungen erlebt. Ich weiß, daß Sie sich neben Ihren beruflichen Verpflichtungen ungewöhnlich ehrenamtlich engagieren und eine mitfühlende Hand haben. Ganz besonders liegt Ihnen ja die Hospizbewegung am Herzen. Sie wissen ja und werden es der letzten STADTRUNDSCHAU entnommen haben, daß auch wir in Ostfildern das Netz der sozialen Dienste noch enger knüpfen wollen und wir ab sofort auch einen Hospizdienst anbieten können.

Gerne möchte ich Ihnen heute neben meinen Glückwünschen auch meine Dankbarkeit sagen. Es ist schön, Sie hier in Ostfildern als Bürger unserer Stadt zu wissen. Ich freue mich stets, Ihnen zu begegnen, und wünsche Ihnen alles Gute.



**Akademie der Diözese
Rottenburg-Stuttgart**

1986-1997

Publikationen

Publikationen im eigenen Verlag

Hohenheimer Protokolle
Kleine Hohenheimer Reihe
Materialien

Publikationen in anderen Verlagen

Publikationen aus dem Jahr 1997

Alle Titel mit ISBN-Nummer auch über den Buchhandel

Pressespiegel 1996 (kostenlos)

Chronik '96 (DM 10,-)

Hohenheimer Protokolle (DM 19,50)

50 Der Camus der fünfziger Jahre

Hrsg.: Franz Josef Klehr/Heinz Robert Schlette
Stuttgart 1997, 95 Seiten – ISBN 3-926297-62-X

51 Zäsur

Generationswechsel in der katholischen
Theologie

Hrsg.: Gebhard Fürst
Stuttgart 1997, 137 Seiten – ISBN 3-926297-66-2

52 Lateinamerika: die ungerechte Gesellschaft

Hrsg.: Manfred Mohls/Rainer Öhlschläger
Stuttgart 1997, 143 Seiten – ISBN 3-926297-67-0

Kleine Hohenheimer Reihe (DM 12,50)

30 Für die Ökumene der Kulturschaffenden

Verleihung des Aleksandr-Men-Preises 1996 an Lew
Kopelew

Hrsg.: Gebhard Fürst
Stuttgart 1997, 80 Seiten – ISBN 3-926297-64-6

31 Die Welt als Gleichnis oder Gleichung?

Galileis Programm und die Sinnfrage
Hans-Dieter Mutschler/Heinz-Hermann Peitz
Stuttgart 1997, 54 Seiten – ISBN 3-926297-65-4

Materialien (DM 10,00)

1/97 Betreutes Wohnen im Alter:

Konzeptionen auf dem Prüfstand
Hrsg.: Manfred Lallinger
(DM 20,00)

2/97 Pflegeversicherung im Heim

Stationäre Altenhilfe ohne Humanität?
Hrsg.: Manfred Lallinger

3/97 Die Himmelfahrt der Vollendeten

Elija – Jesus – Muhammad
Hrsg.: Abraham P. Kustermann

4/97 Wider die Banalität

Kirche und zeitgenössische Kunst
Hrsg.: Gebhard Fürst

5/97 Texte zur Flüchtlingssozialarbeit

Hrsg.: Klaus Barwig

Eigenverlagspublikation

Eckhard Gehrmann – Steindrucke

Hrsg.: Raum für Kunst, Annemarie Taeger
Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart
Stuttgart 1997, 39 Seiten, ISBN 3-926297-63-8

Publikationen in anderen Verlagen

Dialog als Selbstvollzug der Kirche?

(Quaestiones disputatae 166)
Hrsg.: Gebhard Fürst
Verlag Herder Freiburg i. Br./Basel/Wien 1997,
343 Seiten – ISBN 3-451-02166-8, DM 54,00

Alles nochmal durchleben

Das Recht und die (sexuelle) Gewalt gegen Kinder
Hrsg.: Verena Wodtke-Werner
Nomos Verlagsgesellschaft Baden-Baden 1997,
137 Seiten – ISBN 3-7890-4659-0, DM 36,00

Fliegen und Schweben

Annäherung an eine menschliche Sensation
Hrsg.: Dieter R. Bauer/Wolfgang Behringer
Deutscher Taschenbuch Verlag München 1997,
406 Seiten – ISBN 3-423-04693-7, DM 29,90

„Unschuldig“ im Gefängnis?

Zur Problematik der Abschiebungshaft
Hrsg.: Klaus Barwig/Manfred Kohler
(ZDWF-Schriftenreihe Nr. 67)
Zentrale Dokumentationsstelle der Freien Wohlfahrts-
pflege für Flüchtlinge e.V.
Siegburg 1997, 118 Seiten – ISBN 3-931565-25-4,
ISSN 0948-9010, DM 15,00

Sakkorausch und Rollentausch

Männliche Leitbilder als Freiheitsentwürfe von Frauen
Hrsg.: Andrea Stoll/Verena Wodtke-Werner
Edition Ebersbach Dortmund 1997, 240 Seiten –
ISBN 3-931782-10-7, DM 38,00

Bilderstreit um die Ehe

Theologische und Kanonistische Erblasten
eines aktuellen Konflikts
(Freiburger Veröffentlichungen aus dem Gebiete von
Kirche und Staat, Bd. 53)
Hrsg.: Abraham Peter Kustermann/Richard Puza
Universitätsverlag Freiburg/Schweiz 1997,
156 Seiten – ISBN 3-7278-1127-7 – DM 34,00

Sozialer Schutz von Ausländern in Deutschland

Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht 1996
Hrsg.: Klaus Barwig/Klaus Sieveking/Gisbert Brinkmann/
Klaus Lörcher/Sibylle Röseler
Nomos Verlagsgesellschaft Baden-Baden 1997
504 Seiten – ISBN 3-7890-4873-9, DM 66,00

DIAKONAT

Ein Amt für Frauen in der Kirche -
ein frauengerechtes Amt ?
Hrsg.: Peter Hünermann/Albert Biesinger/
Marianne Heimbach-Steins/Anne Jensen
Schwabenverlag Ostfildern 1997
420 Seiten – ISBN 3-7966-0904-X, DM 36,00

Kuratorium der Akademie

Stand: 31.12.1997

Vorsitzender des Kuratoriums

Bien, Dr. Günther
Professor für Philosophie, Universität Stuttgart.
Geschäftsführender Direktor des Instituts für Philosophie, Pädagogik und Psychologie

Stellvertretende Vorsitzende

Fünfgeld, Hermann
Senator e.h., Intendant, Süddeutscher Rundfunk, Stuttgart

Thieringer, Dr. Rolf
Erster Bürgermeister i. R., Landeshauptstadt Stuttgart

Mitglieder

Adorno, Eduard
Minister a. D. für Bundesangelegenheiten

Antretter, Robert
MdB, Mitglied der Parlamentarischen Versammlung des Europarates

Auer, Dr. Alfons
Professor em.

Beha, Felicitas
Sozialarbeiterin i. R.

Berghof, Norbert
Professort

Birn, Dr. Helmut
Ministerialdirigent, Staatsministerium Baden-Württemberg

Brendle, Franz
Pfarrer, Diözesanstelle Führungskräfte- und Akademikerseelsorge

Dengler, Hans
Vizepräsident der Handwerkskammer Ulm

Eckert, Dr. Hanspaul
Direktor

Eckl, Dr. Rudolf
Verwaltungsdirektor i.R.

Fischer, Dr. Dorothee
Stadtdirektorin, Gesundheitsamt der Landeshauptstadt Stuttgart

Frank, Franz W.
Direktor, DEKRA Management + Holding AG

Gerber, Gerd
Oberbürgermeister der Stadt Weingarten

Gerich, Rolf
Oberbürgermeister a. D.

Gerstner, Dr. Alois
Ministerialdirigent a. D.

Haas, Alois
Oberstudiendirektor a. D.

Hajek, Dr. Otto Herbert
Professor, Bildhauer, Staatl. Akademie der Bildenden Künste, Karlsruhe

Heinzelmann, Josef
Professor, Akademiedirektor i. R.

Karst, Heinz-Hermann
Ministerialrat a. D.

Keller, Dr. Rolf
Professor, Ministerialdirektor im Justizministerium
Baden-Württemberg

Kerstiens, Dr. Ludwig
Professor em.

Mast, Dr.Dr. Claudia
Professorin, Universität Hohenheim

Menz, Dr. Lorenz
Staatssekretär, Staatsministerium Baden-Württemberg

Paeffgen, Hartmut P.
Chef vom Dienst, Stuttgarter Nachrichten

Plünnecke, Elisabet
Akademiedirektorin a. D.

Reisch, Dr. Dr. h.c. Erwin
Professor, Universität Hohenheim

Schad, Franz
Ministerialdirigent a. D., Professor em.

Schavan, Dr. Annette
Ministerin, Ministerium für Kultus und Sport
Baden-Württemberg

Schick, Otmar
Bürgermeister, Stadt Laupheim

Seeber, Dr. David
Journalist

Stadler-Nagora, Irmgard
Kammersängerin, Württembergisches Staatstheater
Stuttgart

Tschirdewahn, Dr. Bertram
Chefarzt, Federseeklinik

Waldburg-Zeil, Graf Alois
MdB

Weichenrieder, Dr. Lukas
Abt der Benediktinerabtei Weingarten

Ruhende Mitgliedschaft

Zeller, Dr. Wolfgang
Staatssekretär, Sächsisches Staatsministerium für
Wirtschaft und Arbeit

Otto Herbert Hajek

70 Jahre

Zm 70. Geburtstag von Otto Herbert Hajek veranstaltete das Diözesanmuseum zusammen mit der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart und dem Institut für Fort- und Weiterbildung eine Ausstellung von Plastiken und Gemälden.

Akademiedirektor Dr. Gebhard Fürst überschrieb sein Grußwort:

Denken an nichts, an was wir sonst denken. – Licht in der Vielfalt seiner Farben – Licht, in dem Transzendenz widerscheint

„Verehrte Damen, liebe Herren, erlauben Sie mir, daß ich mit der herzlichen Gratulation zum 70. Geburtstag von Professor Hajek, aus dessen Anlaß die eindrucksvolle Ausstellung seiner Malerei und Plastik zustande gekommen ist, einen vielfachen persönlichen Dank verbinde. Mit diesem Dank möchte ich zugleich meine und der Akademie hohe Wertschätzung gegenüber dem Menschen und Künstler Otto Herbert Hajek zum Ausdruck bringen. Es ist ein vielfacher Dank für nicht Selbstverständliches.

Verehrter, lieber Herr Hajek, nicht selbstverständlich ist, daß sich ein Künstler Ihres Ranges bereit findet, dem Kuratorium einer kirchlichen Akademie anzugehören und dies nicht nur von ferne. Unterstützung verwirklicht sich oft einfach im entgegengebrachten Interesse, durch das man in der eigenen Arbeit bestärkt und inspiriert wird. Dieses motivierende Inter-esse haben Sie der Akademie und ihrem Kunstreferat gegenüber oft gezeigt. So gilt mein erster Dank Ihrer Mitwirkung im Kuratorium der Diözesanakademie.

Eine besondere Frucht Ihrer Anteilnahme an der Arbeit der Akademie war Ihre Mitgestaltung des zweiten Weingartener Künstlersymposions im Sommer des Jahres 1990. Sie sind das Wagnis eingegangen und mit Ihrer Klasse von der Akademie der Bildenden Künste in Karlsruhe für 14 Tage nach Weingarten gekommen. Sie haben dort Wohnung genommen, um mit Ihren Meisterschülern zeitgenössische Kunstwerke zu schaffen in konstruktivi-



ver Auseinandersetzung mit der barocken Klosteranlage und dem Reichtum ihrer Architektur, ihrer Bilderwelt und ihrer geistigen Tradition. Ich habe Sie dort auch als Lehrer erlebt, als Meister großer Kunst, der seine Schüler ebenso zu fordern wie zu fördern versteht. Es war bemerkenswert, daß und wie Sie es verstanden, die jungen, aber doch schon anerkannten Künstlerinnen und Künstler zu bewegen, sich auf diesen, vielen von ihnen fremden, kirchlichen Raum einzulassen. So kam eine produktive Begegnung zustande, die sich unter der Inspira-

tion des aufgeladenen Ortes in den Kunstwerken selbst frei und ungezwungen verleblichte.

Im öffentlichen Raum einer Stadt ist auf diese Weise ein Dialog zwischen zeitgenössischen Künstlern, ihren Kunstwerken und der Kirche von ganz eigener Art und Intensität entstanden.

Im Künstlersymposium in Weingarten verdichtete sich auf besonders ereignishafte und geglückte Weise eine Dimension Ihres Schaffens, die von Anfang an bis heute bei Ihnen präsent ist. Ich meine den Dialog von zeitgenössischer Kunst und Kirche. Er verwirklicht sich in Ihrer Person, in vielen Werken und an zahlreichen Orten Ihrer Kunst. Die Akademie ist Ihnen dankbar verbunden für Ihr konsequentes Bemühen um diesen Dialog. Von Regina Martyrum bis zur St. Johanneskirche in Nürtingen zieht sich diese Spur wie ein roter Faden durch Ihr künstlerisches Schaffen. Den oft verbal geforderten, aber selten verwirklichten Dialog von zeitgenössischer Kunst und Kirche haben Sie durch die Präsenz Ihrer Kunst in vielen Kirchen verstetigt und gewissermaßen institutionalisiert. Dafür gebührt Ihnen der Dank unserer Kirche.

Und wir haben weiterhin zu danken für Ihr engagiertes Eintreten für die Kunst selbst. In Ihrem Brief an Max Seckler in dessen Festschrift *Fides quaerens intellectum* schreiben Sie: „Wer einer Gesellschaft das Erleben von Kunst verweigert, indem er Kunst aus der Lebensraumgestaltung ausklammert, wer Kunsterlebnis zur geheimen Verschlusssache des Privilegs erklärt, stützt den barbarischen Entwicklungsprozeß, den die Freizeit- und Medienindustrie unserer Gesellschaft betreibt.“ – Nicht nur unsere Gesellschaft, auch die Gemeinschaft der Glaubenden muß sich das sagen lassen. – Besonders in unseren Tagen, in denen wir uns mit Etatkürzungen allüberall selbstbeschäftigen müssen, tun solch klare, mahnende Sätze gut. Und sie schreiben präzisierend weiter: „... nicht minder macht sich der schuldig an der Gesellschaft, wer Förderung von Kunst für eine den sozialen Pflichten nachrangige erklärt, die bei jeder ökonomischen Schwankung frei zur Disposition gestellt wird.“ Sie schrieben diese Sätze 1992, verehrter Herr Hajek – heute, 1997, hören wir sie mit gespitzten Ohren.

Zum Schluß möchte ich aus meiner eigenen subjektiven Perspektive für eine Dimension der Kunst Hajeks besonders danken. Ich weiß, daß ich damit nicht im mainstream unserer Tage schwimme. Sie, verehrter Herr Hajek, ge-

ben in vielen Ihrer Kunstwerke – meinem Urteil nach – der Schönheit im öffentlichen Raum einen Ort. Dabei meine ich mit ‚Schönheit‘ gewiß nicht eine leicht eingängige Gefälligkeit, vielmehr das, was – bei all seiner heftigen Kritik am ‚ens et pulchrum convertuntur‘ – Friedrich Nietzsche trotzdem mit dem heute verstaubten Wort ‚Schönheit‘ noch verbinden konnte. In seinen nachgelassenen Schriften zu *Musik, Kunst und Literatur* steht der Satz: „Das Stille-Werden vor dem Schönen ist ein tiefes Er-Warten, ein Hören-Wollen auf die feinsten, fernsten Töne, – wir benehmen uns einem Menschen ähnlich, der ganz Ohr und Auge wird: die Schönheit hat uns etwas zu sagen, deshalb werden wir stille und denken an nichts, an was wir sonst denken.“ Wer den Kirchenraum von St. Johannes in Nürtingen betritt, möge sich einmal dieser Nietzsche Worte erinnern!

In meiner Wahrnehmung sehe ich von vielen Werken Hajeks die Schönheit des Lichtes ausstrahlen. Licht in der Vielfalt seiner Farben: Licht, das als Metapher steht für Aufklärung des Geistes, für Humanität und Freiheit – und auch Licht als Metapher für Dimensionen der Religion. „Kein Licht ist auf den Menschen und Dingen, in dem nicht Transzendenz widerscheine.“ schreibt Theodor W. Adorno in seiner Negativen Dialektik. Und er fährt fort: „Untilgbar am Widerstand gegen die fungible Welt des Tausches ist der des Auges, das nicht will, daß die Farben der Welt zunichte werden.“ Nicht wollen, daß die Farben der Welt zunichte werden, weil in ihnen Transzendenz widerscheint...

Zu seiner Zeit konnte Augustinus noch weiter gehen. In seinen *Confessiones* ist für ihn „Das Erkennen der pulchritudo ... die Wirklichkeit der Ewigkeit in der Zeit“. Auch wer nicht so weit gehen mag oder kann, wird doch angesichts unserer grauen, geschundenen Welt eine Ahnung bekommen von dem, was hier angesprochen ist. Hajeks Werke initiieren diesen Impuls.

Verehrter, lieber Herr Hajek, ich schließe und fasse den Dank der Akademie und meinen eigenen Dank an Sie zusammen in dem Wunsch bleibender Gesundheit, nachhaltiger schöpferischer Schaffenskraft und alles in allem in dem Wunsch des Segens unseres Gottes für Sie und ihre ganze Familie.“



Zum Tod von Dr. Irmgard Fromm

Unter der Überschrift „Herausragende Frauenpersönlichkeit – Irmgard Fromm gestorben“ berichtete die Stuttgarter Zeitung in ihrer Ausgabe vom 18.9.1997:

Sie war eine leidenschaftliche Pädagogin, eine bis zu ihrem letzten Tag engagierte Frau, vor allem aber eine herausragende Persönlichkeit der katholischen Kirche: Dr. Irmgard Fromm, die im Alter von 85 Jahren am Donnerstag in Stuttgart nach einem Schlaganfall gestorben ist. Im pommerschen Deutsch Krone geboren, kam die promovierte Germanistin, die auch Geschichte und Biologie studiert hatte, nach der Vertreibung über Heiligenstadt im Eichsfeld 1947 nach Stuttgart, wo sie sich zunächst am Ausbau des katholischen Mädchengymnasiums Sankt Agnes zum Vollgymnasium beteiligte. Über ein Gymnasium in Cannstatt kam sie schließlich ans Fanny-Leicht-Gymnasium in Vaihingen, das sie unermüdlich räumlich

und pädagogisch zum größten Gymnasium der Stadt ausbaute und viele Jahre lang leitete. Sie galt als stets aufgeschlossene Pädagogin mit „menschlicher Autorität“; persönliche Kontakte zu ehemaligen Schülern und Kollegen bis an ihr Lebensende belegen die große Wertschätzung, die sie sich als „Fanny in Person“ erwarb.

Schon als Schulleiterin engagierte sie sich in ihrer Kirchengemeinde und im Bistum Rottenburg-Stuttgart, nach ihrer Pensionierung 1975 entwickelte sie zudem ein umfangreiches soziales Engagement und arbeitete intensiv an Weiterbildungseinrichtungen. Irmgard Fromm beriet nicht nur den früheren Bischof Georg Moser, sie war zudem Mitglied im Diözesanrat und im Zentralkomitee der Deutschen Katholiken. Sie war Mitbegründerin und Ehrenmitglied im Katholischen Bildungswerk Stuttgart und arbeitete im Kuratorium der Akademie der Diözese mit. Sie baute die Altenpflegeschule der Caritas mit auf, entwickelte Lehrpläne und unterrichtete selbst, auch in der Krankenpflegeschule des Marienhospitals. Seit zwölf Jahren widmete sie sich zudem rund 30 indischen Ordensschwestern aus Kerala, die in Stuttgarter Pflegeheimen tätig sind. Sie begleitete sie nicht nur in der Weiterbildung, sondern hatte auch für all ihre Probleme stets ein offenes Ohr. Von Beginn an gehörte sie zudem dem städtischen Seniorenrat an und half auch mit beim Aufbau des Treffpunkt Senior.

Besonders am Herzen aber lag ihr die Sterbebegleitung. Sie begründete die Stuttgarter Sitzwachengruppen und entwickelte ihr Konzept mit. Unzählige Stunden lang saß sie selbst bei alleinstehenden sterbenden Menschen, um auch ihnen einen Tod in Würde und Geborgenheit zu ermöglichen. Ungeachtet ihrer vielfältigen Aktivitäten fand sie daneben immer Zeit für ihre Familie, ihre drei Neffen und deren Kinder, an denen sie mit ganzer Liebe hing.

stz

Akademieverein

Die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart wird seit Oktober 1995 von einem Förderkreis unterstützt. Auf der Gründungsversammlung am 20.10.1995 haben die unten aufgeführten Gründungsmitglieder die Vereinigung von Freunden und Förderern der Akademie gegründet. Die Satzung legt den Zweck des gemeinnützigen Akademievereins wie folgt fest:

Zweck des Vereins ist die wirtschaftliche und ideelle Förderung der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart entsprechend deren Selbstverständnis und Arbeitsweise. Er verfolgt diesen Zweck insbesondere durch Bereitstellung von Mitteln für die Arbeit der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart.

Satzung der Vereinigung von Freunden und Förderern der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart – „Akademieverein“

Präambel

Die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart ist gemäß dem Gründungsstatut aus dem Jahre 1951 dem Auftrag verpflichtet, die „lebendige Begegnung von Kirche und Welt“ zu pflegen und zu fördern.

Das Selbstverständnis der Akademie verdeutlicht sich in den Leitideen: „Dialog“, „Gastfreundschaft“, „christliche Zeitgenossenschaft“, „Sachkompetenz“, „Forum der Öffentlichkeit“, „Lernort demokratischer Tugenden“.

Dem Selbstverständnis entspricht ihre Arbeitsweise, die sich in Tagungen, Kongressen, Symposien, Arbeitskreisen, Vorträgen, Studientagen, Kunstausstellungen, Seminaren etc. verwirklicht.

Als Einrichtung der katholischen Kirche und in ökumenischer Offenheit fördert sie in den inhaltlichen Schwerpunkten ihrer Fachreferate in wissenschaftlich verantworteter Weise die intellektuelle, ethische, soziale, religiöse und ästhetische Kultur von Kirche und Gesellschaft.

Gründungsmitglieder des Akademievereins

1. Vorstand des Kuratoriums

1. Prof. Dr. Günther Bien
2. Intendant Senator Hermann Fünfgeld
3. Dr. Rolf Thieringer

2. Leitung der Akademie

4. Direktor Dr. Gebhard Fürst

3. Weitere Gründungsmitglieder

5. Frau Waltraud Boelte
6. Frau Ingeborg Siegel
7. Frau Dr. Dorothee Fischer
8. Prof. Dr. Rolf Keller
9. Herr Wolfgang Großmann
10. Prof. Dr. Alfred Büllsbach
11. Herr Hartmut Paeffgen
12. Herr Edmund Schneider
13. Frau Dr. Eva-Maria Kreuz
14. Herr Dr. Wolfgang Schuster
15. Herr Dr. Alois Gerstner
16. Prof. Josef Heinzelmann
17. Frau Odilia Fiege-Jostock

Da die Akademie in ihrer Arbeit in einer Zeit knapper werdender finanzieller Mittel, aber immer wichtiger werdender gesellschaftlicher, kultureller und kirchlicher Bedeutung auf die finanzielle Unterstützung angewiesen ist, suchen wir Freunde und Förderer, die dieser Vereinigung beitreten und die Arbeit der Akademie dadurch wirtschaftlich und ideell fördern.

Anschrift und Bankverbindung:

Vereinigung von Freunden und Förderern der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.
Im Schellenkönig 61
70184 Stuttgart
Tel.: 0711/1640-6

Der Mitgliedsbeitrag beträgt DM 100,-,
für Institutionen DM 500,-.

Konto: Schwäbische Bank
Nr. 1400, BLZ 600 201 00

Mitglieder des Akademievereins

Aleker, Klaus	Rechtsanwalt	Elser, Werner	
Allmendinger, Norbert	Direktor	Erpenbeck, Gabriele	Ausländerbeauftragte
Auer, Alfons, Dr.	Professor	Fiege-Jostock, Odilia	
Babel, Herbert	Ausländerbeauftragter	Fischer, Dorothee, Dr.	Stadtdirektorin
Beha, Felicitas	Sozialarbeiterin	Fix, Wolfgang, Dr.	Professor
Belko, Friedrich	Verwaltungsdirektor	Frank, Franz Wilhelm	Direktor
Bentele, Ida	Hausfrau	Friedrich Herzog v. Württemberg	
Berg, Klaus, Dr.	Professor	Fünfgeld, Hermann	Intendant, Senator e.h.
Berghof, Norbert	Professor	Fürst, Gebhard, Dr.	Akademiedirektor
Berreth, Elisabeth		Fürst, Walter, Dr.	Universitätsprofessor
Beyerle, Marie-Antonie	Studiendirektorin a.D.	Gerich, Rolf	Oberbürgermeister i.R.
Bien, Günther, Dr.	Professor	Gerstberger, Herbert, Dr.	
Biesinger, Albert, Dr.	Professor	Gerstner, Alois, Dr.	Ministerialdirigent a.D.
Bihl, Albrecht, Dr.	Arzt	Gögler, Max, Dr.	Regierungspräsident a.D.
Birn, Helmut, Dr.	Ministerialdirigent	Gönner, Eva-Maria	Dipl.-Volkswirtin
Bläsi, Bernhard, Dr.	Ministerialdirektor	Götz, Alexander	Ministerialdirigent a.D.
Blank, Eugen	Geschäftsführer	Grafik Druck GmbH Stuttgart	
Blumer, Jürgen, Dr.	Bankdirektor	Großmann, Wolfgang	Verlagsbuchhändler i.R.
Boelte, Waltraud	Diözesanvorsitzende	Grupp, Winfried, Dr.	Landtagsdirektor
Bogusch, Georg		Gutknecht, Thomas	Dipl.-Theol., Philosoph
Bogusch, Magdalena		Gutmann, Rolf, Dr.	Rechtsanwalt
Braig, Franz	Oberstudiendirektor a.D.	Haas, Alois	Oberstudiendirektor a.D.
Briel, Michael, Dr.	Jurist/Lehrer	Hähnle, Gebhard	Architekt
Brinkmann, Gisbert, Dr.	Jurist	Härle, Clemens	
Büllesbach, Alfred, Dr.	Jurist	Hajek, Otto Herbert, Dr.	Professor, Bildhauer
Bull-Reichenmiller, Margareta, Dr.	Wiss. Archivarin	Haug, Jörg, Dr.	
Burkhart, Paul	Präsident a.D.	Hauser, Werner	Gf. Vorstandsmitglied
Caesar, Rolf, Dr.		Heinisch, Renate, Dr., MdEP	
Christophers, Richard	Freier Architekt	Heinzelmann, Josef	Prof., Akademiedir i.R.
Diesch, Brunhilde		Heinzelmann, Oda	
Diesch, Paul, Dr.	Ministerialrat a.D.	Heitmann, Hansjörg	Diakon
Dlapal, Edith	Lehrerin	Hepp, Marianne, Dr.	Ärztin
Dlapal, Josef	Notar	Hertkorn, Helmut	
Dollenbacher, Elisabeth		Hindelang, Eduard	Museumsleiter
Dollenbacher, Emil	Direktor i.R.	Hostenkamp, Marlies	
Domes, Diether F.	Maler	Hostenkamp, Ulrich	Prokurist
Eberhardinger, Franz		Hoyningen-Huene, Hella, von	Dolmetscherin
Eckl, Rudolf, Dr.	Verwaltungsdirektor a.D.	Hünermann, Peter, Dr.	Professor
Effenberger, Franz, Dr.	Professor	Kah, Bernhard	Stadtdékan
		Karst, Heinz-Hermann	Ministerialrat a.D.
		Keller, Rolf, Dr.	Ministerialdirektor
		Kerstiens, Ludwig, Dr.	Professor a.D.
		Kießling, Konrad	Abteilungsleiter i.R.
		Kilian, Walter, Dr.	Geschäftsführer

Kleiner, Horst		Schick, Otmar	Bürgermeister
Knaus, Friedrich	Technischer Kaufmann	Schmid, Karl-Hans, Dr.	Geschäftsführer
Knaus, Irmgard		Schmitz, Hermann-Josef, Dr.	Akademiereferent
Koller, Dorothea	Juristin	Schneider, Edmund	Direktor a.D.
Kralik, Hans	Realschuldirektor	Schnitzler, Hans-Albrecht	Studiendirektor
Kretschmann, Winfried, MdL	Studienrat	Schnürer, Gerhard	Studiendirektor
Kreuz, Eva-Maria, Dr.	Freie Architektin	Schnürer, Lieselotte	
Krol, Annemarie		Schüle, Helmut, Dr. Dr.	Arzt
Krol, Bernhard	Professor	Schumacher, Christoph, Dr.	Jurist
Kuttner, Liselotte	Rentnerin	Schuster, Wolfgang, Dr.	Oberbürgermeister
Lang, Klaus, Dr.	Erster Bürgermeister	Seeber, David A., Dr.	Journalist
Lause, Theresia	Hausfrau	Siegel, Ingeborg	
Lemesic, Freya, von		Sieveking, Klaus, Dr.	Professor
Lemperle, Hildegard, Dr.	Ärztin	Sorg, Margret	Lehrerin
Lingens, Franz, Dr.	Professor	Stadler-Nagora, Maria Irmgard	Kammersängerin
Lörcher, Klaus	Jurist	Stadtverwaltung Weingarten	
Maertens, Ursula	Dipl.-Ingenieur	Stegmüller, Werner	Religionslehrer i.K.
Manal, Danuta	Lehrerin	Straub, Gertrud, Dr.	Zahnärztin
Manal, Josef	Religionslehrer	Straub-Blum, Charlotte, Dr.	Ministerialrätin a.D.
Matrohs, Horst	Dipl.-Verwaltungswirt	Thieringer, Rolf, Dr.	Erster Bürgermeister a.D.
Mayer, Roland	Freier Architekt	Tiefenbacher, Heinz Georg	Prälat
Miller, Gabriele, Dr.		Trabold, Wilfried	
Müller, Gert	Rechtsanwalt	Vetter, Bruno	Ministerialdirigent a.D.
Müller, Wolfgang	Pfarrer	Walter, Maria, Dr.	
Mundt, Ulrich, Dr.sc.	Dipl.-Geologe	Warth, Willi	Rentner
Narr, Leonore		Weitpert, Hilde	Verlegerin
Nienhaus, Josef	Abteilungspräsident a.D.	Wieland, Hans, Dr.	Professor
Nolte, Josef, Dr.	Professor	Wieland, Therese	Ordinariatsrätin
Oßwald, Hans Georg	Ministerialdirigent a.D.	Wittig-Terhardt, Margret	Justitiarin
Paeffgen, Hartmut	Journalist	Wochner, Walter	
Pfeifle, Bruno	Jugendamtsleiter	Wöhler, Gisela	Rechtsanwältin
Pitsch, Brigitta		Wölfle, Maximilian	Vorstandsmitglied
Pitsch, Hans	Oberschulamtspräses. a.D.	Wunden, Wolfgang, Dr.	Journalist
Plünnecke, Elisabet	Akademiedirektorin i.R.	Zimmer, Gabrielle	
Pohl, Wolfgang	Hörfunkdirektor	Zimmermann, Ludwig	Lehrer
Rapp, Heinz	Bundesbankdirektor a.D.		
Raymann-Nowak, Doris	Silberschmiedemeisterin		
Renn, Ortwin, Dr.	Professor		
Renner, Günter, Dr.	Vorsitzender Richter		
Sandkühler, Rudolf, Dr.	Arzt f. Allgemeinmedizin		
Schäfer, Reinhard			
Schäfer, Veronika			
Schäppi, Walter	Jurist		
Schavan, Annette, Dr.	Ministerin		
Schempp, Berta	Bankangestellte		

Ein Förderverein für eine regionale Kulturinstitution

Auch in Oberschwaben soll der in Stuttgart-Hohenheim aus der Taufe gehobene Förderverein für die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart auf eine breite Basis gestellt werden.

Weingarten. (Was) - Wenn das Kultursponsoring in Zeiten rückläufiger Steuereinnahmen und entsprechender Haushaltskürzungen der öffentlichen Hand laufend an Bedeutung gewinnt, dann kann auf Dauer eine kulturelle Institution wie die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart nicht außen vor bleiben. Deshalb wurde bereits vor zwei Jahren in Stuttgart-Hohenheim ein Akademieverein aus der Taufe gehoben. Dieses Frühjahr ist diese Vereinigung von Freunden und Förderern der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart nach erfolgreichem Eintrag ins Vereinsregister und der Anerkennung der Gemeinnützigkeit im Raum Stuttgart erstmals an die Öffentlichkeit getreten. Jetzt soll auch im Oberland um Mitglieder geworben werden.

Akademiedirektor Dr. Gebhard Fürst und Dr. Rainer Öhlschläger, der Leiter des Tagungshauses Weingarten, finden dabei im Weingartener Oberbürgermeister Gerd Gerber einen engagierten Helfer, wie sich gestern bei der Pressekonferenz zeigte. „Das Tagungshaus Weingarten der Akademie hat eine solche Bedeutung für die gesamte Region, daß es auch eine tatkräftige Unterstützung in Form vieler Mitglieder aus der Region verdient,“ erklärte Gerber und versprach, bei seinen Bürgermeisterkollegen eifrig um eine Mitgliedschaft zu werben. Die Stadt Weingarten gehe hiermit mit gutem Beispiel voran, versicherte Gerber, der auch persönlich Mitglied ist (Einzelpersonen zahlen 100 Mark Jahresbeitrag, Ehepaare 130 Mark, wobei freiwillige Beitragserhöhungen gerne angenommen werden).

Es gebe zwar keinerlei Anzeichen dafür, daß das Tagungshaus Weingarten irgendwann von Schließung bedroht sei; dennoch sollte nach Auffassung Gerbers die Region ein Zeichen setzen für Weltoffenheit, in der internationale Begegnungen stattfinden und die auf vielerlei Gebieten Beispielhaftes leiste. Außerdem verwies Gerber auch auf die enge Zusammenarbeit der Akademie mit der Pädagogischen Hochschule, beispielsweise im Bereich des Studiengangs Journalistik.

Der Förderverein hat nach den Worten von Akademiedirektor Dr. Fürst nicht die Aufgabe, mit seinen Fördermitteln dazu beizutragen, daß die von der Diözese gewährten Haushalts-

mittel zurückgefahren werden können: „Wenn dies der Fall wäre, müßte sich der Verein schnell wieder auflösen.“ Vielmehr soll der Verein besondere Projekte der Akademie finanziell unterstützen. So hat er diesmal das Preisgeld für den mit 5.000 Mark dotierten Aleksandr-Men-Preis an Professor Dr. Wolfgang Kasack gestiftet.

Der Vereinsvorstand entscheidet, welches Akademieprojekt gefördert werden soll, und er legt darüber den Mitgliedern Rechenschaft ab. In welche Projekte diese Gelder fließen könnten, deutete Dr. Fürst an, als er bemerkte: „Sondermittel bekommt man meist leichter für einen teuren Fotokopierer als für den Ankauf eines Kunstwerks.“ Dabei leiste die Akademie gerade auf dem Feld der Auseinandersetzung mit Gegenwartskunst Vorbildliches.

Der Schwerpunkt der Themen, die im zweiten Halbjahr bei verschiedenartigen Tagungen behandelt werden, liegt im Bereich der sozialen Folgen von Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit. Wir werden darauf noch ausführlich zurückkommen.

*...mehr als
drucken...*

Beratung
Gestaltung
Fotosatz
Desktop-Publishing
Web-Design
Internet-Support
Buchdruck
Offsetdruck

Grafik
GmbH
Druck

Heusteigstraße 66
70180 Stuttgart
Telefax (07 11) 6 45 59-31
Telefon (07 11) 6 45 59-0
eMail info@grafikdruck.com
<http://www.grafikdruck.de/>

seit 25 Jahren die Druckerei

Kooperationspartner und Vernetzungen

- Agenda e.V. Forum katholischer Theologinnen
- AG Altenhilfe im Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart
- Akademie der Arbeit, Universität Frankfurt
- Akademie für Technikfolgenabschätzung des Landes Baden-Württemberg
- Aleksandr-Men-Freundeskreis, Moskau
- Altenwerk der Diözese Rottenburg-Stuttgart
- Altenwerk der Erzdiözese Freiburg
- Arbeitsgemeinschaft Kath. Organisationen und Verbände
- Arbeitskreis Historische Friedensforschung
- Arbeitskreis „Juden und Christen beim Zdk“
- Arbeitskreis „Junge Erwachsene“ der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Stuttgart
- Arbeitskreis landeskundlicher Institute und Forschungsstellen in der Deutschen Akademie für Landeskunde
- ASCHKENAS, Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden
- Bibliothek für Ausländische Literatur, Moskau
- Bibliothek für Zeitgeschichte, Stuttgart
- Bildungswerk der Diözese Rottenburg-Stuttgart
- Bischöfl. Ordinariat der Diözese Rottenburg-Stuttgart
- Bodensee-Festival GmbH
- Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart
- Caritasverband der Erzdiözese Freiburg
- debis AG, Bildungswesen, Berlin
- Deutscher Caritasverband e.V., Freiburg
- Deutscher Kunsthistoriker-Verband
- DGB, Landesbezirk Baden-Württemberg
- Diakonisches Werk Württemberg
- Diakonisches Werk Baden
- Diözesanrat der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Ausschuß Grundwerte in der Gesellschaft, Ausschuß Kultur und Erwachsenenbildung
- Domschule Würzburg, Akademie für Erwachsenenbildung der Diözese Würzburg
- Edition Socialmanagement, Kiel
- Erzbischöfliche Akademie der Erzdiözese Freiburg
- Europäische Gesellschaft für theologische Forschung von Frauen
- Evangelische Akademie Bad Boll
- Evangelische Akademie Bad Herrenalb
- Evangelische Medienzentrale Württemberg
- Fachhochschule Weingarten/Ravensburg
- Fachstelle für Medienarbeit der Diözese Rottenburg-Stuttgart
- Frauenkommission der Diözese Rottenburg-Stuttgart
- Geschichtsverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart
- Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit
- Gesellschaft für Medienpädagogik und Kommunikationskultur
- Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur
- Goethe-Institut, Moskau
- Hamburger Institut für Sozialforschung
- Hans-Böckler-Stiftung Düsseldorf
- Haus des Dokumentarfilms
- IHK Bodensee-Oberschwaben
- Industrie- und Handelskammer Stuttgart
- Institut für Angewandte Wirtschaftsforschung, Tübingen
- Institut für anwendungsorientierte Innovations- und Zukunftsforschung e.V., Berlin
- Institut für Caritaswissenschaften der Universität Freiburg
- Institut für EthikManagement, Fachbereich Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Fachhochschule Konstanz
- Institut für Fort- und Weiterbildung der Diözese Rottenburg-Stuttgart
- Institut für Geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften der Universität Tübingen
- Institut für Osteuropäische Geschichte und Landeskunde, Universität Tübingen
- Institut für Politikwissenschaften, Universität Mainz
- Institut für Soziologie der Universität Freiburg
- Johann-Adam-Möhler-Institut für Ökumenik, Paderborn
- Justizvollzugsanstalt Stuttgart-Stammheim
- Katholische Fachhochschule für Sozialwesen, Religionspädagogik und Pflege, Freiburg
- Katholischer Deutscher Frauenbund
- Katholisches Bibelwerk Stuttgart
- Katholisches Bildungswerk, Ravensburg
- Katholisches Bildungswerk, Stuttgart
- Katholisches Büro, Bonn
- Katholisch-Theologische Fakultät, Universität Tübingen
- Kath. Universität Nijmegen, Rechtssoziologie
- Kirche im Privatfunk (KIP)
- Landesbildstelle Württemberg
- Landeshauptstadt Stuttgart, Ausländerbeauftragter

- Landeshauptstadt Stuttgart, Ausländerbehörde
- Landeskreditbank Baden-Württemberg
- Landesverband der Baden-Württembergischen Industrie
- Landesverband Württembergischer Karnevalsvereine
- Landesverband für Mehrfach- und Körperbehinderte
- Landesvereinigung Baden-Württemberg Arbeitgeberverbände/VMI
- Landeszentrale für politische Bildung
- Lehrstuhl für Allgemeine Betriebswirtschaftslehre und Unternehmensführung, Universität Nürnberg-Erlangen
- Lehrstuhl für Internationale Politik, Fakultät für Verwaltungswissenschaften, Universität Konstanz
- Lehrstuhl für Kirchenrecht, Kath.-Theolog. Fakultät, Universität Tübingen
- Lehrstuhl für Management, Fakultät für Verwaltungswissenschaften, Universität Konstanz
- Leiterkreis der Katholischen Akademien in Deutschland
- Max-Planck-Institut für intern. Sozialrecht, München
- Ökumenische Ausbildungsstelle für Beratende Seelsorge/Telefonseelsorge Oberschwaben-Allgäu
- Osteuropa-Institut, Universität Hohenheim
- Pädagogische Hochschule Weingarten
- Philosophische Gesellschaft Bad Homburg e.V.
- Rechtsberaterkonferenz der Freien Wohlfahrtspflege
- Referat Erwachsenenbildung/Erwachsenenpastoral, Fachbereich Frauen, der Diözese Rottenburg-Stuttgart
- Religionspädagogische Institute in der Diözese Rottenburg-Stuttgart
- Schwabenverlag AG, Ostfildern
- Schwäbischer Heimatbund
- Sozialdienst Katholischer Frauen Freiburg
- Sozialministerium Baden-Württemberg
- Stadt Ravensburg, Kulturamt
- Stadt Schwäbisch Gmünd, Kulturamt
- Stadt Weingarten
- Statistisches Landesamt Baden-Württemberg
- Stiftung Haus Lindenhof, Schwäbisch Gmünd
- Stiftung Liebenau
- Süddeutscher Rundfunk
- Südwestdeutscher Förderkreis der EDCS (Ökumenische Entwicklungsgenossenschaft)
- Theologische Kommission des Katholischen Deutschen Frauenbundes
- Universität Tübingen
- UN-Hochkommissariat für Flüchtlinge, Bonn
- UN-Hochkommissariat für Flüchtlinge, Kiew

- Vereinigung Schwäbisch-Alemannischer Narrenzünfte
- Wirtschaftsministerium Baden-Württemberg
- Zeitschrift für Ausländische Literatur, Moskau
- Zentrale Dokumentationsstelle der Wohlfahrtsverbände im Flüchtlingsbereich (ZDWF), Bonn
- Zentralstelle Medien der Deutschen Bischofskonferenz
- Zentrum für Ethik in den Wissenschaften, Universität Tübingen
- Zentrum für ökonomische und politische Studien (Epicenter), Moskau

Mitgliedschaften der Akademie

- Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst, München
- Europ. Gesellschaft für Kath. Theologie, Tübingen
- Freundeskreis der Hochschule für jüdische Studien, Heidelberg
- Freundeskreis Mooshausen e.V., Aitrach
- Geschichtsverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart
- Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur
- Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft
- Guardinistiftung e.V., Berlin
- Hotel- und Gaststättenverband Baden-Württemberg
- Intern. Arbeitsstelle für Erwachsenenbildung Köln/Brüssel
- Kunstverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart
- Leiterkreis der Katholischen Akademien in Deutschland
- Netzwerk Wirtschaftsethik EBEN Deutschland e.V.
- Schwäbische Gesellschaft, Stuttgart
- Universitätsbund Hohenheim e.V.
- Verband der Historiker Deutschlands
- Verband Deutscher Kunsthistoriker, München
- Verein zur Förderung Kath.-Sozialer Bildungswerke, Bonn
- Vereinigung der Freunde der PH Weingarten e.V.
- Vereinigung der Freunde der Uni Tübingen e.V.
- Vereinigung von Freunden der Uni Stuttgart e.V.

Spenderinnen und Spender 1997

Auer, Alfons, Dr.	Professor	Miller, Gabriele, Dr.	
Balzer, Werner	Beamter a.D.	Narr, Leonore	
Bentele, Ida	Hausfrau	Neeser, Heinz, Dr.	Arzt
Berg, Klaus, Dr.	Professor	Oßwald, Hans Georg	Ministerialdirigent a.D.
Berghof, Norbert	Professor	Plünnecke, Elisabeth	Akademiedirektorin i.R.
Blum, Ruth		Rau, Fritz-Peter, Dr.	Augenarzt
Bogusch, Georg und Frau Magdalena		Sattler, Dorothea, Dr.	
Bosch, Johanna	Studiendirektorin i.R.	Schäppi, Walter	Jurist
Buchmüller, Gerhard	Regierungsdirektor i.R.	Schick, Alfred	Lehrer
Caesar, Rolf, Dr.		Schnitzler, Hans-Albrecht	Studiendirektor
Christophers, Richard	Freier Architekt	Schnürer, Lieselotte	
Dollenbacher, Emil	Direktor i.R.	Schröder, Doris, Dr.	Ärztin
Dreier, Josef		Schüle, Helmut, Dr. Dr.	Arzt
Eberhardinger, Franz		Schwab, Alfred	Abteilungsdirektor i.R.
Erkert-Moser, Magdalene	Malerin	Sorg, Margret	Lehrerin
Franz Lohr GmbH		Stegmüller, Werner	Religionslehrer i.K.
Gerstberger, Herbert, Dr.		Stiftung Gutes mit	
Gessler, Bertl	Hausfrau	Schönem verbinden	
Götz, Alexander	Ministerialdirigent a.D.	Strebel, Eberhard, Dr.	Direktor i.R.
Habisreutinger, Wolfgang	Geschäftsleitung	Thuma-Gassmann,	
Hack, Ria		Roswitha, Dr.	Klinikseelsorgerin
Häberle, Otmar, Dr.	Richter	Vischer, Waldemar	Verlegerin
Haug, Jörg, Dr.		Weitpert, Hilde	Akademiereferentin
Heitmann, Hansjörg	Diakon	Wodtke-Werner, Verena, Dr.	Professor
Hewel, Johannes	Professor	Wörz, Michael, Dr.	
Hintersberger, Benedikta, Dr.	Schulleiterin	Württembergische Hypobank	Professorin
Hördegen, Viktoria	Sozialarbeiterin	Wunder, Heide, Dr.	Dipl.-Verwaltungswirt
Holzwarth, Reiner	Dipl.-Ingenieur	Zeller, Werner	
Kaudewitz, Monika	Pastoralreferentin	Zimmer, Gabrielle	Lehrer
Kienzle, Ingeborg	Studiendirektorin a.D.	Zimmermann, Ludwig	
Kloster Sießen			
Kralik, Hans	Realschuldirektor		
Kretschmann, Winfried	Studienrat		
Kuttner, Liselotte	Rentnerin		
Lingk, Renate			
Margraf, Edith			
Margraf, Erwin	Textilkaufmann		
Matrohs, Horst	Dipl.-Verwaltungswirt		

Katholische Akademien in Deutschland

Für die Kontakte unter den katholischen Akademien wurde 1958 der „Leiterkreis der Katholischen Akademien“ gegründet, in dem auch die jeweiligen Institutionen aus der Schweiz, aus Italien und aus Österreich vertreten sind. Der Vorsitz des Leiterkreises liegt derzeit beim Direktor der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Dr. Gebhard Fürst. Dem beratenden Kollegium gehören die Direktoren der Akademien in Münster und Aachen, Dr. Dr. Thomas Sternberg und Diplom-Theologe Hans Hermann Henrix, an sowie der frühere Vorsitzende des Leiterkreises, Gerhard Krems, Schwerte.

Im vergangenen Jahr würdigte der Hildesheimer Bischof Dr. Homeyer ausdrücklich die Arbeit der Akademien. Die Zeitschrift „Pfarrer & PC“ berichtete in ihrer Dezember-Ausgabe:

Anerkennung für die Akademien

Bischof Homeyer vor dem Leiterkreis – Dialogauftrag und Konzil

Wenn einer die Geschichte der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zu schreiben habe, dann würden darin die kirchlichen Akademien einen wichtigen Platz einnehmen. Nach Bischof Josef Homeyer, Hildesheim, zählen sie zu den Einrichtungen der Nachkriegszeit, die sich bewährt und das Klima der Dialogbereitschaft in unserem Land nachhaltig geprägt haben. „Meinen Dank, daß es sie gibt.“ Dieses Kompliment machte der Bischof dem Leiterkreis der Katholischen Akademien, der sich zur Herbstsitzung im Niels-Stensen-Haus, Lilienthal bei Bremen, versammelte und den Ortsbischof um ein wegweisendes Gespräch gebeten hatte.

Katholische und evangelische Akademien blicken inzwischen auf eine Vergangenheit von 50 Jahren zurück. Die Protestanten gründeten nach dem Krieg die ersten Foren, um Dialog und Disput in die Öffentlichkeit ihrer Kirche aufzunehmen, gefolgt von den Katholiken, die sich in ihren Akademien in Rede und Gegenrede ebenso mit den brennenden Zeitfragen auseinandersetzten. Im Leiterkreis sind inzwischen mehr als zwei Dutzend (vier davon in den neuen Bundesländern nach der Wiedervereinigung gegründet) katholische Akademien vertreten.

Bischof Homeyer bekannte sich unmißverständlich zum Akademiegedanken und zum Dialogauftrag der Häuser, die auch als „unbequem“ gelten und deren Zukunft in manchen Bistümern nicht unumstritten ist. Homeyer verbindet den Akademieauftrag mit einer „hermeneutischen Revolution“, die vom Zweiten Vatikanischen Konzil ausgegangen sei. Das Konzil öffnete die Fenster der Kirche weit auf die ganze Menschheit hin, daß nämlich „Freude und Hoffnung, aber auch Bedrängnis und Trauer der Menschen von heute zugleich Trauer und Bedrängnis der Jünger Jesu“ (so die Anfangsworte der Pastoral-Konstitution über die Kirche in der Welt von heute) sind. „Diese Worte einzulösen, steht noch aus“, sagte Homeyer. Es bilde ein zentrales „Programmwort“ für den fortdauernden Auftrag der katholischen Akademien im spannungsreichen Gegenüber von Glaube und moderner Welt.

Homeyer rechnet ein „neues Grundverständnis von Kirche“ zu den Hoffnungszeichen unserer Zeit. Es verbinde sich mit einer überall spürbaren Sehnsucht nach vertiefter Spiritualität, in der die diakonische Qualität der Kirche herausgefordert sei. Der Theologe Karl Rahner habe die Sehnsucht des modernen Menschen „nach Gottunmittelbarkeit“ beispielhaft in sein Denken über die Kirche aufgenommen, das, verkürzt gesprochen, im Gegensatz von Mystik und Politik auftrete.

Der Bischof nannte als Themen, „bei denen wir als Christen mitreden sollten“, den Übergang zur sogenannten Informationsgesellschaft mit ihren Vernetzungen der globalisierten Welt und der Gefahr zunehmender Arbeitslosigkeit. Auf diesem Hintergrund werde ersichtlich, wie die Soziale Marktwirtschaft neuer Grundlegungen bedürfe. Weiterhin genannt wurde der Epochenwandel, der zur Ablösung des Nationalstaats führt zugunsten einer europäischen Identität, mit der das Christentum schicksalhaft verbunden sei. „Wird das europäische Modell Bestand haben?“

Der Kirche werde eine größere „Zeitgenossenschaft“ abverlangt, Europa an seine religiöse Überlieferung zu erinnern und die Kräfte des Geistigen und Transzendenten auch im kulturellen Kontext zu ermutigen gegen die Ökonomisierung und Banalisierung aller Lebensbereiche und für „die Arbeit an einer ordnungs- und prozeßpolitischen Gestaltung der Globalisierung“. In diesen geistigen und kulturellen Wettbewerb hätten auch die Christen einzutreten, meint Homeyer. Da richteten sich große Erwartungen an die Akademien, an öffentlichen Foren Gespräche zu initiieren, zu moderieren und zu inspirieren und sich ebenso konstruktiv wie kritisch in den Diskurs der Welt einzubringen. „Unsere Welt ist weder in Ordnung noch ist sie in Unordnung, sie befindet sich im Wandel“, sagte der Bischof, doch vielen falle es schwer, diesem Wandel und dem Neuen mit Hoffnung zu begegnen. Hier die richtigen Themen zur richtigen Zeit „zu besetzen“, sei den Akademien ins Stammbuch zu schreiben.

Hermann Boverter

Vorsitzender des Leiterkreises

Dr. Gebhard Fürst
Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart
Im Schellenkönig 61
70184 Stuttgart
Telefon: 0711/1640-6
Telefax: 0711/1640-777

Mitgliederliste

1. Bischöfliche Akademie des Bistums Aachen
Direktor: Dipl.-Theol. Hans Hermann Henrix
Leonhardstr. 18–20
52064 Aachen
Telefon: 02 41/4 79 96-0
Telefax: 02 41/4 79 96-10

2. Katholische Akademie Augsburg
Direktor: Dr. Franz X. Spengler
Kappelberg 1
86150 Augsburg
Postfach 10 19 07
86009 Augsburg
Telefon: 08 21/31 52-2 95
Telefax: 08 21/31 52-2 63

3. Katholisch-Soziales Institut der
Erzdiözese Köln
(Kardinal-Frings-Haus)
Direktor: Dipl.-Vw. Dipl.-Päd. Joachim Sikora
Selhofer Straße 11
53604 Bad Honnef
Telefon: 0 22 24/26 80 + 28 15
Telefax: 0 22 24/7 92 08

4. Thomas-Morus-Akademie Bensberg
Katholische Akademie im Erzbistum Köln
Direktor: Dr. Wolfgang Isenberg
Overather Straße 51–53
51429 Bergisch-Gladbach
Telefon: 0 22 04/40 84-72
Telefax: 0 22 04/40 84-20

5. Katholische Akademie in Berlin
Direktor: Min. a. D. Dr. Werner Remmers MdL
Hannoversche Str. 5
10115 Berlin
Telefon: 0 30/2 80 60 28
Telefax: 0 30/2 82 68 27

6. Walberberger Institut
Bildungsstätte der Dominikaner
Direktor: P. Dr. Richard Glöckner OP
53332 Bornheim-Walberberg
Postfach 61 20, 53312 Bornheim-Walberberg
Telefon: 0 22 27/85-0 (85-251)
Telefax: 0 22 27/85-252

7. Kommende – Sozialinstitut des Erzbistums Paderborn
Direktor: Dr. Peter Schallenberg
Brackeler Hellweg 144
44309 Dortmund
Postfach 12 01 51, 44309 Dortmund
Telefon: 02 31/2 06 05-0
Telefax: 02 31/2 06 05-80

8. Katholische Akademie Dresden
– Forum für Kirche und Welt –
Bischof-Wienken-Haus
Direktor: Pfarrer Bernhard Rachwalski
Tiergartenstr. 74, 01219 Dresden
Telefon: 03 51/4 71 07 10
Telefax: 03 51/4 71 76 69

9. Katholische Akademie der Erzdiözese Freiburg
Direktor: Prof. Dr. Ludwig Wenzler
Wintererstr. 1
79104 Freiburg i. Br.
Postfach 9 47, 79009 Freiburg i. Br.
Telefon: 07 61/3 19 18-0
Telefax: 07 61/3 19 18-11

10. Bonifatiushaus
Direktor: Dr. Antonius Gescher
Neuenberger Str. 3–5
36041 Fulda
Telefon: 06 61/83 98-0
Telefax: 06 61/83 98-136

11. St. Jakobus-Haus
Akademie der Diözese Hildesheim
Komm. Direktor: Dr. Andreas Fritzsche
Reußstr. 4
38640 Goslar
Telefon: 0 53 21/34 26-0
Telefax: 0 53 21/34 26-26

12. Katholische Akademie Hamburg
Direktor: Dr. Günter Gorschnek
Herrengaben 4
20459 Hamburg
Postfach 11 12 67
20412 Hamburg
Telefon: 0 40/36 95 20
Telefax: 0 40/36 95 21 01

13. Niels-Stensen-Haus
Haus der Erwachsenenbildung im Bistum Hildesheim
Direktor: Dr. habil. Stefan Scheld
Worphauser Landstr. 55
28865 Lilienthal
Postfach 11 60
28858 Lilienthal
Telefon: 0 42 08/299-0
Telefax: 0 42 08/299-144

14. Ludwig-Windthorst-Haus
Katholische Akademie u. Heimvolkshochschule
Direktor: Dipl.-Theol. Reinhold Jackels
Gerhard-Kues-Straße 16
49808 Lingen-Holthausen
Telefon: 05 91/61 02-0 (-112)
Telefax: 05 91/61 02-135

15. Katholische Akademie „Die Wolfsburg“
Haus für Erwachsenenbildung des Bistums Essen
Direktor: Dr. Michael Schlagheck
Falkenweg 6
45478 Mülheim/Ruhr
Telefon: 02 08/9 99 19-0
Telefax: 02 08/9 99 19-110

Zu schön, um zu arbeiten...

Das sagen unsere Gäste immer wieder. Natürlich gefällt ihnen das wunderschöne und gut ausgestattete Tagungshaus der Akademie. Das ist o.k.

Aber der Kulturraum Oberschwaben ist eine Schatztruhe, in der es unendlich viel zu entdecken gibt.

Nehmen Sie sich Zeit und starten vom Tagungshaus der Akademie in Weingarten!

Tagung und eine Nacht

Reisen Sie einen Tag früher an und/oder bleiben Sie eine Nacht länger. Billiger und schöner bekommen Sie es nirgends. Die Fahrt ist schon bezahlt und unsere Garni-Preise sind wirklich bezahlbar. DM 57,- incl. reichhaltigem Frühstück.

Sie arbeiten – Ihr(e) PartnerIn genießt

Es ist schon ein Privileg in unserem Tagungshaus arbeiten/tagen zu können. Denken Sie daran: Unsere Zimmer können als Doppelzimmer gerichtet werden. Während Sie tagen, können wir Ihrem/Ihrer PartnerIn auf Wunsch sogar Vollpension bieten. DM 42,- für Übernachtung und Frühstück. Mittagessen mit drei Gängen DM 18,-, reichhaltiges Abendessen DM 11,-.

Kommen Sie doch mal privat

Wir haben immer mal wieder ein Bett für Sie frei. Dann machen wir für Sie auch ein Frühstück. Sie bezahlen einzeln DM 75,-, wenn Sie zu zweit kommen, kostet es Sie zusammen gerade mal DM 84,-.

Rufen Sie uns an. Wir geben Ihnen umgehend Bescheid, ob wir für Sie ein Zimmer reservieren können.

Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart Tagungshaus Weingarten Kirchplatz 7, D-88250 Weingarten

Telefon (07 51) 56 86-0
Telefax (07 51) 56 86-2 22
email aka.oehl@t-online.de

16. Katholische Akademie in Bayern
Kardinal-Wendel-Haus
Direktor: Dr. Franz Henrich
Mandlstraße 23
80802 München
Postfach 40 10 08
80710 München
Telefon: 0 89/3 81 02-0
Telefax: 0 89/3 81 02-103

17. Franz-Hitze-Haus
Katholisch-Soziale Akademie des Bistums Münster
Direktor: Dr. Dr. Thomas Sternberg
Kardinal-von-Galen-Ring 50
48149 Münster
Telefon: 02 51/98 18-0
Telefax: 02 51/98 18-480

18. Caritas-Pirckheimer-Haus
Akademie der Erzdiözese Bamberg
Direktor: P. Hugo Stoll SJ
Königstraße 54
90402 Nürnberg
Telefon: 09 11/23 46-0 (-26, -27)
Telefax: 09 11/23 46 63

19. Katholische Akademie Schwerte
Akademie der Erzdiözese Paderborn
Direktor: Dr. Udo Zelinka
Bergerhofweg 24
58239 Schwerte
Postfach 14 29
58209 Schwerte
Telefon: 0 23 04/4 77-0 (-31)
Telefax: 0 23 04/4 77-24

20. Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart
Direktor: Dr. Gebhard Fürst
Geschäftsstelle:
Im Schellenkönig 61
70184 Stuttgart
Telefon: 07 11/16 40-6
Telefax: 07 11/16 40-777

Tagungsgebäude Stuttgart-Hohenheim:
Paracelsusstr. 91
70599 Stuttgart
Telefon: 07 11/45 31 93
Telefax: 07 11/45 86 495
Tagungsgebäude Weingarten:
Kirchplatz 7
88250 Weingarten
Telefon: 07 51/56 86-0
Telefax: 07 51/56 86-222

21. Katholische Akademie Trier
Direktor: Dr. Herbert Hoffmann
Hinter dem Dom
54290 Trier
Telefon: 06 51/71 05-10
Telefax: 06 51/71 05-125

Abteilung Saarbrücken
Leiterin: Rektorin a. D. Margreth Müller-Kunsmann
Mainzer Str. 30
66111 Saarbrücken
Telefon: 06 81/6 81 29

22. Katholische Akademie Rabanus Maurus
Direktor: Dr. Gotthard Fuchs
Wilhelm-Kempff-Haus 1
65207 Wiesbaden-Naurod
Telefon: 0 61 27/7 72 80
Telefax: 0 61 27/7 72 87

23. Domschule e. V.
Akademie für Erwachsenenbildung der Diözese Würzburg
Direktoren:
Prof. DDr. Günter Koch
Domkapitular Josef Pretscher
Am Bruderhof 1
97070 Würzburg
Telefon: 09 31/3 50 51 18
Telefax: 09 31/3 50 51 34

Eine Dokumentation des Leiterkreises *Katholische Akademien in Deutschland* (1993) ist zum Preis von DM 5,- über die Geschäftsstelle der Akademie erhältlich.

Zum Schluß eine Bitte in eigener Sache

Die vorliegende Chronik dokumentiert unsere Arbeit während des vergangenen Jahres. Wir durften wieder eine Vielzahl bekannter, aber auch neuer Gesichter in unserem Haus begrüßen. Ich hoffe sehr, daß die Chronik '97 – vor allem publiziert für unsere Freundinnen und FörderInnen, ReferentInnen und GasttagungskundInnen – etwas von der Vielfalt dessen darstellen konnte, was wir während eines Jahres geplant, organisiert und schließlich auch realisiert haben – und dies nicht nur in unseren beiden Tagungshäusern in Stuttgart-Hohenheim und Weingarten, sondern auch an vielen anderen Orten, u.a. im Foyer der Landeskreditbank in Stuttgart bei der Verleihung des Alexandr-Men-Preises unter der Schirmherrschaft von Ministerpräsident Erwin Teufel.

Unsere Beteiligung am Diakonatskongreß, der in Stuttgart-Hohenheim stattfand, am ökumenischen Frauenkongreß in Ludwigsburg oder an den Ravensburger Waaghausgesprächen – um nur einige wenige Beispiele zu nennen – zeigt die Bedeutung, die wir Kooperation und Vernetzungen beimessen (s. Seite 235). Dies gilt in besonderer Weise für unsere thematischen Schwerpunkte.

Weiter zurückgehende finanzielle Ressourcen erhöhen unsere Verpflichtung zu kostenbewußtem Wirtschaften, aber auch die Bedeutung von Spenden und Zuwendungen für unsere Arbeit bzw. für einzelne Projekte. Vieles von dem, was wir tun konnten, wäre ohne solche Drittmittel nicht möglich gewesen.

Um diesem immer wichtiger werdenden Feld für die Zukunft deutlichere Konturen zu geben, wird die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart seit Oktober 1995 von einem Förderverein unterstützt (siehe Seite ???). Zweck des Vereins ist die wirtschaftliche und ideelle Förderung der Akademie entsprechend deren Selbstverständnis und Arbeitsweise. Er verfolgt diesen Zweck insbesondere durch Bereitstellung von Mitteln für die Arbeit der Akademie.

Wir sind – künftig noch stärker als bisher – angewiesen auf Menschen, die den Akademiegedanken und die Dialogarbeit auch durch materielle Zuwendung unterstützen, und laden Sie herzlich ein, dies durch eine Einzelspende oder Ihre Mitgliedschaft im Förderverein zu realisieren.

Unser Bischof, Dr. Walter Kasper, bringt in seinem Grußwort zur Festschrift „40 Jahre Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart 1951–1991“ zum Ausdruck: „Auch heute ist der Akademie ein weites Aufgabenfeld zugewiesen, das zu bewältigen zugleich geistiger wie geistlicher Wachheit bedarf. Die Akademie leistet dadurch einen doppelten Dienst. Einen Dienst an der Gesellschaft, denn sie bringt das ethische, humane und religiöse Potential des Christentums ins öffentliche Gespräch ein. Und sie leistet einen Dienst an der Kirche, indem sie ‚weltlichen Sachverstand‘ in den kirchlichen Binnenraum hineinvermittelt und so die christliche Verkündigung fähiger macht, die Zeichen der Zeit zu erkennen und sie im Licht des Evangeliums glaubwürdig und mit Aussicht auf Akzeptanz zu deuten.“

Wenn Sie unsere Arbeit unterstützen wollen, können Sie sicher sein, daß Ihre Zuwendung dem von Ihnen gewünschten Zweck (auch projektbezogen) zukommt. Selbstverständlich ist Ihre Spende steuerlich abzugsfähig.

Ich bedanke mich an dieser Stelle für Ihr Interesse und hoffe sehr, daß Sie uns und unserer Arbeit auch künftig verbunden bleiben.

Dr. Gebhard Fürst
Akademiedirektor

Die „Chronik '97“ wird herausgegeben von der
Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart
Im Schellenkönig 61
70184 Stuttgart
Telefon: 0711 / 16 40 – 6
Telefax: 0711 / 16 40 – 777
email: AkademieRS@t-online.de
Internet: <http://www.kirchen.de/akademie/rs>

Verantwortlich für den Inhalt:
Dr. Gebhard Fürst, Akademiedirektor

Redaktion:
Klaus Barwig, Referent für Öffentlichkeitsarbeit

Die einzelnen Berichte sind – sofern nicht anders
angegeben – von den jeweiligen Tagungsleiterinnen
und -leitern verfaßt.

Bildnachweis:
Helmut Bubenzer
Justinus Maria Calleen
Markus Dollenbacher
Frank Eppler
Ernst Fessler
Daniel Hartmann
Manfred W. Lallinger
Ulrich G. Rieger

Druck und Herstellung:
Grafik Druck GmbH, Stuttgart

Schutzgebühr
10,- DM

Bankverbindung:
Landesgirokasse Stuttgart 2 045 692 (BLZ 600 501 01)
Postgiroamt Stuttgart 13 447 – 707 (BLZ 600 100 70)
Schwäbische Bank Stuttgart 1300 (BLZ 600 201 00)

Für eine finanzielle Unterstützung unserer Arbeit sind
wir dankbar.
Spendenbescheinigungen zur Vorlage beim Finanzamt
senden wir auf Wunsch gerne zu.

*...mehr als
drucken...*

■■■■■■ Beratung
■■■■■■ Gestaltung
■■■■■■ Fotosatz
■■■■■■ Desktop-Publishing
■■■■■■ Web-Design
■■■■■■ Internet-Support
■■■■■■ Buchdruck
■■■■■■ Offsetdruck



■■■■■■ Heusteigstraße 66
■■■■■■ 70180 Stuttgart
■■■■■■ Telefax (07 11) 6 45 59-31
■■■■■■ Telefon (07 11) 6 45 59-0
■■■■■■ eMail info@grafikdruck.com
■■■■■■ <http://www.grafikdruck.de/>

■■■■■■ seit 25 Jahren die Druckerei